

**Die  
Armagnaken  
im Elsass,  
1439-1445**

H. Witte





BEITRÄGE MAR 8 1971

ZUR

FÄHNIS- UND VOLKSFÄHNIS

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

XI. HEFT

Die Armagnaken im Elsass

VON

Dr. H. WITTE.



STRASSBURG  
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)  
1890

BEITRÄGE  
ZUR  
LANDES- UND VOLKESKUNDE  
VON  
ELSASS-LOTHRINGEN.

- Heft I: Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen von Const. This. 8. 34 S. mit einer Karte (1 : 300.000). M 1 50
- Heft II: Ein andechtig geistliche Badenfahrt des hochgelehrten Herren Thomas Murner. 8. 56 S. Neudruck mit Erläuterungen, insbesondere über das altdeutsche Badewesen, von Prof. Dr. E. Martin Mit 6 Zinkätzungen nach dem Original. M 2 —
- Heft III: Die Alamannenschlacht vor Strassburg 357 n. Chr. von Archivdirector Dr. W. Wiegand. 8. 46 S. mit einer Karte und einer Wegskizze. M 1 —
- Heft IV: Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Strassburg. Ein urkundlicher Kommentar zu Goethes Dichtung und Wahrheit mit einem Porträt Araminta's in farbigem Lichtdruck und ihrem Facsimile aus dem Lenz-Stammbuch von Dr. Joh. Froitzheim. 8. 96 S. M 2 50
- Heft V: Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsass von Dr. Const. This. 8. 48 S. mit Tabelle, Karte und acht Zinkätzungen. M 1 50
- Heft VI: Strassburg im französischen Kriege 1552—61 von Dr. A. Hollaender. 68 S. M 1 50
- Heft VII: Zu Strassburgs Sturm- und Drangperiode 1770—76 von Dr. Joh. Froitzheim. 8. 88 S. M 2 —
- Heft VIII: Geschichte des heiligen Forstes bei Hagenau im Elsass. Nach den Quellen bearbeitet von C. E. Ney, kais. Oberförster. I. Teil von 1065—1648. M 2 —
- Heft IX: Rechts- und Wirtschafts-Verfassung des Abteigebietes Maursmünster während des Mittelalters von Dr. Aug. Hertzog. 8. 114 S. M 2 —
- Heft X: Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher von Dr. Joh. Froitzheim. M 1 50
- Heft XI: Die Armagnaken im Elsass von Dr. H. Witte. 8. 158 S. M 2 50

In Vorbereitung :

Ehrismann, August Stöber.

Ney, Geschichte des heiligen Forstes bei Hagenau im Elsass. II. Teil von 1648 bis 1791.

Siehe dritte Seite des Umschlags.

DIE  
ARMAGNAKEN  
IM ELSASS

~~~~~  
1439—1445  
~~~~~

VON

**Dr. H. WITTE.**

—————  
STRASSBURG  
J. H. Ed. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)

1889.  
TK

DC 109  
W5

## INHALT.

---

	Seite
I. Der Ursprung der Armagnaken und Schinder. Ihr Treiben in Frankreich und Lothringen und ihr Einfall ins Elsass im Jahre 1439 . . . . .	7
II. Neue Beängstigungen und Beratungen im Elsass . . . . .	22
III. König Friedrich und die Eidgenossen. Seine Verhandlungen mit König Karl VII. von Frankreich und dem Dauphin Ludwig . . . . .	30
IV. Die Armee des Dauphin. Verhandlungen mit der österreichischen Regierung zu Ensisheim. Einmarsch in den Sundgau . . . . .	37
V. Die Schlacht bei St. Jacob . . . . .	48
VI. Folgen der Schlacht. Friedensverhandlungen des Dauphin mit den Eidgenossen und Basel . . . . .	60
VII. Der Einbruch der Armagnaken ins Elsass . . . . .	65
VIII. Der Reichstag zu Nürnberg und der grosse Anschlag. Verhandlungen mit dem Dauphin und König Karl. Das Scheitern des Anschlages . . . . .	79
IX. Das Treiben der Schinder im Elsass und der kleine Krieg wider sie. Der Friede zu Trier . . . . .	109
X. Die Feindseligkeiten während des Waffenstillstandes und der Abzug der Armagnaken. Neue Befürchtungen. Bündnis zwischen Kurfürst Ludwig und den Elsässer Reichsstädten . . . . .	135

---



## VORWORT.

---

*Es sind wohl schon neun Jahre vergangen, dass ich das Material zu der vorliegenden Schrift gesammelt habe; als Vorarbeit sollte dazu dienen das Programm des Strassburger Lyceums vom Jahre 1883: die Armen Gecken oder Schinder und ihr Einfall ins Elsass im Jahre 1439. Anderweitige Arbeiten über die Zeit der burgundischen Herrschaft im Elsass liessen diese Absicht in den Hintergrund treten. Das hat zur übeln Folge gehabt, dass ich dem Stoff fremd geworden bin, und so habe ich vor allem den kundigen Leser um Nachsicht zu bitten.*

*Das Material zur vorliegenden Arbeit fliesst hauptsächlich aus den nie versiegenden Quellen des Strassburger Stadtarchivs und ist zum guten Teil zum erstenmal verwertet, anderes ist unvollständig benutzt in dem Werk von Tuetey, *Les Écorcheurs*. Kleinere Beiträge haben mir gespendet die Archive von Basel, Augsburg und Oberehnheim. Den Herren Archivvorständen sage ich an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank. Mancherlei Bausteine, welche die Arbeit ausführlicher hätten gestalten können, mögen noch in den Archiven der kleineren Städte im Elsass, wie Münster, Bergheim, Rufach, vergraben liegen; vielleicht lassen sie sich bei anderer Gelegenheit heben, wo dann auch die heldenmütige Haltung von Metz in diesem Kriege mehr berücksichtigt werden würde. Zum Schluss erübrigt es mir noch, vor allem der*

*Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Strassburg meinen Dank auszudrücken für das bereitwilligste Entgegenkommen, womit sie mir ihre Bücherschätze am hiesigen Platz stets zur Verfügung gestellt hat; ohne diese Förderung wäre vorliegende Arbeit überhaupt nicht möglich geworden.*

*Und so möge denn dies Büchlein in die Welt hinausgehen zum rühmenden Zeugnis, wie teuer Strassburg und den elsässischen Reichsstädten ihr Volkstum und ihre Zugehörigkeit zum deutschen Vaterland war, welche Kämpfe sie für diese ihre höchsten Güter führten in einer Zeit, wo sie vom Reiche selbst schmähdlich im Stich gelassen waren.*

*Hagenau, im August 1889.*

**H. WITTE.**

## KAPITEL I.

### Der Ursprung der Armagnaken und Schinder.<sup>1</sup> Ihr Treiben in Frankreich und Lothringen und ihr Einfall ins Elsass im Jahre 1439.<sup>2</sup>

Die Entstehung der Armagnaken fällt in die Zeit des Bürgerkrieges, der in Frankreich ausgebrochen war, als sich die beiden Prinzen von Geblüt Herzog Johann von Burgund und Ludwig von Orléans darum stritten, wer an Stelle des wahn-sinnig gewordenen Königs Karl VI. von Frankreich die Regierung führen sollte. Indem sich der Herzog von Burgund auf die grossen Communen des nördlichen Frankreich, der Herzog von Orléans auf die Ritterschaft des südlichen Frankreich stützte, war aus dem persönlichen Hader ein Kampf der Klassen und der Landschaften geworden: Bürger und Ritter, Norden und Süden befehdeten sich.

An Stelle des ermordeten Herzogs von Orléans trat dann der Graf Bernhard von Armagnac, der jenen Söldnerscharen für alle Zeiten seinen Namen verliehen hat. Die Wiege des Grafen von Armagnac steht am Fusse der Pyrenäen; von hier

<sup>1</sup> Von nennenswerten Bearbeitungen des Gegenstandes kommen in Betracht der zu seiner Zeit schätzenswerte Aufsatz von Barthold, der Armegeckenkrieg in Raumers Histor. Taschenbuch NF. Jahrgang 1844; sodann das wertvolle Werk von Tuety, Les Ecorcheurs, 2 tom.; der II. Band enthält die urkundlichen Beilagen, die auch dieser Arbeit sehr zu statten gekommen sind. Tuety geht eingehend auf das Treiben der Armagnaken sowohl bei ihrem ersten Einfall im Jahre 1439 als namentlich auch während der Zeit 1444/45 ein und hat dazu die Schätze des Strassburger Stadtarchivs verwertet; manches ist dabei jedoch unbeachtet geblieben, anderes nicht gehörig ausgeñutzt. Namentlich aber sind die reichlich fliessenden und zuverlässigen chronikalischen Nachrichten nicht in dem nötigen Umfang herangezogen, und es ist ihm dabei ebenfalls manches unbekannt geblieben. Ich erwähne dies, nicht etwa um das Verdienst des Verfassers zu schmälern, sondern um meinen Standpunkt klarzustellen.

<sup>2</sup> Hierzu meine Abhandlung: Die Armen Gecken oder Schinder und ihr Einfall ins Elsass im Jahre 1439. Strassburg 1883.

fürte er den ebenso armen als rauflustigen und zahlreichen Adel von Gascogne, Béarn und Foix gegen Paris; mit ihnen vereinigten sich die halbwilden Bretonen. Nach ihrem Führer hiessen sie Armagnaken. Sie halten in furchtbarer Weise ihren Einzug in die französische Geschichte; es giebt nichts Abscheuliches, nichts Grässliches, was von ihnen nicht begangen wäre. «Schlimmer hatten auch nicht die Sarazenen, schlimmer nicht einmal die Heiden zur Zeit der Christenverfolgung wüthen können.»

Aber diese Armagnaken waren zugleich die Vorkämpfer für Frankreichs Unabhängigkeit. So unsägliches Elend sie auch über das Land gebracht haben, immerhin sind mit ihrem Blute die Kämpfe geführt, durch die Frankreich frei wurde von englischer Fremdherrschaft. Als Herzog Philipp von Burgund, um das Blut seines ermordeten Vaters zu rächen, sich auf Seite Englands schlug, als selbst Paris lieber König Heinrich von England als den König von Bourges innerhalb seiner Mauern sehen wollte, da waren die Armagnaken die alleinigen Vorkämpfer für Frankreichs Unabhängigkeit; alles war Armagnac, das auf Seite des Dauphin, des späteren Königs Karl VII., focht, und so haftete dieser Name auch an den Söldnern, mit denen der König seine Schlachten schlug, nachdem der Graf von Armagnac selbst schon längst zu seinen Vätern gegangen war.

Diese Söldner bilden jetzt den Hauptbestandteil des französischen Heeres. Es war eine bunte Musterkarte von Völkern und Stämmen, die sich hier zusammenfanden, etwa wie in Wallensteins Lager: Schotten, die jetzt am Ufer der Loire mit Pfeil und Bogen den Feind bekämpften, dem sie sonst am Ufer des Tweed gegenübergestanden hatten, Lombarden aus der Schule der Kondottieri, dann die Söhne der Pyrenäenlandschaften und der Gascogne, jener unerschöpflichen Söldnerherberge Frankreichs, dazu die keltischen Bretonen, die ihrem Landsmanne, dem Konnetable Graf Artus von Richemont, folgten; endlich die unvermeidlichen Bestandteile eines jeden Söldnerheeres, solche, die überhaupt nichts mehr zu verlieren hatten, Verbrecher und Räuber, die unter anderem Namen ihr Handwerk weiter fortsetzen wollten, Bürger und Bauer, denen der Krieg keine andere Wahl übrig gelassen hatte — sie alle verbunden durch ein gemeinschaftliches Ziel: Beute ist die Lösung. Um ein solches Heer in Zucht zu halten, ist pünktliche Soldzahlung das erste Erfordernis, aber dazu fehlte Karl VII. so gut wie alles, und so ergaben sich diese Leute den schlimmsten Ausschreitungen. Ihre Anführer, Kapitäne genannt, vielfach Glücksritter, in den meisten Fällen echte Kondottieri, die mit ihrem Schwerte sich ihre Stellung erkämpft hatten, waren nicht viel besser. Wir sind freilich gewohnt, einen La Hire, einen Xaintrailles als ideale Heldengestalten, als Ritter ohne Tadel zu

betrachten, aber sie waren Plünderer so gut wie die übrigen... Si dieu se ferait homme d'armes, il serait pillard, das war der Ausspruch von La Hire; danach mag man diese Banden beurteilen.

Es war die eiserne Notwendigkeit, die König Karl gezwungen hatte, zu diesen Scharen seine Zuflucht zu nehmen, nachdem das französische Ritterheer den halbnackten englischen Bogenschützen erlegen war. Allmählich brach jetzt doch bei den Franzosen die Erkenntnis durch, dass der Krieg doch etwas anderes wäre als ein erweitertes Turnier, dass man versuchen müsste, die Engländer mit ihren eigenen Waffen zu schlagen; und so vollzog sich in Frankreich dieselbe bedeutungsvolle Umwälzung, wie sie in Deutschland durch die Kriege mit den Schweizern und Hussiten hervorgebracht war. Die schwere Reiterei verlor ihre ausschliessliche Geltung und zwar mit gutem Recht, waren doch die französischen Ritter in ihren Rüstungen so unbeholfen geworden, dass sie nicht einmal allein das Pferd besteigen konnten und zu allen militärischen Schwenkungen und Bewegungen versagten, so dass sie eigentlich nur für den Frontangriff auf ebenem, freiem Felde zu gebrauchen waren; ohne Ross und gar im Fusskampf glich der Ritter einem mächtigen Seetier, das von den Wogen aufs Festland geworfen war. Der Reiter wurde jetzt erleichtert, und vor allem trat die Infanterie wieder in ihr gutes altes Recht ein. Damit wurde auch die Kriegführung von Grund aus verändert. Während die ganze Kriegskunst der französischen Ritterschaft schliesslich doch nur in dem oft recht regellosen Reiteranprall bestanden hatte, bei dem der eine dem andern zuvorzukommen suchte, um zuerst an dem Feind zu sein, lernen die französischen Heerführer jetzt von der Kriegskunst der Engländer und Italiener die Vorteile des Terrains benutzen, und wo diese fehlen, künstliche Schutzwehren schaffen, um den Angriff der Reiterei abzuwehren. Die wichtigste Waffe wird jetzt die berittene Infanterie, etwa den Dragonern ähnlich, die früher und wiederum heute besonders auf den Fusskampf geübt sind; ihre Hauptwaffe ist der Bogen; in der Schlacht fechten sie zu Fuss. Zu Pferde durchmessen sie mit der grössten Schnelligkeit die weitesten Entfernungen und wissen den Feind immer dort zu treffen, wo er es am wenigsten erwartet. Unerschöpflich sind sie in Erfindung von Handstreichern, unübertrefflich in der Erstürmung von Burgen und Festungen, die sie auf Sturmleitern (par escalade) zu ersteigen pflegen, und in der Schlacht wissen sie die Vorteile des Terrains in unvergleichlicher Weise auszunutzen.

So waren sie es, die Frankreichs Boden von den Engländern befreiten, aber man kann gleichzeitig sagen, dass sie die Bevölkerung nicht minder bedrängten als jene. In der Anwendung von Martern, um dem Bauer den letzten Groschen abzuwingen,

waren sie wenigstens ebenso erfinderisch als die Schweden und Kaiserlichen zur Zeit des dreissigjährigen Krieges in Deutschland; und Frankreich war zu einer Wüste geworden. Endlich schien eine Wendung zum Bessern zu kommen, als der Friede von Arras im Oktober 1435 wenigstens dem Bürgerkrieg zwischen Frankreich und Burgund ein Ende setzte. Man konnte jetzt die Söldnerscharen, die im Innern Frankreichs hausten, an die Grenze werfen und durfte hoffen, dass nun auch die Engländer bald gezwungen sein würden, Frieden zu schliessen. Diese Hoffnungen erwiesen sich als eitel; die Drangsale, die Frankreich von den eigenen Söldnern zu erleiden hatte, wurden grösser denn je. Auf die Armagnaken folgten die *Ecorcheurs*, die Schinder.

Das Ansehen des Königs bei seinen Feldhauptleuten und Söldnern war immer gering gewesen; sie befolgten jetzt ihre eigene Politik und waren durchaus nicht geneigt, jenem Frieden beizutreten, der ihrer Selbstherrlichkeit ein Ende machen musste. Die noch weniger verwüsteten Landschaften im Innern Frankreichs und namentlich die burgundischen Herrschaften zogen sie weit mehr an als die völlig ausgesogenen Grenzgegenden der Normandie, wo harter Kampf und wenig Beute ihrer wartete. Die grossen Kompagnien lebten wieder auf, die ein Jahrhundert zuvor nach der Schlacht bei Poitiers sich zu Herren Frankreichs gemacht hatten. Anstatt gegen den Feind zu ziehen, zogen sie im eigenen Lande mordend und plündernd umher. Sie hatten das Rauben förmlich organisiert, und die Kapitäne hatten die einzelnen Landschaften Frankreichs unter sich zu dem Zwecke verteilt. Diese Banden erhielten den Namen *Ecorcheurs*, *Laniatores*, *Escoricatores*; namentlich in Nordfrankreich, Burgund und Lothringen wurde diese Bezeichnung allgemein. Es sind dieselben Banden wie früher, dieselben Führer, nur der Name ist ein anderer geworden, und sie haben sich der königlichen Autorität jetzt fast vollständig entzogen.

Der bisherige Name Armagnac war eben bedeutungslos geworden, seitdem der Bürgerkrieg aufgehört hatte, und um diese Banden nun zu bezeichnen, konnte allerdings kein besserer Name gefunden werden, als den der Galgenhumor des Landmannes erfand. Jene Banden hatten nämlich die Gewohnheit, ihre Opfer selbst der Kleider zu berauben und sie bis aufs Hemd auszuziehen, und wenn die Unglücklichen dann in ihre Heimat zurückkehrten, spottete man ihrer und sagte, sie wären in die Hände der *Ecorcheurs*, der Schinder gefallen. In den Nachbarländern behauptete sich jedoch der ursprüngliche Name; er war hier eben keine Parteibezeichnung gewesen, sondern bedeutete den französischen Söldner schlechtweg. Der Name wurde dann mundartlich umgeformt, ohne dass man an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes weiter dachte, und so

finden wir neben Arminacs, Herminax, Herminaux, Erminques, wie in den lothringischen und wollonischen Landschaften geredet wurde, im Elsass die merkwürdige Entstellung Arme Jäcken, Arme Gecken. So wurden sie noch vorwiegend 1439 genannt; 1444 hat hingegen der Name Schinder das Uebergewicht erhalten, eine Bezeichnung, die an sich wohl die Verdeutschung des Wortes *écorceur* sein soll, die aber auch sonst in den oberrheinischen Gegenden für die adeligen Strassenräuber üblich war.<sup>1</sup> Daneben finden sich noch vielfach andere Bezeichnungen: Kelensnider, nach ihrer Gewohnheit, den Gefangenen, die kein Lösegeld zahlen konnten, die Kehlen abzuschneiden; mehr allgemein der Ausdruck: das oede, das boese volk; den nationalen Gegensatz ausdrückend sind Bezeichnungen wie das fremde volk, das welsche volk, die Walhen. Daneben werden die Schinder nach den unter ihnen vorherrschenden Nationalitäten auch Gaskarden, verstümmelt Gesger, Pikarden und Engelschen genannt. Vereinzelt tritt eine recht originelle Bezeichnung auf, die namentlich der Anwohner des Rheins zu würdigen weiss: der Schweizer Historiker Hans Fründ nennt sie *schnagggen*.

Diese Namen sind an sich ja bezeichnend genug für jene Banden, und die Chronisten jener Zeit wissen die Ausdrücke nicht stark genug zu finden, um ihr Treiben zu schildern. Was wilde Raubgier verüben kann im Bund mit bestialischer Grausamkeit, die sich weidet an den Zuckungen ihrer Opfer, das verübten sie. Es tritt ja sonst leicht die Gefahr ein, dass man auf die Rechnung der Allgemeinheit setzt, was nur der Einzelne verbrochen hat; hier aber liegen aus allen Teilen Frankreichs dieselben Nachrichten unabhängig von einander vor, und zwar kommen neben den chronikalischen Nachrichten ganz besonders jene amtlichen Untersuchungsakten in Betracht, die überall über die Ausschreitungen der Söldner aufgenommen wurden.<sup>2</sup> Sie stimmen genau mit den Chroniken überein. Nimmt man noch hinzu, dass auch die deutschen Chroniken sowohl als auch eine Reihe von Privatschreibern dieselben Züge über die Armagnaken berichten während ihres Aufenthaltes in Deutschland, so ergibt sich daraus, dass die verschiedenen Haufen überall dasselbe Verfahren beobachteten. Der Bauer wird geschlagen, dass ihm das Fleisch in Stücken vom Leibe fällt, er wird gehängt, gekreuzigt, geröstet und gebraten am Spiess über dem Herdfeuer; was mit den Frauen geschieht, entzieht sich der Darstellung, und wenn die Bande dann ein Dorf verlässt und der Bauer nicht im stande ist, seine Habe auszulösen, dann wird das Haus verbrannt, die Obst-

<sup>1</sup> Königshofen-Schilter p. 911.

<sup>2</sup> Von ihnen hat Tuetey t. II verschiedene veröffentlicht.

bäume umgehauen, das Vieh, was nicht fortgeführt werden kann, getödet und alles, was zerstörbar ist, zerstört.

Schlimm war es, dass diese Banden nun Gelegenheit fanden, sich in Lothringen festzusetzen. Sie wurden herbeigerufen von dem tapfern Grafen Anton von Vaudémont, aus dem Hause Lothringen, der in erbittertem Kriege stand gegen den Herzog René von Anjou und Bar, Prinz von Geblüt von Frankreich, Titularkönig von Sicilien und Jerusalem, welcher die älteste Tochter Isabella des ohne männlichen Erben verstorbenen Herzogs Karl III. von Lothringen<sup>1</sup> heimgeführt hatte und von diesem zum Erben seines Herzogtums eingesetzt war.<sup>2</sup> Graf Anton, welcher sich auf das salische Gesetz berief und bessere Ansprüche zu haben vermeinte, nahm die Schinder in seinen Dienst, welche schon vorher verheerende Streifzüge nach Lothringen unternommen hatten, und die Lothringer wussten kein anderes Mittel, sich des Grafen zu erwehren, als ihrerseits ebenfalls die Schinder in Dienste zu nehmen. Sie wandten sich an König Karl, der ihnen mit grösstem Vergnügen schickte, was er gerade von Schindern zur Verfügung hatte, und zugleich den im Dienste des Grafen stehenden Banden befahl, denselben zu verlassen und den Lothringern im Kampfe wider ihn beizustehen. Das geschah; im Dienste Lothringens zehrten die Schinder jetzt Lothringen aus, und so rasch und gründlich besorgten sie dies, dass, nachdem Anfang Oktober 1438 dieser neue Abschnitt des Krieges begonnen hatte, bereits Anfang Dezember eine Post nach der anderen ins Elsass kam, dass ein Einfall der Schinder bevorstände, weil sie Lothringen rein ausgezehrt hätten und dort nichts mehr zu essen fänden. Das erschien den Lothringer Herren als das bequemste Auskunftsmitglied, die schlimmen Gäste los zu werden, und gleichzeitig gedachten sie dann die Streitkräfte der Schinder im Kampf wider ihre Widersacher im Westrich und im Elsass zu

<sup>1</sup> Die zweite Tochter Katharina war mit dem Markgrafen Jakob von Baden vermählt und brachte ihm die Städte Bruyères, Saint-Dié, Arches und Raon als Mitgift, ausserdem den Pfandbesitz der lothringischen Landvogtei Vogesen. Digot, Hist. de Lorraine II, 349.

<sup>2</sup> Der sich daraus entspinnde lothringische Erbfolgekrieg dauerte von 1431 bis 1441 und brachte die schwersten Leiden über das Herzogtum. Für Deutschland war es von grösstem Nachteil, dass der Graf von Vaudémont seine Ansprüche auf Lothringen gegenüber dem Beistand, den König Karl seinem Schwager Herzog René gewährte, nicht durchführen konnte. Lothringen wurde dadurch, dass es an die Anjous kam, geradezu eine französische Provinz, und es war von grösster Bedeutung, dass nach dem Aussterben der Anjous 1473 der Enkel des Grafen Anton, Graf René von Vaudémont, sein Erbrecht geltend machen konnte und die enge Verbindung Lothringens mit Frankreich dadurch wieder hergestellt wurde. Ich gedenke darüber eine besondere Arbeit erschießen zu lassen.

verwenden. Hier standen sich die mächtigen Dynastengeschlechter der Grafen von Lützelstein und Leimingen, der Herren von Finstingen und Lichtenberg einander in schärfster Spannung gegenüber, und Herrn Johann von Finstingen erschien die Gelegenheit willkommen, um eine alte Rechnung mit den Gebrüdern Jakob und Ludwig von Lichtenberg auszugleichen. Der Konnetable von Frankreich selber, Graf Artus von Richemont, schlug sich ins Mittel, um die Bandenführer den Vorschlägen der Lothringer Herren geneigt zu machen, und es scheint, als ob selbst König Karl in diesem Sinne seinen Einfluss geltend gemacht hat, um das Land seines Schwagers so lange von jenen Banden zu befreien, bis er selbst wieder Verwendung für sie hatte.

In der That entschlossen sich die Kapitäne am 12. Januar ins Elsass abzuziehen, und Ende Januar bewegten sich dann die Streitkräfte der Schinder langsam in der Richtung auf die Zaberner Steige. Am 24. Februar waren sie in den Gegenden von Badonwiller, Blamont und Rixingen konzentriert, so dass es zweifelhaft erschien, ob sie über die Markircher oder Zaberner Steige ins Land hinein wollten. Von da brachte sie ein Gewaltritt in einem Tage nach der Zaberner Steige, und am 25. Februar brachen sie ins Elsass ein.

Es hatte nicht an Warnungen gefehlt über die Pläne der Schinder, und unerwartet konnte daher der feindliche Einfall nicht kommen. Gleich als die ersten Armagnaken in Lothringen erschienen, Ende Dezember 1434, regte sich auch im Elsass bereits die Furcht, dass dies «oede» Volk das Land heimsuchen könnte. Man gedachte der Einfälle der «Engelschen» im vorhergehenden Jahrhundert, und wie unsäglich damals das Land unter ihnen gelitten hatte. Die mächtigeren Reichsstände traten zusammen, um über Verteidigungsmassregeln wider den bösen Feind zu beraten; aber sie kamen über die ersten Beratungen nicht hinaus; <sup>1</sup> so oft Nachrichten eintreffen von Absichten der Schinder, ins Elsass einzufallen, vereinigen sich die Reichsstände zu neuen Tagen, und wenn dann die Nachricht kommt, dass es nicht so schlimm gewesen, gehen sie erleichtert nach Hause. In dieser Weise zogen sich die Verhandlungen von einem Jahre zum anderen, ohne dass irgend ein Abkommen erreicht wurde, ausser dass man sich vielleicht über die Grundlinien eines Bundes einigte, falls die Armagnaken wirklich den Versuch machen sollten, ins Land zu fallen. Vielleicht erschien die Gefahr einstweilen noch nicht so gross, und vor allem hinderte das sehr berechtigte Misstrauen, welches Strassburg gegen seinen alten hösartigen und ränkevollen Bischof Wilhelm von Diest hatte, ein egeres Zusammenschliessen. Erst als die

<sup>1</sup> Cfr. cap. II meiner citierten Abhandlung.

Nachrichten aus Lothringen immer drohender wurden und es ziemlich sicher war, dass die Schinder in der That beabsichtigten ins Elsass einzufallen, da sie in Lothringen nichts mehr zu essen fänden, da kam es endlich gegen Ende Dezember 1438 zu einer vorläufigen Vereinbarung, die dann am 5. Februar 1439 feste Gestalt erhielt.

Leider aber hatte auch jetzt noch nicht die drohende Gefahr das ganze Land einigen können zur gemeinsamen Abwehr. Nicht bloss hielt sich die österreichische Herrschaft völlig fern, obwohl doch auch das Oberelsass und der Sundgau ebenso bedroht war, sondern auch jene elsässischen Landherren, die mit dem einen Fuss in Lothringen und mit dem andern im Elsass standen und die Pässe des Gebirgs beherrschten, die Grafen von Lützelstein und Leiningen, die Herren von Ochsenstein, Geroldseck und Bitsch waren ebenfalls dem Bündnis nicht beigetreten. Teilnehmer des Bundes waren der Bischof von Strassburg, die Gebrüder Jakob und Ludwig Herren von Lichtenberg, Smassmann Herr von Rappoltstein und die Ritterschaft im Elsass: «an einem Teil», Ritter Reinhart von Neiperg,<sup>1</sup> Unterlandvogt zu Elsass als Vertreter des Kurfürsten von der Pfalz von wegen der Landvogtei und der Reichsstädte im Elsass — ausser Weissenburg, das nicht beigetreten war — «am andern Teile» und die Stadt Strassburg «zum dritten Teile». Und wenn diese nun wenigstens einmütig zusammengehalten hätten! Gerade jetzt war unter den elsässischen und lothringischen Grenzherrn heftige Fehde ausgebrochen, und neben den Herren von Lützelstein und Finstingen waren es die Herren von Lichtenberg, denen nachgesagt wurde, dass sie die Armagnaken ins Land rufen wollten. Und selbst Bischof Wilhelm von Strassburg, der am meisten auf den Abschluss des Bündnisses hingedrängt hatte, da ja sein Land zunächst dem Angriff der Armagnaken offen lag, blieb von diesem Verdachte nicht verschont. Auf den Gassen und in den Schenken Strassburgs hiess es nicht anders, als dass der alte Feind den Strassburgern «einen trab schenken» möchte und die Feinde ins Land rufen wollte.

So fehlten bereits die ersten Bedingungen für ein gedeihliches Zusammenwirken, aber auch volle Einigkeit hätte nicht viel genützt; denn die Bestimmungen des Bündnisses waren derart, dass eine erfolgreiche Abwehr überhaupt unmöglich war. Gerade sie stellen die ganze Jämmerlichkeit jener traurigen Zeit, der jeder Sinn für die Interessen der Allgemeinheit und des Ganzen abging, die unter dem Wust der Kleinigkeiten den Sinn für das Grosse vollständig verloren hatte, einmal recht

<sup>1</sup> Kurfürst Ludwig IV. Pfälzgraf Otto von Mosbach die Regierun- sitz der Landvogtei im Elsass. Für sein Oheim Pfalzgraf Otto von

wieder in deutliches Licht. Man stelle sich einmal die Lage vor: es ist gewiss, dass eine für damalige Zeit starke Armee, der ein furchtbarer Ruf vorangeht, zu keinem anderen Zweck ins Elsass einfallen will, als um es auszuplündern; und wozu vereinigen sich die Verbündeten, wie wollen sie diese Gefahr abwenden? Wenn der Feind ins Land einfällt, soll jeder Teil dem andern nach bestem Vermögen helfen. Man will den Feind also erst im Lande haben, ehe man ihn bekämpft; ihn jenseits der Vogesen aufzusuchen oder ihm doch wenigstens die schwierigen Pässe durch die Vogesen zu verlegen, davon ist keine Rede. Unter den Augen des Feindes soll sich das Heer bilden, das ihn vertreiben soll, und insofern jeder nach bestem Vermögen helfen soll, ist es in sein Belieben gestellt, wie viel er für seinen Teil leisten will. Auch ein Kriegsrat war vorgesehen, zu dem jeder der drei Teile je einen Hauptmann stellte. Was nützte aber der Kriegsrat, dessen Beschlüsse abhängig waren von der Zustimmung der drei Teile, von denen jeder seinerseits sich wieder der Zustimmung derjenigen zu vergewissern hatte, aus denen er sich zusammensetzte!

So lautete der anfängliche Entwurf;<sup>1</sup> der endgültige Vertrag<sup>2</sup> enthielt noch einige nicht unwesentliche Aenderungen, die natürlich wiederum Gegenstand ernster, langwieriger Beratungen gewesen waren. Die Verbündeten mochten doch einsehen, dass es nicht angethan wäre, sich so ganz jeglicher Offensive zu begeben und sich vom Feinde abhängig zu machen, und so hatten sie sich zu dem grossen Entschluss aufgerafft, ein Korps von 300 Reisigen aufzustellen. — Das waren die Verteidigungsmassregeln, wozu über vier Jahre der Beratung nötig gewesen waren. Man hatte ausserdem jetzt noch einen beratenden Körper mehr: der Kriegsrat beriet, und über seine Beschlüsse beriet dann der Städtetag, den der Unterlandvogt, und der allgemeine Landtag, den der Bischof berief. Die Beratungen waren somit in Permanenz, und während derselben — es fand gerade ein neuer Tag zu Molsheim statt — ziehen die Armagnaken am 25. Februar unter Führung des Herrn Johann von Finstingen über die Zaberner Steige, ohne auch nur ein einziges Hindernis vorzufinden.

Immerhin ein rätselhafter Vorgang! Der Unterlandvogt von Neiperg drückt sich in einem Brief an Strassburg aus, dass es mit «Liederlichkeit» geschehen sei. Freilich hatte vor allen andern der Bischof von Strassburg, zu dessen Gebiet der Pass von Zabern gehörte, liederlich gehandelt, dass er nicht einmal ein einziges Verhau angelegt hatte, um den Anmarsch des Feindes aufzuhalten, und es war kein Wunder, dass die Leute in Stadt

<sup>1</sup> Schilter 949.

<sup>2</sup> Das Original bei Spach, Oeuvres III, 475.

und Land jetzt das Gerücht bestätigt glaubten, dass der Bischof die Walhen für ein Stück Geld heimlich ins Land gelassen hatte. Wie stand es nun aber mit den übrigen Verbündeten? Ausser Strassburg waren sie ebensowenig gerüstet; der Unterlandvogt selbst war völlig entblösst von Truppen, und es dauerte über zwei Wochen, bis ein kleines Reitergeschwader zu seiner Verstärkung eintraf, gerade als die Armagnaken abgezogen waren.

Demnach hielten diese Räuberscharen, ohne das geringste Hindernis zu finden, ihren Einzug in das blühende Elsass. Politische Zwecke lagen ihnen fern. Es galt die Raublust zu befriedigen, für die Lothringen nur wenig mehr bieten konnte, und ihre Anführer lockte auch wohl die Aussicht auf Ruhm. La Hire, der grosse Kriegsheld, den unser Dichter in seiner Jungfrau von Orléans in verklärter Gestalt uns vorführt, ein Plünderer wie alle anderen, hatte in echt Gascogner Weise geschworen, sein Kriegsgross in den Fluten des Rheins zu tränken, und, fügt der Chronist hinzu, er hat seinen Schwur gehalten. Das schliesst nicht aus, dass nicht auch noch andere Pläne im Spiel waren, und gewiss hätte Papst Eugen gar zu gern das Heer der Armagnaken auf Basel gelenkt, um das ihm so widerwärtige Konzil zu sprengen. Den Armagnaken hätte es aber schon gepasst, eine so reiche Stadt auszuplündern und so viele Prälaten zu Gefangenen zu machen, von denen hohes Lösegeld zu erwarten war. Aber Zweck des Heerzuges war es nicht; Basel lag ihnen nicht mehr am Herzen als jede andere Stadt, deren Eroberung ihnen Beute und Gewinn verhies.

Für damalige Zeit verfügten die Kapitäne über eine bedeutende Streitmacht; das Heer zählte etwa 12,000 Mann, die entsprechend dem Brauche der Schinder sämtlich beritten waren; die wirkliche Kriegsstärke war natürlich viel geringer, nicht über 10,000 Mann, der Rest war «snödes Volk». Nach ihrer Bewaffnung waren die Soldaten entweder geharnischte Reiter oder Bogenschützen, die im Gefecht absassen; die Zahl der letzteren wird zu 5000 guter oder 6000 guter und schlechter Bogner angegeben; sie trugen leinene Panzer und Sturmhauben. Unter den übrigen waren 800 vollständig rittermässig ausgerüstet, vom Kopf bis zum Fuss gepanzert; sie ritten Hengste im Wert von 200 bis 400 Gulden, also eine Elitetruppe in jeder Beziehung. Auf jeden dieser schwerbewaffneten Reiter sind wenigstens zwei bewaffnete und berittene Diener zu rechnen, so dass im ganzen eine Minimalzahl von 2400 Reitern herauskommt. Ausserdem zählte das Heer 500 «einspenniger», die lediglich einen Kürass trugen. Rechnet man auf diese je einen bewaffneten Diener, so erhält man als Gesamtzahl etwa 10,000 Mann. Dazu kam der zahlreiche Tross, der auch Handwerker wie Schneider und Schuster enthielt, und ausserdem an 400 be-

rittene Weiber. Mit Artillerie hatte sich das Heer entsprechend dem Zweck des Zuges nicht sehr belastet; es waren nur zwei grössere Geschütze vorhanden, daneben an 100 Handbüchsen. Das ganze Heer war in drei Hauten eingeteilt, von denen jeder sein eigenes Banner führte; auch die Lanzen der Reiter hatten Fähnlein, rot, blau und schwarz.

Die Anführer waren die nämlichen, vor deren Namen Frankreich erzitterte, Abenteurer, die teilweise von der Pike auf gedient hatten und den Krieg von Grund aus kannten: La Hire, Antoine de Chabannes, später Graf von Dammartin und Marschall von Frankreich, und der Bastard von Vertus; daneben sind zu nennen Floquet, Blancheflor, der grosse und kleine Brusac, Pierre Renauld und der Schotte Montgomery, Namen, die uns bei dem Kriege von 1444 wieder begegnen werden.

Ein furchtbarer Ruf ging ihnen voraus, und so lässt sich der panische Schrecken erklären, der sich im Lande verbreitete, als es hiess, die Schinder ständen bei Zabern. «Und wurde ein grosser Schrecken und ein grosses Fliehen am Rheinstrom von Basel bis gen Mainz, wie man noch nie zuvor erfahren hatte. Und die nicht Wagen oder Karren hatten, die nahmen die kleinen Kinder in die Ruckkörbe, und die da gehen mochten, die führten sie an der Hand, und es war ein Jammer und Elend das anzuschauen.» Zunächst breitete sich der Feind längs der Vogesen in der Richtung auf Buchweiler im Gebiete der Herren von Lichtenberg aus. In Steinburg suchte Herr Ludwig von Lichtenberg vergebens mit seinen Bauern Widerstand zu leisten: der Kirchhof, auf dem er sich verschanzt hatte, wurde erstürmt; er selbst entkam mit knapper Not, viele Bauern wurden gefangen genommen und mussten hohes Lösegeld zahlen. Dann aber wandten sie sich gen Strassburg. Hier brachten sie am 1. März den unvorsichtig ausfallenden Bürgern eine Schlappe bei, die dann zum grossen Verdruss Strassburgs durch das Gerücht ins Ungeheuerliche vergrössert wurde, als ob die Schinder sich der Vorstadt von Strassburg, ja gar der Rheinbrücke bemächtigt hätten. Weiter aber vermochten die Feinde der Stadt, die jetzt vorsichtig ihre Bürger innerhalb der Stadtmauern hielt, nichts anzuhaben, und so zogen sie denn am 3. März in der Frühe wieder ab und wandten sich nach dem Gebirge gen Eptfig, Molsheim und Rosheim zu.

Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, dass jedes Mitglied des Bundes dem anderen nach seinem besten Vermögen geholfen hätte. Wunderbar muss es uns da vorkommen, wenn es heisst: «Das ärgste war, dass man ihnen nicht konnte Widerstand leisten, denn man konnte nicht zusammenkommen, indem man sich solchen Ueberfalls nicht versehen.» In der That war niemand gerüstet. Der Landvogt hatte keine Truppen; ebensowenig waren die zunächst liegenden Städte und Burgen genügend

armiert. Von den oberländischen Verbündeten rührte sich niemand. Kein Wunder, wenn dem Feinde einstweilen der Kamro schwoll und er sich vermass, alle Herren von Schweizerlande bis gen Köln bestehen zu wollen. Dennoch verloren die Verbündeten den Mut nicht; was sie früher an Rüstungen versäumt hatten, wollten sie jetzt nachholen. Wenn ihnen nur die Schinder den Gefallen gethan hätten, darauf zu warten! Zunächst wollte man jetzt das ursprünglich geplante Geschwader von 300 Reisigen möglichst bald aufbringen, um den Streifereien der Armagnaken ein Ende zu machen und sie zu zwingen, sich zusammenzuhalten. In diesem Sinne schrieb der Unterlandvogt an den Pfalzgrafen Otto, was er von Reisigen zur Verfügung hätte, ihm sofort zu Hilfe zu schicken. Längere Zeit erforderte dagegen die Ausrüstung eines Heeres, das den Feind aus dem Lande schlagen sollte. Es wurde ein allgemeines Aufgebot beschlossen und als Termin der 16. März, als Sammelplatz Hagenau bestimmt; Pfalzgraf Otto wurde gebeten, sich auch an die benachbarten Fürsten um Hilfe zu wenden. Bis zu jenem Termin musste man sich nun schon darein fügen, die Schinder als Herren im Lande schalten und walten zu lassen. Denen aber war es ums Plündern zu thun, und nicht ums Kämpfen; und da jener «Anschlag» ihnen nicht verborgen bleiben konnte, waren sie längst über alle Berge, bevor überhaupt nur das reisige Geschwader, das aus der Pfalz kommen sollte, nun endlich in Sicht war. Dennoch aber hatten sie nicht unerhebliche Verluste erlitten. Von den festen Plätzen, die sie versucht hatten zu erstürmen, wie Epfig, Dachstein und Molsheim, waren sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen; zu Molsheim und Dachstein sollen sie allein an 300 Mann verloren haben. Mancher einzelne Mann wurde von den ergrimmten Bauern erschlagen, kleineren Haufen von den Streifpartien, die aus Städten und Burgen kamen, ein gleiches Schicksal bereitet. So erlitten sie, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, in offenem Treffen ihren Gegnern entgegenzutreten, doch erhebliche Verluste. Ihr Gesamtverlust soll an 1000 Mann betragen haben, ein beträchtlicher Prozentsatz im Verhältnis zu ihrer Anzahl.

Ihr Aufenthalt im Unterelsass hatte gedauert vom 25. Februar bis zum 6. März; an sich nur eine kurze Spanne Zeit, aber sie hatte gereicht, um grenzenloses Elend über die betroffenen Gegenden zu bringen. Gewisse Einzelheiten, die berichtet werden, sind geradezu grässlich und lassen sich kaum wiedergeben. Es war wenig, dass sie alles, was sie antrafen, vernichteten, dass zwischen Zabern und Hagenau über 110 Dörfer in Asche lagen, das war einmal Kriegsgebrauch; aber die Greuelthaten, die dabei verübt wurden, die schrien zum Himmel. Zu Steinburg brien sie einen Bauern, der ihnen kein Geld geben konnte, am Feuer und als er um und um voll Blattern war,

riehen sie ihn allenthalben mit Salz ein, banden ihm vom Spiesse, setzten ihn zu sich und gaben ihm zu essen und zu trinken. Und nachdem er noch acht Tage in grosser Marter gelebt hatte, starb er. «Dieser wäre auch wohl würdig gewesen, in den catalogum der Märtyrer zu setzen», fügt der biedere Chronist Bernhard Herzog hinzu. — Grauenhaft war es, wie sich gegen Frauen und Mädchen vergingen; diese Akte bestialischer Wollust lassen sich nicht erzählen. Nicht anders vergingen sie sich gegen Kirchen und Klöster. Nonnen wurden geschändet, Priester entmannt, die heiligen Gefässe geraubt und zu den gemeinsten Zwecken missbraucht.

So hatten sie im Unterland gehaust; noch viel gründlicher sollte sie das Oberland kennen lernen. Ein blitzschnell ausgeführter Ritt hatte sie in einem Tage aus der Gegend von Epfig und Molsheim bis gen Ensisheim geführt und aus dem Bereiche der Verbündeten gebracht. Im Oberelsass und Sundgau war alles in tiefster Ruhe, niemand war auf ihr Kommen gefasst, nichts in Sicherheit gebracht worden. Bei Colmar trafen sie die Leute in den Weinbergen und in einem Dorfe, Ammelkirch bei Ensisheim, gar auf dem Jahrmarkte und nahmen gegen 300 Bauern dort gefangen. Nirgends fanden sie Widerstand. Der österreichische Landvogt Markgraf Wilhelm von Baden-Hochberg sass still und «that nichts dazu, und liess seines eigenen Herrn Land verderben, die Bauern fangen und erstechen, den armen Leuten das Vieh und Gut nehmen, wider Ehre, Gott und Recht». Zu Thann ritten die Schinder ohne Hindernis aus und ein und verkauften ihre Beute. Das hätte er wohl wehren können, aber, wie der Chronist drastisch hinzufügt, der «Hund weiss seines Herrn Sitten wohl». Zuletzt wandte der Landvogt sich an Basel, was die Stadt zu thun gedächte, da erhielt er nur spitze Antworten. «Sie wollten ihre Stadt schon behüten und fürchteten sich nicht. Hätt' er aber gern solcher Gäste, so sollt' er lügen, dass ihm Gäste mehr würden.» Der zahlreiche Sundgauer Adel, sonst so rauflüstig, wenn es den Städten und den auf den Landstrassen einherziehenden Kaufleuten galt, sass jetzt still auf seinen Burgen und machte wohl gemeinschaftliche Sache mit den Schindern. So konnten sie ungestört ihr Wesen treiben. Zu den Leuten, die sie fingen in der Herrschaft oder im Bistum, sprachen sie: Dein eigener Herr hat dich verkauft und verraten und mag mit seinem Leib und Gut leben nach unserem Willen und Wohlgefallen. So berichtet der Chronist Maternus Berler. Er zeigt sich über diesen Zug sonst gut unterrichtet; hier mag aber seine Erzählung doch durch die späteren Ereignisse beeinflusst sein, als im Jahre 1444 die österreichische Regierung und der Sundgauer Adel gemeinschaftliche Sache mit den Armagnaken machten. Der Verdacht mag entstanden sein infolge

der schlaffen Haltung des Landvogtes. Seine ganze Thätigkeit beschränkte sich auf Verhandlungen mit diesen bösen Gästen, ob er sie nicht aus dem Lande kaufen könnte; aber ihre Forderungen waren zu hoch, er konnte sie nicht erfüllen. Es war auch nicht ihre Art, ein Land zu verlassen, so lange noch die Klaue einer Kuh übrig war, und einstweilen hatten sie ja Unterhalt in Fülle, da die Bewohner überrascht worden waren und nicht Zeit gehabt hatten, sich mit ihren Vorräten zu flüchten. So grosse Vorräte hatten sie gefunden, dass sie einen freien Markt ausriefen, und wer zu ihnen kam, der kaufen wollte, dem gaben sie einen Malter Korn für einen Gulden.

Sehnsüchtig mochten jetzt die Oberländer ihre Blicke nach dem Unterelsass um Hilfe wenden, ob nicht bald das Heer zusammentreten würde, das den Feind vertreiben sollte, aber so wie sie es vordem im Oberland gemacht hatten, machte man es jetzt im Unterlande. «Diejenigen, so es nicht betraf, blieben daheim, dieweil ihre Wand kalt blieb.» Nachdem die Armagnaken glücklich aus dem Unterelsass abgezogen waren, hatte der Unterlandvogt von Neiperg nichts Eiligeres zu thun gehabt, als seinem Herrn, dem Pfalzgrafen Otto, den Feldzug zu «wiederbieten», und dieser hatte mit seinen Verbündeten daraufhin seine Rüstungen eingestellt. Als dann die Alarmnachricht in Strassburg einlief, dass oben am Gebirg allenthalben mit den Glocken gestürmt würde über die Armagnaken, die wieder das Land herabzögen, da ihnen von den Grafen von Mümpelgart<sup>1</sup> und den burgundischen Landherren die Pässe nach Burgund verlegt wären, da wurde am 16. März zu Strassburg auf einem Tage der Beschluss gefasst, dass der Zug nun doch von statten gehen sollte; aber der Termin verstrich, und von einer Armee um Hagenau liess sich nichts hören, wengleich es hiess, dass Pfalzgraf Otto im Anzuge wäre. Am 21. März kam darauf die Nachricht, dass der Zug wieder wendig geworden wäre. Und diesmal trug der österreichische Landvogt Markgraf Wilhelm die Schuld, dass der Zug nicht zu stande kam.

Wichtige Dinge waren nämlich oben im Lande geschehen. Den Schindern war es gelungen, zwei kleine Städte, Grandvillars und Münstrol zu erstürmen, und hier hatten sie so viel Vorräte vorgefunden, dass die Hoffnung, sie müssten über kurz oder lang wegen Mangels an Lebensmitteln abziehen, einen argen Stoss erlitt. An ihren baldigen Abzug war jetzt nicht zu denken, zumal König Karl ihnen Weisung erteilt hatte, bis auf weiteres in Deutschland zu bleiben. Umsomehr hätte der Markgraf dem Feind jetzt energisch zu Leibe gehen sollen. Die Gelegenheit dazu war günstig. Zahlreiche Streitkräfte waren im

<sup>1</sup> In jener Zeit war es selten Mömpelgart, sondern meist Mümpelgart.

Anzug, aber sie schienen dem zaghaften Manne nicht ausreichend um den Feind mit Erfolg angreifen zu können; wenigstens 6000 Reisige, meinte er, wären nötig; und so schlug er vor, dass acht Tage nach Ostern ein Heer in dieser Stärke sich zu Ensisheim oder anderswo sammeln sollte. Das wurde denn auch angenommen, und diesmal sollte wirklich der Feldzug von statten gehen; aufs eifrigste wurde gerüstet, und man gedachte auch so weit wie möglich die benachbarten Reichsstände zur Hilfeleistung heranzuziehen. Noch in seinem Lager zu Steinweiler wandte sich Pfalzgraf Otto zugleich im Namen des Bischofs von Strassburg, des Markgrafen Jakob von Baden und der beiden Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg an Frankfurt und forderte die Stadt auf, eine möglichst grosse Anzahl Truppen und Geschütz auf den 6. April gen Speier zu senden, und wie an Frankfurt wird er sich auch an andere benachbarte Reichsstädte wie Mainz, Worms und Speier gewandt haben. Er selbst rüstete aus allen Kräften und gedachte mit 3000 Reisigen und mit 2000 «gewapetern mennen» ins Feld zu ziehen. Im Elsass selbst hatten die unvermeidlichen Beratungen der zehn Reichsstädte über die dem Pfalzgrafen als ihrem Oberlandvogt zu leistende Hilfe bereits wieder begonnen, da kam die Nachricht, der Feind wäre abgezogen. Markgraf Wilhelm und Gräfin Henriette von Mümpelgart hatten ihnen Geld gegeben und ausserdem freien Durchzug durch die Grafschaft Burgund für sie erwirkt, und so waren sie denn endlich in den letzten Tagen des März abgerückt.

Warum rief aber das Elsass nicht das Reich um Hilfe an? Und liess denn der deutsche König Albrecht es ruhig geschehen, dass ein fremdes Heer sich in diese blühende Landschaft des Reiches einlagerte? König Albrecht führte Krieg wider die Türken und bekümmerte sich wenig darum, was im Westen geschah, und ebensowenig nahm das Reich Kunde davon. Der Einfall der Franzosen ging fast unbeachtet vorüber und wird in den Chroniken kaum erwähnt. Nur die zunächst sitzenden Fürsten fürchten doch eine Wiederholung des Besuches. So erklärt es sich, dass, nachdem die Armagnaken schon längst abgezogen waren, der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf Otto auf den 29. Juni einen Tag nach Mainz anberaumten, um über gemeinsamen Widerstand wider den Gegner zu beraten.<sup>1</sup> Von den Beschlüssen des Tages haben wir weiter keine Kenntnis, als dass der Erzbischof und der Pfalzgraf ein Beschwerdeschreiben wegen des Einfalls der Armagnaken an den König von Frankreich richteten. Dieser antwortete<sup>2</sup> am 20. August und stellte

<sup>1</sup> Bischoffsheim samst. n. pfingsten (Mai 30) 1439. Strbg. St.-A. AA 183 or. ch.

<sup>2</sup> Tuetey l. c. I, 113.

unter dem Ausdruck grössten Bedauerns über das Treiben der Armagnaken jegliche Mitschuld seinerseits an ihrem Einfall in Abrede; sie seien von einigen Fürsten und Landesbewohnern herbeigerufen worden. — Dabei beruhigten sich die Fürsten, und weitere Schritte unterblieben. König Karl aber konnte daraus lernen, was er dem deutschen Reiche bieten durfte, und die Ereignisse des Jahres 1444 haben gezeigt, dass der König aus dem Jahre 1439 in der That gelernt hatte.

## KAPITEL II.

### Neue Beängstigungen und Beratungen im Elsass.

Ueber einen Monat hatten die Schinder ungestört im Elsass hausen können, und wenn sie auch zuweilen in kleinen Scharmützeln den kürzern gezogen hatten, so waren sie doch sonst unbestritten Herren im Felde geblieben; die Bauern hatten sich in ihr Schicksal ergeben müssen, sich von ihnen ausrauben und misshandeln zu lassen. Kein Wunder, dass es sie wieder hinzog nach dem Lande, dass sie bei ihrem Abzuge eine baldige Rückkehr verhieszen; das war eben das Bedenkliche, dass nicht das geringste geschehen war, um dem Feind die Wiederholung eines solchen Besuches zu verleiden, und da die Schinder sich auch in den folgenden Jahren in Lothringen hielten, so war die natürliche Folge, dass die Reichsstände im Elsass in beständiger Aufregung und Besorgnis vor einem neuen Einfall schwebten. Trotz der bittersten Erfahrung aber wissen sie auch jetzt kein anderes Mittel, der stets drohenden Gefahr zu begegnen, als zu neuen Beratungen zusammenzukommen. So wiederholt sich die Geschichte der Jahre 1435—1439 in neuem Kreislauf.

In Lothringen war nämlich aufs neue ein erbitterter Kampf mit dem Grafen von Vaudémont und dessen getreuem Parteigänger, dem Herrn von Commercy ausgebrochen. Als dann ein Waffenstillstand am 15. August<sup>1</sup> hier den Feindseligkeiten ein Ende machte, entstand auch im Elsass sofort die grösste Furcht vor einem erneuten Einfall, da die Schinder in Lothringen nichts mehr zu zehren hatten. Und in der That kam, gerade wie im Februar, gegen Ende September und Anfang Oktober 1439 eine Nachricht nach der andern,<sup>2</sup> wonach diese Absicht thatsächlich

<sup>1</sup> Digot l. c. III, p. 61.

<sup>2</sup> Gräfin Henriette von Württemberg-Mümpelgart an Basel dat. Michael.; mitgeteilt von Basel an Strassburg fer. quint. p. Mich. (Okt. 1): die Schinder wollen 18,000 Mann stark durch Lothringen in deutsche Lande — Strbg. St.-A. AA 192. Zwei Schreiben von Bischof Wilh. — an Strbg. dat. mi. n. Michael. (Sept. 30).

bestand. Starke Truppenanhäufungen fanden statt zu Mandres, St-Mihiel, Baccarat, Blamont und St-Dié, und es hiess, dass Herr Johann von Finstingen diese Truppen durch das Leberthal ins Elsass führen wolle. Diesmal war das Gerücht, es solle über die Stadt Bergheim und die österreichische Herrschaft oder über die Grafen von Lupfen gehen, und zwar war die Rede von nicht weniger als 30,000 Pferden. Zum Glück ging die Gefahr aber noch einmal vorüber, denn König Karl rief die Kapitäne mit dem Volk ab zu einem Feldzuge wider die Engländer<sup>1</sup> in der Normandie.

Damit hatte das Elsass für den Rest des Jahres Ruhe. Das Jahr 1440 brachte neue Angst und Sorge. Schon anfangs März erwartete man im Oberelsass einen neuen Einfall der Schinder, die durch die Grafschaft Mümpelgart im Annarsch sein sollten.<sup>2</sup> Und in diesem Jahre war es, dass Strassburg sich wenigstens des mächtigsten lothringischen Parteigängers, des Herrn Johann von Finstingen, zu versichern suchte, indem es mit ihm einen Dienstvertrag auf 10 Jahre abschloss.<sup>3</sup> Glücklicherweise erwiesen sich diese Befürchtungen auch jetzt wieder unbegründet. Weit schlimmer dagegen liess sich das Jahr 1441 an. Damals war es, dass Karl VII. mit einer starken Armee im Januar<sup>4</sup> in die Champagne und bis an die Grenzen von Lothringen vordrang, um die gänzlich ausgezehrtten Landschaften von ihren Peinigern, den Armagnaken, zu befreien; und in der That verbreitete er Furcht und Schrecken durch

AA 182 or. ch. — Strbg. an Basel: Danken für Uebersendung des Schreibens und schreiben, dass sie Botschaft in welsche Land bis gen Metz gethan haben; einer ihrer Diener ist am Freitag heimgekommen mit einem Brief, worin ein treuer Freund Strassburgs schreibt, dass das Volk an 4000 Pferde stark bis an das Land von Bore gezogen ist, um da mehr Volkes zu warten, so dass mehr als 30,000 Mann zusammen kommen sollen, in meinunge in diese laude zu ziehen. Der König von Frankreich liegt aber vor einer Stadt an 7 Meilen ginsite Paris mit einne besesse; da aber der König von England sich anschickt den besesse zu bestriten, hat der König von Frankreich nach dem genannten Volke geschickt, dass es sich mit ihm vereine, und so haben die Schinder ihre Absicht aufgegeben in diese Lande zu ziehen d. t. do. n. Michael. (Okt. 4). Basel A Br. N nr. 200 or. ch. — Ausserdem anonyme Kundschaft. Strbg. St.-A AA. 190.

<sup>1</sup> de Beaucourt, Hist. de Charles VII, III, 21.

<sup>2</sup> Schreiben des Schultheissen von Kaisersberg Ulrich von Richenstein an (?). d. t. iudica. — Strbg. St.-A. AA 186 cop. ch. coev. Claus Schanlit un Burckart v. Mülnheim den ältern, Cünen züm Trübel Stettmeister, Adam Riff, Conrat Armbruster Altammeister. d. t. donrst. n. Mathis 1440. — Strbg. St.-A. AA 186.

<sup>3</sup> Der Herr von Finstingen dient der Stadt mit 10 Gfelen, jede zu 3 Pferden. 1440 Okt.—Nov. Strbg. St.-A. AA 192 cop. ch. coev.

<sup>4</sup> de Beaucourt III, p. 171 ff.

das Strafgericht, das er an einigen Häuptionern ihrer Banden vollziehen liess.<sup>1</sup> Noch wichtiger aber war es, dass er die Quelle alles Unheils verstopfte, indem er den Grafen von Vaudémont und Robert von Saarbrücken Herrn von Commercy zwang, mit Herzog René von Lothringen Frieden zu schliessen. Die Anwesenheit des Königs aber mit einer zahlreichen Armee erregte nicht bloss in den deutschen Grenzlanden, sondern auch im übrigen Deutschland grosse Besorgnisse vor einem neuen Einfall, zumal jene ausgezehnten Landschaften eine solche Truppenmacht auf die Dauer nicht unterhalten konnten. Es hiess,<sup>2</sup> dass an 5000 Mann bereits bei St-Nicolas-du-Port ständen, und dass König René wohl mit 1000 Mann nachrückte, um zu St-Nicolas seinen Schwager König Karl zu erwarten, der eine Bittfahrt nach diesem vielbesuchten Wallfahrtsorte machen wollte; eine Bittfahrt aber mit so zahlreichem Gefolge unternommen musste natürlich die Befürchtung erwecken, dass sie bis ins Elsass hinein ausgedehnt werden könnte. So nahm der junge Bischof von Strassburg, Pfalzgraf Ruprecht, wieder zu dem gewohnten Hilfsmittel seine Zuflucht; er berief einen allgemeinen Landtag nach Molsheim auf den 7. März,<sup>3</sup> und Pfalzgraf Otto setzte gar eine allgemeine Heerfahrt auf den 26. März an, wozu er Hagenau als Sammelplatz bestimmte.<sup>4</sup> Auch jetzt bewiesen sich die Befürchtungen als grundlos. Bereits Markgraf Jakob von Baden hatte Strassburg beruhigt, während König Karl eine Gesandtschaft auf den gerade zu Mainz stattfindenden Kurfürstentag schickte und die friedlichsten und beruhigendsten Versicherungen

<sup>1</sup> Hiermit beginnen jene wichtigen Berichte, welche Jean van Esch, genannt von Luxemburg, Sekretär der Stadt Metz, von jetzt ab über die Verhältnisse in Lothringen und in Frankreich an Strassburg richtete. Jean van Esch war, abgesehen von seiner amtlichen Stellung, noch infolge seiner persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem lothringischen Adel in alle Verhältnisse genau eingeweiht. Seine Berichte sind daher eine Quelle ersten Ranges für die Geschichte dieser Grenzgegenden in jener Zeit und verdienten wohl eine besondere Ausgabe, zumal sie auch sprachlich von Interesse sind. Jean van Esch schreibt in Luxemburger Mundart; die Schrift selbst ist vielfach schwer zu entziffern. Die Berichte finden sich Strbg. St.-A. AA 185.

<sup>2</sup> Hagenau an Strassburg dat. samst. n. Mathis (Febr. 25) 1441. — Strbg. St.-A. AA 186 or. ch. — Diese Nachrichten werden ergänzt durch einen Bericht von Cläwes Schanlit und Obrecht Schalck über eine Unterredung mit Markgraf Jakob von Baden dat. Peterstag 1441. Peterstag kann hier nach dem Inhalt des Schreibens nur cathedr. Petri (Febr. 22) sein. — AA 190 or. ch.

<sup>3</sup> Zinst. n. invocavit dat. estomihi (Febr. 26). AA 182 or. ch.

<sup>4</sup> An Strassburg. dat. Heydelberg sec. fer. p. estomihi (Febr. 27). AA 181 or. ch. Desgleichen an Frankfurt Janssen, Frankfurts Reichskorr. 2, 1 nr. 38

gab.<sup>1</sup> Grössere Beruhigung aber gewährte es, dass der König im April mit dem grössten Teil seines Heeres wieder abzog und die Armagnaken durch die im Juni beginnende Belagerung von Pontoise, die bis Ende September dauerte, ferngehalten wurden.<sup>2</sup> Aber es waren immerhin noch genug von den Schindern und zwar vom schlimmsten Gesindel in Lothringen zurückgeblieben, und so hörte auch jetzt die Furcht in dem wehrlosen Lande nicht auf, dass am Ende wieder die stets rauflustigen Herren des Westrich die Banden durch die von ihnen beherrschten Pässe ins Land führen könnten. Wie bitter rächte es sich doch, dass es im Elsass nicht zu einer durchgreifenden Landesgewalt gekommen war, dass auch dem neuen Bischof, dem mächtigsten Landherrn, ebensowenig zu trauen war wie seinem Vorgänger. Als dann Pontoise gefallen war, erhielt die alte Furcht wieder neue Nahrung, und es fanden abermals Beratungen statt, wie man sich der Gefahr vor den Armagnaken erwehren könnte. Das Jahr 1442 verging in derselben Weise. Es würde zu weit führen, alle jene Lärmgerüchte anzuführen, welche der Bischof von Strassburg der Stadt mitteilt, und wobei er dann regelmässig die Stadt zum Schluss bittet, sich gerüstet zu halten, um ihm auf Erfordern sofort zu Hilfe zu ziehen. In Lothringen nahmen die Fehden unter der schwachen Regierung von König René kein Ende, und so liess sich namentlich das Jahr 1443 recht schlimm an. Der unverbesserliche Robert von Saarbrücken hatte zahlreiche Scharen der Schinder in Dienst genommen, überzog zunächst den Bischof von Metz und den Grafen von Salm und verwüstete dann die gesegnete Metzler Landschaft; starke Scharen sollten auch zu St-Dié und in der Nähe der Zaberner Steige liegen.<sup>3</sup> Das erregt natürlich wieder die grösste Besorgnis im Elsass, die in jenen unvermeidlichen Beratungen ihren Ausdruck findet, deren Ergebnisse immer dieselben sind.

Anders wurde es nun aber im Jahre 1444. Die Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich waren wieder aufgenommen worden, und wenn auch ein endgültiger Friede noch nicht zu erreichen war, so hatten sie doch wenigstens das Ergebnis gehabt, dass am 28. Mai zu Tours ein Waffenstillstand bis zum 1. April 1446 geschlossen wurde. Sofort musste die Frage entstehen, sowohl auf französischer als auch englischer Seite: wohin so lange mit den Söldnern, die das

<sup>1</sup> Mainz an Strassburg, dat. invocavit. AA 189 or. ch. — Am 11. März sagte dann Pfalzgraf Otto die Heerfahrt ab. l. c.

<sup>2</sup> de Beaucourt III, 177 ff.

<sup>3</sup> Berichte von Jean van Esch vom 10. Mai und 9. Juni. — Schreiben von Bischof Ruprecht und Basel an Strassburg. — AA 191.

Land wüste legen?<sup>1</sup> Man konnte sie nicht entbehren, wenn der Krieg wieder ausbrach, aber wenn Frankreich und die französischen Gebiete Englands inzwischen der Segnungen des Friedens teilhaftig werden sollten, mussten für diese Zeit die Banden entfernt werden.

Diese quälende Frage beschäftigte nicht nur die Gemüter in Frankreich, sondern noch weit mehr in den Grenzlanden. Würde es so ergehen wie im vorigen Jahrhundert, wie im Jahre 1439, würde sich nun diese ganze Flut von Mordbrennern und Banditen über das gesegnete Elsass ergiessen? Man kann sich denken, in welcher ängstlicher Spannung die Gemüter waren, wie sie sich abmarterten mit der Frage, über wen es nun gehen würde, als sich die Armagnaken vom bisherigen Kriegsschauplatz her langsam gegen die Ostgrenze in Bewegung setzten. Die erste Kunde erhielt Strassburg durch seinen unermüdlichen Berichterstatter Jean van Esch.<sup>2</sup> Die Kapitäne von Frankreich und England sind mit ihrem Volk «in diese lande» geritten und liegen wohl mit 34,000 reisigen Pferden zwischen Vitry und St. Menehould; der König von Frankreich will sie nicht mehr im Lande haben und hat ihnen erlaubt andere Länder zu suchen, um sich zu ernähren, «so sie beste moegent». Also will der grösste Teil ins Elsass ziehen und der andere ins Metzter Land, und sie wären schon längst aufgebrochen, wenn nicht die grossen Wasser gewesen wären. Kurz darauf war Jean van Esch in der Lage, seine Nachrichten zu ergänzen.<sup>3</sup> Er gab die Stärke des Volkes, das aus Franzosen und Engländern bestände, auf 40,000 Pferde an; davon lägen an 10,000 zwischen Châlons und Vitry, 5000 hielten jenseits der Maas bei Verdun; der grösste Teil läge aber um Troyes, und hier befänden sich auch der Dauphin mit seinem Schwiegervater, dem König von Schottland, und der König von Sicilien; ob dieselben aber mit dem Volk in diese Lande ziehen werden, ist noch unbestimmt. «Sie haben gröese upsacz und sach vor handen, niemantz kan aber noch nicht gewissen hire meinunge.» Bei dem Heere befänden sich 84 französische Kapitäne, die Engländer hätten 8 Hauptleute. Die Leute selbst seien zum Teil gar frisch und gar wohl gerüstet; der grössere Teil aber sei liederliches und zusammengerafftes Volk, und sie hätten mehr als 2000 Weiber, die mit ihnen ritten.

Die Nachrichten, die jetzt von allen Seiten zusammentrafen, bestätigten diese Mitteilungen nur zu sehr. Und nun stelle man sich die elsässischen Reichsstände in ihrer Angst und Not vor. Diesmal schien es also doch ernst werden zu wollen.

<sup>1</sup> de Beaucourt III, 278.

<sup>2</sup> dat. 1444, Juni 5. — AA 185 or. ch.

<sup>3</sup> dat. sampst. nae u. h. lichams dag (Juni 13) l. c.

Ein gewaltiges Heer häufte sich nicht allzufern von der Grenze zusammen, und nach allen Anzeichen zu urteilen, wollten sie ins Elsass hineinziehen, aber was für Pläne sie hier verfolgten, davon verlautete einstweilen nichts. In dieser quälenden Ungewissheit scheint man fast das bewährte Rezept der Tag-satzungen vergessen zu haben; denn es liegen keinerlei Nachrichten vor, dass solche in dieser Zeit abgehalten wären. Zum Teil wurde darauf der Schleier über die Absichten des französischen Heeres gelüftet durch ein Schreiben des Herrn von Blamont, Marschalls von Burgund, an den Grafen Hans von Freiburg, welches der Markgraf Jakob von Baden an Strassburg gelangen liess,<sup>1</sup> darin es hiess, dass der Dauphin der österreichischen Herrschaft wider die Schweizer zu Hilfe ziehen wollte. Aber auch das waren nur Vermutungen; einigermaßen Klarheit brachte erst ein Schreiben der Königin von Sicilien an ihren Schwager Markgraf Jakob von Baden.<sup>2</sup> Zwar von den eigentlichen Absichten König Karls und des Dauphins wusste sie auch nichts weiteres, als dass der Dauphin Feinde suche; sie hatte aber durch die Fürbitte von König Karl beim Dauphin erwirkt, dass derselbe weder des Markgrafen noch der Pfalzgrafen Land und Gebiet schädigen wollte, wenn der Dauphin nun in die Nähe seines Landes käme, so möge der Markgraf ihn an das Versprechen mahnen, welches er ihr, der Königin, gegeben hätte.<sup>3</sup> — Wenn bisher noch manche geglaubt hatten, dass der Dauphin wider den Herzog von Burgund ziehen wollte, so war wenigstens so viel jetzt sicher, dass der Zug des Dauphin über deutsches Gebiet gehen sollte, und da lag die Vermutung nur zu nahe, dass zunächst das Elsass von dem feindlichen Einfall betroffen werden würde. Da musste auch vom Reich Vorsorge getroffen werden, und Markgraf Jakob, so nahe er sonst König Friedrich stand, war doch so wenig über dessen Pläne unterrichtet, dass er jenes Schreiben ihm übersandte, um ihn über die Absichten Frankreichs rechtzeitig aufzuklären.<sup>4</sup>

Unter dem Eindruck dieser Hiobsposten wussten sich die elsässischen Reichsstände nicht anders zu helfen, als dass sie zu neuen Beratungen zusammentraten; und so hatte Bischof Ruprecht einen Tag auf den 16. Juli nach Molsheim berufen,

<sup>1</sup> fer quinta p. Viti (Juni 18). — AA 187.

<sup>2</sup> Donnerst. n. pfingsten (Juni 4). Bei Fugger-Birken Ehrenspiegel 551. — Markgraf Jakob erhielt es erst 30. Juni/1. Juli und teilte es am 1. Juli an Strassburg mit. — Beaucourt IV, 12 verwechselt die Königin von Sicilien Elisabeth (deutscher Name für Isabella) mit Marie von Anjou, Gattin König Karls VII.

<sup>3</sup> Ein gleiches Schreiben ist auch wohl an den Pfalzgrafen erfolgt.

<sup>4</sup> Fugger-Birken l. c.

dem ein vom Kurfürsten Ludwig von der Pfalz<sup>1</sup> nach Strassburg auf den 21. Juli angesetzter Tag unmittelbar folgte,<sup>2</sup> und daran sollte sich in demselben Monat noch ein weiterer Tag zu Hagenau<sup>3</sup> anschliessen, der aber mittlerweile widerboten wurde. Leider wissen wir von den Verhandlungen auf diesen Tagen gar nichts; einen praktischen Erfolg können sie nicht gehabt haben, aber es wäre interessant zu wissen, welchen Eindruck die Nachrichten, welche Strassburg in reichlichem Masse mitteilen konnte, auf die Köpfe der Abgeordneten machten. Gerade als sie zu Strassburg tagten, empfing Strassburg äusserst heunruhigende Nachrichten, wonach es gewiss erschien, dass es sowohl gegen Metz als Strassburg gehen sollte. Und sehr bedenklich musste das Gerede unter den Franzosen erklingen, wovon Strassburg ebenfalls Mitteilung gemacht wurde. Danach hiess es bei den Franzosen, es sollte vor Strassburg gehen, weil diese Stadt vor Zeiten zu Frankreich gehört hätte, wie sie ja auch noch heutigen Tages die Lilie auf ihren Münzen prägen liesse. Das käme davon, dass die Stadt von alters her zu Frankreich gehört hätte, wie sie (die Franzosen) das in alten Historien gefunden hätten.<sup>4</sup> Auch die folgenden Nachrichten waren nicht besser, brachten aber ebensowenig Klarheit in die Lage. Darüber konnte jetzt kein Zweifel mehr sein, dass der Dauphin mit einem grossen Teile des Heeres nach Langres zu abmarschiert war, aber was nun dieser, was die Könige von Frankreich und Sicilien mit den zu Troyes zurückgebliebenen Massen beabsichtigten, darüber zerbrach man sich vergebens die Köpfe. Die verschiedensten Nachrichten liefen um, die um so eher Glauben finden mussten, als sie von gut unterrichteten Leuten herrührten. Im allgemeinen liefen sie darauf hinaus, dass der Dauphin über Mümpelgart in deutsche Lande rücken und entweder wider die Schweizer oder gegen Basel und ins Elsass ziehen und sich hier zwischen Breisach und Basel oder Strassburg und Basel mit dem Heere unter Anführung König Karls vereinigen würde, welches nun die einen durch das Leberthal oder über die Zaberner Steige ins Elsass marschieren, die andern durch das Metzger und Trierer Land an den Rheinstrom vorgehen liessen, um diesen einzunehmen.

Im Elsass muss damals vollständige Ratlosigkeit geherrscht

<sup>1</sup> Derselbe war inzwischen der Vormundschaft seines Oheims, des Pfalzgrafen Otto, entwachsen.

<sup>2</sup> Schreiben Colmars an Schlettstadt, dat. 1444, Juli 14. *Revue d'Alsace*, Jahrgang 1875, p. 158.

<sup>3</sup> Colmar an den Unterlandvogt R. v. Neiperg. dat. 1. August 1444. — *Rev. d'Alsace* l. c. p. 59.

<sup>4</sup> Zu Grunde liegen hierüber und für das Folgende die Berichte von Jean van Esch.

haben. Was sollte auch das so oft versuchte Mittel, Tage zu halten, gegenüber der Ansammlung von so gewaltigen Heeresmassen nützen! So viel war ja inzwischen hindurchgesickert, dass der Dauphin mit seinen Armagnaken dem deutschen König gegen die Schweizer zu Hilfe kommen wollte, aber was bedurfte es dazu einer solchen Truppenzahl! Es konnte nicht anders sein, es mussten da noch andere Dinge im Werden sein. Von Seiten König Friedrichs fehlte jeder Anhalt über seine Absichten. Man stand der Entwicklung der Dinge hilflos, in völliger Ohnmacht gegenüber. Aus der schlecht verhüllten Freude des Adels entnahmen die Reichsstädte das Schlimmste für sich; es schien eine allgemeine Verschwörung gegen sie im Werke zu sein, und sie beeilten sich, wenigstens alle Anstalten zur Verteidigung zu treffen. Damals war es, dass Strassburg sich an Augsburg, Nürnberg und Ulm um je 50 Büchenschützen wandte, und diese Städte<sup>1</sup> entsprachen rechtzeitig diesem Begehren. Sonst aber geschah nichts, keinerlei Massregel wurde getroffen, um ein Zusammenwirken aller Kräfte gegen eine so furchtbare Gefahr zu ermöglichen und herbeizuführen. Es wäre Sache des Oberlandvogts, des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz gewesen, hierzu den Anstoss zu geben, aber auch er wusste kein anderes Mittel, als — vielleicht in Erinnerung an den Brief der Königin von Sicilien — eine Gesandtschaft an den Dauphin abzufertigen. Die Gesandten trafen den Dauphin nicht mehr zu Langres, sondern bereits auf dem Marsch zu Luders; ihre Mission scheiterte vollständig, denn sie konnten keine weitere Antwort erlangen als wohlfeile schöne Redensarten.<sup>2</sup> Das hinderte aber nicht, dass Herren und Städte dem weiteren Gang der Dinge mit verschränkten Armen zusahen, indem sie sich einreden mochten, dass sie nichts zu fürchten hätten, da der Dauphin ja als Freund von König Friedrich käme und die Armagnaken im Dienste des Hauses Habsburg fochten. Aber als nun der Dauphin nach der Schlacht bei St. Jakob sich im Sundgau ausbreitete und seine Scharen namenlose Greuel verübten, als er selbst deutliche Neigungen kundgab, die « vor langer Zeit von Frankreich entfremdeten Landschaften am linken Ufer des Rheins » zurückzuerobern, da, hätte man glauben sollen, wäre Einsicht eingekehrt, und man hätte sich nicht weiter an den Strohalm angeklammert, als ob das alles nur den Besitzungen des Hauses Habsburg

<sup>1</sup> Die Antworten der fraglichen Städte AA 189.

<sup>2</sup> Schilter-Königshofen p. 936 und 1019. Die Gesandten waren der Kanonikus Konrad von Bussnang, dem für seinen Verzicht auf das Strassburger Bistum von Bischof Ruprecht auf Lebenszeit das Obermundat Rufach eingeräumt war; ausserdem Herr Friedrich von Flersheim, Heinrich von Fleckenstein und Doktor Johanns Guldinkopff.

gälte und die Franzosen nicht wagen würden, das Gebiet des Reiches anzutasten. Auf der andern Seite muss man aber gestehen, dass die Rechnung der Elsässer etwas für sich hatte, denn wer konnte und durfte annehmen, dass der deutsche König eine solche Gefahr und ein solches Verhängnis über das ihm befohlene Reich heraufbeschworen hätte! So vergingen die Tage in Sorge und banger Erwartung über die unerforschlichen Wege König Friedrichs und seiner Ratgeber, bis dann die Armagnaken selbst aller Ungewissheit ein Ende machten und, unbekümmert darum, wo die Lande des Hauses Oesterreich ein Ende hatten und das Gebiet der anderweitigen Stände des heiligen römischen Reiches deutscher Nation begann, sich über die gesegneten und in vollem Ernteschmuck prangenden Fluren des Elsass ergossen.

### KAPITEL III.

#### **König Friedrich und die Eidgenossen. Seine Verhandlungen mit König Karl VII. von Frankreich und dem Dauphin Ludwig.**

Zu unglücklicher Stunde für das deutsche Reich war Herzog Friedrich von Oesterreich zum römischen König gewählt worden. Kein Habsburger hat jemals eine so nackte Selbstsucht für die Vorteile seines Hauses zur Schau getragen, keiner in der Art die Interessen des Reiches davor in den Hintergrund treten lassen. Für ihn war der Hauptgesichtspunkt bei seiner Wahl, dass er jetzt versuchen wollte, die Macht des Reiches in die Wagschale zu werfen, um die Besitzungen seines Hauses, die im Laufe der Zeit an die Schweizer verloren gegangen waren, zurückzuerobern, und zunächst und vor allem anderen stand ihm der Sinn danach, ihnen den Aargau, die Wiege seiner Väter, zu entreissen. Nirgends konnten diese Pläne rückhaltslosere Beistimmung finden als bei dem zahlreichen, ebenso armen als rauflustigen oberrheinischen Adel. Die Zeit schien gekommen, dass den Schweizer Kuhhirten mit vollem Masse vergolten wurde.

Wir können uns nur schwer in jenes Mass des Hasses hineindenken, welches die Edelleute am Bodensee, am Oberrhein und im Sundgau gegen die Eidgenossen hegten, den ein Jahrhundert gezeitigt und fortwährende Niederlagen immer aufs neue genährt hatten. Es war aber nicht nur dies nagende demütigende Gefühl, dass sie, die stolzen Ritter, vor den verachteten Bauern, zum Teil ihren früheren Leibeigenen hatten weichen müssen, welches ihren Hass immer aufs neue anfachte, sondern es kam noch die blasse Furcht

hinzu, dass es ihren Eigenleuten am rechten Ufer des Rheins und im Sundgau ebenfalls beikommen könnte, sich die goldenen Früchte der Freiheit zu pflücken; ihre Existenz stand auf dem Spiel, wenn die Eidgenossen fortführen, in der Weise weiter um sich zu greifen. Der Krieg zwischen dem Hause Habsburg und den Eidgenossen war zugleich ein Kampf zwischen Bauernstand und Adel gewesen. Da wo die Schweizer siegreich vorgedrungen waren, hatte der Adel in den meisten Fällen Land und Hof in Stich gelassen, um nicht seinen Nacken unter das Gebot des neuen bürgerlichen Gebieters beugen zu müssen. So drängten sich denn hier am Rheinstrom die verarmten adeligen Gesellen zusammen, nur mit knapper Not oft ihr Dasein fristend. Denn auch mit dem Hilfsmittel, wozu sie sonst wohl griffen, war es schlimm bestellt; die mächtigen Städte am Rhein und im Schweizer Gebiet sorgten für Sicherheit der Landstrassen, und wehe dem Schnapphahn, der in ihre Hände fiel! Voll Neid sah die Ritterschaft auf das Emporblühen der Städte, voll Hass auf jene reichen Kaufherren, die den armen Landjunker oft nur zu sehr ihren Reichtum fühlen liessen. Erst die Bauern, dann die Städte, darin lassen sich die Wünsche und Pläne dieser Ritterschaft zusammenfassen. Namentlich waren es die Sundgauer Herren, die das reiche Basel und mannhafte Solothurn vielleicht noch mehr hassten als die Eidgenossen. Man kann sich daher die Freude denken, als es hiess, dass der junge Spross der Habsburger zum Schwerte greifen wollte, um das Erbe seiner Väter wieder zu gewinnen.

Die Gelegenheit war selten günstig, da die sonst so fest geschlossene Eidgenossenschaft durch innere Zwietracht zerrissen war und sich Zürich von den übrigen Eidgenossen getrennt hatte. Und als nun gar das Unerhörte geschah und Zürich, die alte Widersacherin des Hauses Habsburg, sich mit König Friedrich zum Bunde vereinigte, da schien der Sieg sicher zu sein. Aber die Dinge kamen anders, als man erwartet hatte, infolge der traurigen Nichtigkeit des Königs, dessen Können im umgekehrten Verhältnis zu seinem Willen stand. Statt der erhofften Siege gab es Niederlage auf Niederlage, und überall wehte siegreich das Banner der Eidgenossen. In Stich gelassen von seinem Herrn, wandte sich der Landvogt Markgraf Wilhelm von Baden-Hochberg an Herzog Philipp von Burgund,<sup>1</sup> der ja als Hort der Ritterschaft galt; einer der mächtigsten Sundgauer Herren, Herr Peter von Mörsperg,<sup>2</sup> ein ergrimmt Feind der Eidgenossen und Basels, übernahm die Botschaft im Juni 1443 und schlug dem Herzog vor, seine Schinder, 14,000 an der Zahl, mit denen des Königs von Frankreich zu

<sup>1</sup> Klingenberg Chr. ed. Henne, p. 332.

<sup>2</sup> Mörsperg oder Morimont an der Schweizer Grenze.

vereinigen und sie wider die Eidgenossen ins Feld zu führen. Herzog Philipp war auch nicht ganz abgeneigt, aber die Sache scheiterte an den Bedingungen, die er dem König stellte.<sup>1</sup> Inzwischen aber gestaltete sich die Lage immer bedenklicher, und die verzweifelte Stimmung kam recht deutlich zum Ausdruck auf einem Landtage zu Winterthur, auf dem der Statthalter selbst, Markgraf Wilhelm, beantragte, dem König durch Herrn Thüning von Hallwil, einen der eifrigsten Parteigänger wider die Schweizer, erklären zu lassen, dass die vorderösterreichischen Landstände, das Elsass einbegriffen, sich dem Herzog von Burgund ergeben müssten, wenn er sich nicht bald ihrer annehmen würde.

Der König selbst befand sich in der bedenklichsten Lage; der Boden in den Erblanden wankte unter seinen Füßen, er war nicht im stande, den Hilferufen, die an sein Ohr erschollen, zu entsprechen, und wenn er selbst im besten Falle einige Mannschaft zusammengebracht hätte, so war nicht anzunehmen, dass diese Leute den Eidgenossen stand halten würden. Dazu bedurfte es anderer Streiter, und diese hoffte er in Frankreich zu finden. Bereits im Sommer hatte er sich im Vereine mit seinem Mündel, Herzog Sigmund von Oesterreich-Tirol, dem die Vorlande gehörten, an König Karl von Frankreich um Hilfe gewandt. Indem sie ihre Sache als eine gemeinschaftliche von Fürsten und Adel wider rebellische Unterthanen darstellten, baten sie den König, ihnen die Gesellschaft der Armagnaken wider die Eidgenossen zu Hilfe zu senden,<sup>2</sup> ohne dass sie dabei irgend etwas über deren Anzahl ausmachten. Damals aber war König Karl noch nicht in der Lage, die Armagnaken missen zu können, und so brachte der Ueberbringer der Briefe, Herr Peter von Mörspurg, eine ausweichende Antwort heim, so gern König Karl sonst wohl einer Bitte nachgekommen wäre, die in erster Linie auch Herzog Sigismund gefördert hätte, dessen Vermählung mit seiner Tochter Rade- gunde in Aussicht genommen war.

Während des Winters ruhten die Feindseligkeiten; im Frühjahr aber begann der Krieg mit erneuter Kraft, und wie hoch die Leidenschaften gestiegen waren, wessen die wilde Barbarei der rohen Schweizer Bauern fähig war, das lehrte das grässliche Bluthad von Greifensee: die gesamte Besatzung, die

<sup>1</sup> Fechter, Basel im Krieg mit den Armagnaken, im Basler Taschenbuch, Jahrgang 1862, p. 14, erzählt eine Unterredung zwischen einem Hans Muting und dem Ritter Götz Heinrich von Eptingen, die im Sommer 1443 zu Pratteln in einem Wirtshause stattfand, die ebenfalls recht deutlich zeigt, wie sehr die Sundgauer Ritterschaft damals schon ihre Hoffnungen auf die Armagnaken gestellt hatte.

<sup>2</sup> 21. und 22. August 1443. Schöpflin, *Alsatia diplomatica* 2, 372.

sich bedingungslos ergeben hatte, wurde enthauptet. Was musste da Zürich erwarten, vor welches sich nun die Eidgenossen am 24. Juni legten, um es zu erobern, bevor die Armagnaken ins Land kämen! Alles stand auf dem Spiel, wenn es nicht gelang, die Stadt zu entsetzen; nicht allein Leben und Sicherheit der zahlreichen Ritter, die in der Stadt eingeschlossen waren, der Bürger, die Oesterreichs Partei ergriffen hatten, sondern die Stellung des Hauses Habsburg am Oberrhein überhaupt; denn wer sollte dann noch den Eidgenossen Widerstand leisten, wenn Zürich gefallen war? Da waren es die Armagnaken, welche Beistand leisteten.

König Friedrich hatte aufs neue Verhandlungen mit König Karl angeknüpft wegen Ueberlassung der Armagnaken und durch Graf Wilhelm von Lützelstein, der König Karl zu Tours traf, die Bitte des vorigen Jahres wiederholen lassen. Es konnte dem französischen Herrscher wahrlich nichts angenehmeres geschehen. Die Verhandlungen mit den Engländern waren im besten Zuge und liessen einen günstigen Abschluss als gewiss erscheinen. Die Werbung von König Friedrich verscheuchte jetzt mit einem Schlage alle Sorgen, die König Karl und seine Räte wegen des Verbleibens der Armagnaken für die Dauer des Waffenstillstandes gehabt hatten. König René von Sicilien hatte sich bereits einen Teil der Armee ausgebenen, um die alten Pläne der lothringischen Herzöge auf Metz endlich zur Ausführung zu bringen und der Selbständigkeit der Stadt ein Ende zu machen; jetzt wurde der französische Herrscher auch den andern Teil der Armagnaken auf gute Weise los. Der König selbst sprach sich in dieser Hinsicht in der unzweideutigsten Weise aus. Frankreich bedurfte eines kräftigen Aderlasses, um sich seiner schlechten Säfte zu entledigen. Und in einem Briefe an die Stadt Reims sagte der König mit dürren Worten, dass es sich darum handelte, die Soldaten los zu werden, damit sie ausserhalb Frankreichs nach ihren alten Neigungen weiter leben könnten.<sup>1</sup> In solchem Lichte erschien der Zug der Armagnaken auch den fremden Beobachtern, soweit sie sich darum kümmerten; und in dieser Hinsicht liegt das unverdächtige Zeugnis eines Mannes<sup>2</sup> vor, der längere Zeit in der Umgebung des Dauphin weilte. Er schreibt: «als mich bedunken will, so insuchet dis volk nicht anders dan die zit zu verhalten in anderen landen uster der cronen van Franckerich, das van hin gar sere verdorben ist gewesen und noch ist, bis uf die zit das der bestant, der tuschent dem künig van Franckerich und den kuning van England ist, usgan wirdet und man vernemen mach, abe si eine ganzen frieden haben sullen oder nicht.»

<sup>1</sup> de Beaucourt IV, 13.

<sup>2</sup> Robin d'Alnoy, cf. Cap. IV.

Es kann kein Zweifel sein, dass dieser Gesichtspunkt zunächst allein für den König und seine Ratgeber massgebend war, wozu noch der Wunsch des Königs kommen mochte, seinem zukünftigen Schwiegersohn in ausgiebiger Weise Beistand zu leisten. Aber es kommen doch auch noch andere Beweggründe in Betracht, welche diese ursprünglich massgebenden Gesichtspunkte zeitweilig völlig in den Hintergrund drängten. Es konnte nicht anders sein, als dass die siegreichen Kämpfe der letzten Jahre das Nationalgefühl der Franzosen mächtig gehoben hatten; wenn es nun gelang, mit den Engländern Frieden zu schliessen — und der Waffenstillstand sollte ja nur das Vorspiel zu einem dauernden Frieden sein —, so konnte man mit dem ursprünglichen Zweck sehr gut den andern vereinigen, dem toten Körper des Reiches einige Glieder zu entreissen und die französische Grenze bis an den Rhein auszudehnen. Darüber kann kein Zweifel sein, dass im Räte der Krone ein umfassender Angriff auf das deutsche Reich geplant wurde. Wenn der König von Frankreich in eigener Person Metz, Toul, Verdun und Epinal bedrängt und von den vier Städten Unterwerfung unter die Krone Frankreich verlangt, wenn der Dauphin an eine alte Reichsstadt wie Basel die gleiche Forderung stellt und wir denselben Vorgang auch bei elsässischen Reichsstädten wahrnehmen, dann kann wohl nicht allein die Absicht massgebend gewesen sein, von Frankreichs Boden auf achtzehn Monate die Armagnaken fernzuhalten, sondern wir begegnen hier im Gegenteil nach langer Zeit zum erstenmal wieder einem Vorstoss Frankreichs nach der «natürlichen Grenze» des Rheins.<sup>1</sup>

Wenn nun ein französischer Prinz wie René von Anjou als Herzog von Lothringen den König von Frankreich anrief, ihm zur Unterwerfung einer Reichsstadt wie Metz seinen Beistand zu leisten, so lässt sich am Ende dagegen nicht viel sagen. Wie steht aber der König des deutschen Reiches da, der ebenfalls diese Fremdlinge herbeirief! Wir kennen leider weder die Instruktion für den Grafen von Lützelstein noch den Gang der Verhandlungen. Unsere ganze Kenntnis beschränkt sich darauf,<sup>2</sup> dass König Karl dem Grafen mündlich erklärte,

<sup>1</sup> Es ist merkwürdig, dass sowohl Tuetey als de Beaucourt diese Absicht leugnen. Auch wenn keine historischen Dokumente vorlägen, wären diese historischen Thatfachen allein schon vollgültig beweisend; und wie erklären sie denn das Verhalten des Dauphin gegen Basel. Hingegen Camille Favre in der Einleitung zu *Le Jouvencel par Jean de Bueil, publié pour la Société de l'histoire de France*, I, 126, meint allerdings, dass die Eroberung von Lothringen und Elsass geplant worden wäre, um Burgund von allen Seiten zu umfassen und es von Deutschland zu trennen.

<sup>2</sup> Colmarer Richtung im Basler St.-A.

dass der Dauphin nach Deutschland ziehen wollte, und ihn bat, demselben mit Rat und That beizustehen; zu diesem Zwecke gab er dem Grafen ein Empfehlungsschreiben an seinen Sohn mit. Die Festsetzung der näheren Bedingungen, unter denen der Feldzug von statten gehen sollte, blieb also dem Dauphin überlassen, der an Ort und Stelle am besten wissen musste, was er zu fordern hatte. Ausserdem berief sich König Friedrich später darauf<sup>1</sup> — augenscheinlich mit Bezugnahme auf sein Schreiben im August 1443 —, dass er König Karl nicht um eine solche Menge Volkes gebeten, sondern bloss geschrieben habe, falls er der Armagnaken bedürfen und nach ihnen begehren würde, dass König Karl ihnen dann Urlaub gewähren möchte. Und bei einer anderen Gelegenheit erklärte er, wohl um 5000 Armagnaken, aber nicht um die ganze Armee gebeten zu haben. Wir müssen noch hinzufügen, dass die französischen Heerschaaren bereits in vollem Aufbruche begriffen waren von ihren Standquartieren in der Gascogne und der Normandie der deutschen Grenze zu; König Karl hatte demnach die Bitte des deutschen Herrschers aus dem vorigen Jahre in gutem Andenken gehalten. Darüber kann kein Zweifel sein, dass König Friedrich nicht an die Möglichkeit gedacht hat, dass sein Bruder von Frankreich in solchem Umfange seiner Bitte entsprechen würde, aber das Urtheil über des Königs Handlungsweise wird dadurch kein anderes. Es bleibt bestehen, dass niemals, weder vorher noch nachher, ein deutscher Herrscher ein solches Unheil mit ähnlichem Leichtsinne über das ihm empfohlene Reich heraufbeschworen hat, als er, und man kann nicht einmal zur Entschuldigung anführen, dass er aus jugendlichem Unverstand gefehlt hat. Wenn nicht er, so mussten doch seine Ratgeber wissen, was sie thaten. Hatte doch der eigene Statthalter Markgraf Wilhelm von Baden erst fünf Jahre vorher um schweres Geld den Abzug der Armagnaken erkaufte; eben weil er sie kannte, hatte er sie gerufen. Und durften König Friedrich und seine Räte nun im Ernst glauben, dass sie diese Banden bändigen konnten, deren Gehorsam nicht einmal der eigene König erzwingen konnte! Dass König Friedrich nachträglich erklärte, nur um 5000 Mann gebeten zu haben, war doch lediglich eine elende Ausflucht, die der Dauphin und König Karl selbst später genügend gekennzeichnet haben. Wie konnte er sich über eine Leistung beschweren, für die er keinerlei Gegenleistung gewährte? Warum that er nicht Schritte, so lange es noch Zeit war, so lange die grosse Armee noch auf französischem Boden stand? Erst als das Geschoss die entgegengesetzte Richtung genommen hatte, als er sich gedacht

<sup>1</sup> Schreiben an König Karl dat. n. Thom. Ap. (Dec. 1444.) Schilter 992.

hatte, da griff er zu so schwächlicher Rechtfertigung. Ausserdem zahlte er den Armagnaken auch nicht einen Heller Sold und verwies sie damit selber auf Hab und Gut der Unglücklichen, die ihnen in die Hände fielen. Oder glaubte er vielleicht, dass König Karl, der seine Leute in Frankreich nicht bezahlen konnte, es jetzt, wo sie auf deutschem Boden standen, thun würde? Und wenn es auch für König Karl ein grosser Gewinn war, für eine Zeitlang sein Reich von jenen furchtbaren Banden zu befreien, so erwies er doch auf der anderen Seite König Friedrich einen unschätzbaren Dienst; und konnte dieser nun im Ernste erwarten, dass der Dauphin ihm für nichts und wieder nichts als ein edelmütiger Helfer aus der Not erschien? Auch jener Zeit war es ein geläufiges Thema, von den vielen Städten und Landschaften zu reden, die durch den gallischen Nachbar dem Reiche entfremdet worden waren; und musste nicht von selbst der Gedanke entstehen, dass ähnliches wieder versucht werden könnte? Die einzige Entschuldigung für den deutschen König läge allenfalls in dem bitteren Ernst des Augenblicks, dass ohne die Hilfe Frankreichs eine verbündete Stadt, zahlreiche Freunde, ja vielleicht der ganze Besitz am Oberrhein verloren gewesen wäre. Aber man muss wohl erwägen, dass König Friedrich jeden Augenblick von den Eidgenossen Frieden haben konnte, wenn er sich dem Gott der Schlachten unterwarf, der sich gegen ihn erklärt hatte, und aufhörte, sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen.

So muss gegen ihn der schwere Vorwurf erhoben werden, dass er in unverantwortlichem Leichtsinne und kurzsichtigem Eigennutz das Reich in die schwerste Gefahr brachte. Bürger und Bauer fühlten sich mit Recht von dem eigenen Herrscher verraten und riefen ihm zürnend zu:

Bist du ein König von Oesterreich,  
Des römischen Reiches ein Herre?  
Du solltest mehrden das römisch Reich,  
So willst du es zerstören:  
Du hast die Mörder hergeladen  
Allen Städten auf ihren Schaden,  
Schäm' dich der grossen Unehre!  
Du solltest wehren Räuberei  
Und treiben aus dem Lande;  
So hast du selbst gemacht sie frei:  
Schäm' dich der grossen Schande!<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Cfr. das Volkslied bei Maternus Berler im Code historique de Strasbourg II, 62.

## KAPITEL IV.

## Die Armee des Dauphin. Verhandlungen mit der österreichischen Regierung zu Ensisheim. Einmarsch in den Sundgau.

Langsam hatten sich die französischen Heeresmassen im Laufe des Monats Juli um Langres konzentriert; kein geringerer als der Dauphin selbst, der am 20. Juli in Langres eingetroffen war, hatte den Oberbefehl übernommen. Das war einerseits eine Beruhigung für diese Söldnerscharen, dass sie nicht, wie man wohl hie und da munkeln wollte, einfach auf die Schlachtbank geführt werden sollten; andererseits ist es ein Beweis dafür, welche Bedeutung diesem Feldzug von massgebender Seite beigelegt wurde. Natürlich war der Dauphin nicht in der Lage, selbständig den Oberbefehl zu führen, wengleich er bereits trotz seiner Jugend — er zählte erst 21 Jahre — keineswegs unverächtliche Proben kriegerischer Tüchtigkeit abgelegt hatte. Als militärischer Beistand war ihm beigeordnet Herr Jean de Bueil;<sup>1</sup> er nebst den Herrn Amaury d'Estissac und Jean Sanglier, Sie de Boisroguet bildeten den militärischen Stab des jungen Fürsten; ausserdem muss ihnen noch beigezählt werden Robert von Saarbrücken, Herr von Commercy, dem die Herbeischaffung und Oberleitung der Artillerie anvertraut war. Umgeben war der junge Fürst von einem glänzenden militärischen Hofstaate, unter dem die beiden Herren von dem «Blute von Frankreich», Pierre de Beaujeu, Sohn des Herzogs von Bourbon, und Arnaud Amanieu d'Albret, Seigneur d'Orval hervorragten. Dazu kam die lange Reihe<sup>2</sup> namhafter Heerführer und Kapitäne, unter denen

<sup>1</sup> Cfr. über ihn die biographische Einleitung zu *Le Jouvencel* par Jean de Beuil l. c.

<sup>2</sup> Ein vollständiges Verzeichnis derselben, das auch in die Fortsetzung des Königshofen bei Schilter p. 913 und in die Strassburger Archivchronik im Code historique de Strasbourg II, 159 übernommen ist, teilt der praecceptor des Antoniterklosters zu Isenheim an Strassburg mit in einem Schreiben vom 5. September, in dem er eine übersichtliche Darstellung der Ereignisse vom Einrücken der Armagnaken im Sundgau giebt. Die Berichte dieses Mannes, der im Lager und der nächsten Umgebung des Dauphin verkehrte und dessen Persönlichkeit de Beaucourt IV, p. 14 als die eines Jean Berthonelli, Neffen des auf dem Konzil zu Basel anwesenden Bischofs von Mondovi Aymeri Segaud bestimmt hat, sind von ausserordentlichem Wert und von Tuetey Bd. II, 509 ff. aus dem Strbg. St.-A. veröffentlicht. Tuetey I, 157 giebt danach eine vollständige Liste aller Anführer und begleitet sie mit sorgfältigen biographischen Notizen. Für uns hätte es keinen Zweck, die Namen dieser Führer anzuführen, da nur wenige von ihnen im Laufe des Krieges genannt werden.

wir uns begnügen besonders anzuführen: Philipp de Culant, Herr von Falognes, Marschall von Frankreich, sowie die gefürchteten Bandenführer Antoine de Chabannes, Graf von Dammartin, Blanchefort, den jüngeren La Hire, den Spanier Salazar und den Schotten Montgommery. Alles in allem sollen es 140 Kapitäne<sup>1</sup> gewesen sein, welche eine der furchtbarsten Armeen, wie sie lange nicht mehr im Felde gestanden hatte, befehligten.

Ueber die Stärke des Heeres gehen die Angaben weit auseinander,<sup>2</sup> jedoch wird man nicht unter die Zahl 50,000 Pferde<sup>3</sup> hinuntergehen dürfen. Wie gross aber die wirkliche Kriegsstärke war, darüber lässt sich nur schwer ein abschliessendes Urteil gewinnen; so viel aber kann man mit Gewissheit sagen, dass dieselbe verhältnismässig nur gering war. Denn es lag in der Natur der Sache, dass sich in diesem Heere zunächst nur das Raubgesindel von ganz Frankreich zusammengefunden hatte, das sich zwar meisterhaft darauf verstand, den Bauersmann bis aufs Blut zu peinigen, aber dem Feind aus dem Wege ging und den Unbilden des Wetters nicht standzuhalten vermochte. Einen Fingerzeig in dieser Hinsicht giebt eine Ordonnanz König Karls vom 2. November 1439,<sup>4</sup> worin er dagegen eiferte, dass jeder Kürassier<sup>5</sup> einen Tross von zehn Pferden mit Pagen, Weibern und Knechten mit sich schlepte; er befahl daher, dass kein homme d'armes mehr als drei Pferde und zwei oder höchstens drei Bogenschützen bei sich haben sollte. Bis dahin war der König nicht in der Lage gewesen, diese Verordnung durchzuführen, und am allerersten wird bei dieser Armee davon Abstand genommen sein, die ja eben dazu bestimmt war, Frankreich von jener «coquinaille» zu befreien. Damit stimmen auch alle Berichte überein, die von der Menge des «snöden nackten» Volkes reden, wovon das Heer begleitet wäre; schlägt doch ein Bericht-erstatte die Zahl der Weiber, welche dem Heere folgten, auf nicht weniger als 6000 an,<sup>6</sup> während andere Angaben allerdings

<sup>1</sup> Zeitung vom 11. August in Strbg. St.-A. AA 190, cop. ch. caev.

<sup>2</sup> Speier hatte von Peter Büchsenmacher und Heinrichs von Fleckenstein Schreiber, die mit den pfälzischen Räten beim Delphin gewesen sind, vernommen, dass des Volkes an 100,000 Pferde zählte, darunter 60,000 mit ganzen Kürassen vom Haupt bis an die Füsse gewappnet. Wülcker p. 28.

<sup>3</sup> Die Stärkebezeichnung jener Zeit für die durchweg berittenen Truppen geschieht gewöhnlich nach Pferden.

<sup>4</sup> de Beaucourt III, 410.

<sup>5</sup> Das wäre die entsprechende zeitgemässe Uebersetzung von gens d'armes, homme d'armes; es sind allemal schwergepanzerte Reiter.

<sup>6</sup> Hans Bruck an Strassburg dat. 4. August. Strbg. St.-A. AA 90 or. ch

nur auf 1500<sup>1</sup> und 800 lauten.<sup>2</sup> Am sichersten geht man, wenn man den Angaben des Metzger Stadtschreibers Johann van Esch und seiner Gewährsmänner folgt. Von diesen kommt zunächst Herr Robinet d'Alnoy in Betracht, der mit dem Herrn Robert von Bauldrecount<sup>3</sup> und den Lothringern Johann Herrn zu Finstingen und Philipp von Lenoncourt sich im Gefolge des Dauphin befand, als dieser durch die Grafschaft Tonnerre nach Langres zog.<sup>4</sup> Dieser berichtet, dass der Dauphin, soweit er gesehen, 1500 opgereckter Glefen guder manne und 8000 Bogenschützen und sonst noch allerlei andres Volk hatte. Das wären ausser den Bogenschützen also eine ausgewählte Mannschaft von 15 Kompagnien gewesen, wie sie nur selten ein Heer in jener Zeit hatte. Nach der Neuformation, die Karl VII. im folgenden Jahre vornahm,<sup>5</sup> sollte sich eine jede Glefe oder Lanze zusammensetzen aus einem gepanzerten homme d'armes, einem coutiller,<sup>6</sup> einem Pagen, zwei Bogenschützen und einem Knecht, sämmtlich beritten; es würde sich demnach eine Effektivstärke von 1500 hommes d'armes, 3000 coutillers (die gleichbewaffneten Pagen mit eingerechnet), 3000 Bogenschützen und 1500 Knechte ergeben; im ganzen also 17,000 Mann, wenn man die Schützen als ein gesondertes Korps ansieht. Dabei ist jedoch zu erwägen, dass in dem Heere des Dauphin die Zahl der Knechte eine erheblich grössere war, dass der homme d'armes in der Regel mehr als einen zur Verfügung hatte und zum mindesten der coutiller auch gewöhnlich über einen verfügte.

Ein anderer Gewährsmann, ein Oheim des van Esch, Henri d'Agy, Landvogt zu Bar, schrieb an demselben Tage<sup>7</sup> von über 50,000 Pferden und Menschen und von wohl 800 Wagen mit Büchsen und mancherlei anderem Geschütz. Dabei erwähnt

<sup>1</sup> Tuetey hat irrtümlich 1500 gelesen.

<sup>2</sup> Bei der Würdigung dieser Angaben muss man namentlich das Datum beachten; da das Heer des Dauphin sich erst allmählich konzentrierte und ursprünglich wohl mit dem gegen Metz und die lothringischen Bistümer bestimmten Heere ein Ganzes bildete, so sind danach auch die Ziffern zu beurteilen.

<sup>3</sup> Schillers Baudricourt in der Jungfrau von Orléans.

<sup>4</sup> Dessen Schreiben an Esch vom 24. Juli. Pro copia von Welsche zu Dutsch gemacht und an Strassburg übersandt.

<sup>5</sup> de Beaucourt IV, 393.

<sup>6</sup> Das Wort lässt sich schwer im Deutschen wiedergeben; im Wesen der Sache entspricht dem coutiller der « einspenniger », der nicht wie der kürisser vollständig gepanzert war.

<sup>7</sup> Ebenfalls in Uebersetzung an Strassburg gesandt am 1. August. In solcher Gestalt ist dieser Bericht dann von Strassburg an Frankfurt mitgeteilt und als anonymer Bericht von Janssen Reichskorr. II, 1 nr. 79 veröffentlicht.

derselbe, dass unter dem welschen Volk wohl 11,000 Schützen und Bogener wären. Unter diesen hebt er drei Kapitäne von England hervor, die hätten wohl 2500 gar rustiger reisiger lude, ritterschaft, bogener und ander.<sup>1</sup> Auch die übrigen Angaben, die von dieser Seite kommen, halfen sich auf solcher Höhe, und sie stimmen überein mit dem, was der praeceptor von Isenheim, der zuverlässigste Gewährsmann, erzählt. Er berichtet am 19. August, dass er mit eigenen Augen 20,000 Reiter<sup>2</sup> auf dem Marsch von Mümpelgart nach dem Sundgau hinein erblickt und ausserdem gehört hätte, dass noch mehr als 30,000 zurück wären. Dagegen kann weder die Angabe des sonst ja zuverlässigen und gut unterrichteten Mathieu d'Escouchy<sup>3</sup> aufkommen, welcher dem Heere des Dauphin 12 bis 14,000 Pferde giebt, worunter nur 6000 kriegstüchtige Leute «de bonnes estoffe et conduite» gewesen, noch die des Strassburger Kundschafters Hans Rübsam, der am 15. August nach Aussagen burgundischer Herren an Strassburg schrieb, dass die Gesamtstärke der Armagnaken über 30,000 Pferde betrüge, aber höchstens 10,000 streitbare Männer, nämlich 4000 Gewaffneter und 6000 Schützen, dabei wären. Entscheidend ist in dieser Hinsicht, dass die Zahl der Armagnaken zu der Zeit, als der Dauphin sie in die Winterquartiere auseinanderlegte, trotz aller erlittenen Unfälle und sonstiger Abgänge noch 30,000 Mann betrug, während er von der österreichischen Regierung für 25,000 Pferde Quartier verlangt hatte.

Man wird demnach nicht fehlgehen, wenn man für die Gesamtziffer des französischen Heeres etwa 40,000 Mann annimmt, deren Wert natürlich ein sehr verschiedener war; <sup>4</sup> dafür aber eine Ziffer anzusetzen ist ganz unmöglich.<sup>5</sup> Auf alle Fälle war

<sup>1</sup> Es wäre denkbar, dass damit die schottischen Bogenschützen gemeint sind, die unter Befehl von Jean de Montgomery, dem Herrn d'Azay und Robert Petitlo standen. Der praeceptor von Isenheim erwähnt jedoch auch die Anwesenheit von 6000 Engländern im Heere des Dauphin.

<sup>2</sup> Homines terribiles. Tueteu II, 509.

<sup>3</sup> ed. de Beaucourt I, 9. Seine Ziffern bewähren sich überhaupt hier nicht; die Verlustangabe der Franzosen bei St. Jakob mit 60 Mann erinnert an russische Schlachtbulletins.

<sup>4</sup> Das Corps von 2000 Reisigen, welches den Dauphin nach Lothringen zurückgeleitete, ist nicht einmal mit eingerechnet.

<sup>5</sup> Die Schätzung Tueteys ist zu niedrig, wenn er nur bis 16,000 Reisige gehen will. Favre p. 97, dem de Beaucourt folgt, nimmt wenigstens 30,000 an, worunter 20,000 Reisige. Indem Favre dann von der feststehenden Ziffer 25,000 Pferde ausgeht, kommt er zu dem Resultat, dass der Dauphin über 4000 Lanzen (zu 6 Mann) verfügt hätte. Bei eigenartigen Zusammensetzung des Heeres wird man jedoch auf Lanze zum mindesten zwei Knechte, wahrscheinlich drei Knechte

es ein gewaltiges Heer, welches wohl geeignet war, Schrecken und Furcht überall zu verbreiten. Dazu kam der Ruf, der diesen Leuten voraufging, und man kann ohne Uebertreibung sagen, dass diese Armee vielleicht nicht die beste, aber auf alle Fälle die geübteste des damaligen Europa war. Sie war zwar bunt zusammengesetzt: neben den Franzosen, die natürlich die Hauptmasse ausmachten, fochten Gascogner und Bretonen, die noch als gesonderte Stämme auftreten, Schotten, Lombarden und Spanier. Bunt war es also wie in Wallensteins Lager. Die Schlagfertigkeit des Heeres wurde dadurch aber nicht vermindert; jeder Stamm führte die Waffe, mit der er am besten vertraut war. So waren es die Engländer und Schotten, welche wohl hauptsächlich ihre nationale Waffe, den Bogen, führten. Freilich focht auch der bessere Teil der Mannschaft nicht mit der todesmutigen Verachtung der Schweizer, und für ihre Kapitäne war der Krieg ja überhaupt in erster Linie ein gewinnbringendes Geschäft, welches sie möglichst lange betreiben und dessen Früchte sie in Ruhe geniessen wollten, aber was ihnen in dieser Hinsicht abging, das ersetzten Heer und Führer vielfach durch ihre unvergleichliche Uebung in den Waffen, in denen sie gross geworden waren. Es lässt sich daher denken, dass König Friedrich und die Sundgauer Ritterschaft den Sieg bereits wädhnten in den Händen zu haben, als es nun endlich gelang, diese Scharen wider die Schweizer in Bewegung zu bringen.

Auffallend war die Stärke der Artillerie, und sie erweckt die Vermutung, dass der Dauphin von vornherein doch noch andere Pläne hegte, als bloss die armen Schweizer Bauern zu bekriegen; denn was wollte er mit dem schweren Geschütz wider sie, die weder Städte noch Burgen hatten! Man müsste dann schon glauben, dass er beabsichtigte vor das herrschgewaltige Bern zu ziehen. Die Angaben über die Artillerie gehen im übrigen auch wiederum weit auseinander. Der Markgraf Jakob von Baden hatte von einem gesippten Freund die Nachricht erhalten,<sup>1</sup> dass der Dauphin nicht weniger als 1400 Wagen mit sich führte, die Büchsen und Sturmzeug trügen. Es musste ratsam erscheinen, bei der Schwierigkeit der Fortbewegung diese Artillerie vorauszuschicken, um sie im geeigneten Augenblick verwenden zu können, und so wurden der Marschall von Frankreich Philipp de Culant, der Herr

und jedenfalls drei Bogenschützen, also im ganzen 9 — 10 Pferde zu zählen haben, es würden sich danach etwa 3000 Lanzen ergeben; der Rest der Mannschaft wird überhaupt nicht in Lanzen eingeordnet gewesen sein, und so viel steht fest, dass ein starker gesonderter Truppenkörper von Bogenschützen da war.

<sup>1</sup> Meldung des Markgrafen Jakob von Baden an Strassburg vom 1. August — Strbg. St.-A. AA 187 or. ch. — Der Freund war wohl der Graf Hans von Freiburg.

von Commercy und der Kapitän Blancheflor am 29. Juli beauftragt,<sup>1</sup> mit 6000 Pferden dieselbe von Langres in der Richtung auf Mümpelgart zu geleiten: Der Abmarsch geschah an demselben Tage um 10 Uhr; nur langsam bewegte sich das Corps vorwärts: wegen der Wagen, die «vast und sere gelaeden sint», wurden täglich nur zwei Meilen zurückgelegt. Unter dem Geschütz befanden sich zwei grosse Büchsen, wovon die eine «pès wolland», die andere «pès rose» hiess.<sup>2</sup> Der Strassburger Kundschafter Hans Rüksam<sup>3</sup> hatte Gelegenheit, am 1. August einen Teil des Zuges auf dem Marsch zu sehen, und er erzählte von 8 Wagen; auf dem einen wäre eine grosse Büchse gewesen, die schüset ein stein, hat 2 schüch höch; 2 Wagen wären mit Spiessen, 1 mit «Engelsbögen» (englischen Bogen) und Pfeilen, 1 Wagen mit Schilden, 1 Wagen mit Schanzzeug und 2 Wagen mit kleinen Büchsen und Büchsenpulver geladen gewesen.

Auf alle Fälle erschien dem Dauphin seine Artillerie noch nicht als ausreichend, und der Herr von Commercy wurde zurückgerufen, um aus Lothringen weiteres Geschütz herbeizuschaffen. Seine Bemühungen waren von Erfolg begleitet. Am 3. August zog er in Begleitung von zahlreicher Artillerie an den Thoren von Vaucouleurs vorbei, seinem inzwischen aufgebrochenen Herrn in der Richtung auf Mümpelgart folgend. Hier sind wir einmal in der Lage, genau sehen zu können, denn der unermüdliche Stadtschreiber von Metz schickte am 10. August ein genaues Inventar nach Strassburg, so ins einzelne gehend, dass er ein Seil von der Dicke der Feldschlangen übersandte. Danach enthielt dieser Artilleriezug an Feldartillerie 6 Schlangen in einer Länge von je 15 Fuss, welche eiserne Klötze schossen, sowie 4 andere Schlangen von je 11 Fuss Länge, die bleierne Klötze von der Grösse eines Eies schossen; ferner 6 Tonnen mit Pulver sowie 2 Weinkufen voll «stellender» Armbrüste nebst dem Geschütz, was dazu gehört, und endlich 2 Häringtonnen voll Bleiklötze für die Schlangen. Dazu kamen von

<sup>1</sup> Schreiben des Bellis d'Agy an Johann van Esch vom 31. Juli des Herrn Martin von Plaxey an seinen Schwager, den Bellis, vom 2. August. Der Bellis ist insofern in einen Irrtum verfallen, als er den Kapitän Blancheflor mit einem «cappitanie» aus England verwechselt hat.

<sup>2</sup> Tuetey I, 155 liest irrtümlich pas anstatt pès, und das ist dann allerdings ein unverständlicher Name. Pès ist aber nichts anderes als eine fehlerhafte Schreibung des deutschen Berichterstatters für pièce volante, und pièce heisst in diesem Sinne Geschütz; hingegen rose vermag ich auch nicht zu erklären; an den Frauennamen Rose zu denken erscheint mir doch bedenklich, wengleich ja Fälle, in Deutschland wenigstens, vorkommen, dass Geschütze Frauennamen waren.

<sup>3</sup> Sein Bericht vom 15. August ist bereits citiert.

schwerem Geschütz 4 Büchsen, die dazu bestimmt waren, Erker und Holzwerk zu durchschliessen, sowie 3 grosse mächtige Bombarden, um Mauern und Türme niederzuschliessen, und 8 Wagen, die mit schwarzen harten Steinen als Munition für diese letzteren Geschütze beladen waren. Der Zug wurde geleitet von 400 bis 500 Pferden; 300 Reisige trugen gleiche Kleidung in den Farben des Herrn von Commercy, den Rock halb rot, halb grau, ein grosses weisses Kreuz mitten auf der Brust und auf dem Rücken. Ausser der Artillerie waren noch 3 Wagen im Zug, mit schwarzem Lederzeug überdeckt, welche mit Strickleitern, Pfeilen und anderem Kriegsgerät beladen waren. Zu seinem eigenen Gebrauch führte der Herr von Commercy, der auch zwei Söhne «gar kostelich geziert» bei sich hatte, 11 Streithengste mit, aufgezümt mit schwarzem Lederzeug; davon waren drei gepanzert, die von drei Reitern in seiner Livree geritten wurden.<sup>1</sup> Einem späteren offiziellen französischen Inventar über einen Artillerietrain, der den Franzosen bei ihrem Abzug aus dem Elsass genommen wurde, entnehmen wir dann noch folgende Angaben: 2 grosse eiserne Bombarden, welche Steine im Gewicht von 60 Pfund schleuderten, 6 kleinere Büchsen, von denen 4 Steinkugeln im Gewichte von 10 Pfund schossen, 8 Schlangen, unter denen 6 dickere mit 500 Bleikugeln, 3 Tonnen Kanonenpulver im Gewichte von 700 Pfund, 2 Fässer Pulver für die Schlangen im Gewichte von 300 Pfund und die Lafetten für die Schlangen; 60 Feldschirme zum Schutz für die Bedienungsmannschaft bei den Bombarden, 100 Spitzhauen und Schaufeln, 18 Köcher und 3000 Armbrustbolzen, 600 Pfund Eisenblech zur Anfertigung von Schlangen und 1000 Pfund Blei; 4 achtspännige Wagen zur Beförderung der Artillerie, 2 Sturmleitern, jede zerlegbar in 14 Stücke, und endlich zehn Dutzend Brandraketen.<sup>2</sup>

Hand in Hand nun mit den militärischen Vorbereitungen zum Einmarsch in das deutsche Gebiet gingen die diplomatischen Verhandlungen. Nachdem König Karl sich zur Ueberlassung der Armagnaken an König Friedrich bereit erklärt hatte, hatte er die Festsetzung der näheren Bedingungen, unter denen die Hilfeleistung erfolgen sollte, seinem Sohne überlassen, und auch König Friedrich muss wohl seine Regierung in Ensisheim angewiesen haben, das Nähere mit dem Dauphin zu vereinbaren,<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Es sind Aussagen eines Trompeters, den Esch auf Kundschaft ausgesandt hatte, und der von den Schindern gefangengenommen wurde, dann aber wieder freikam, Bericht von 10. August l. c.

<sup>2</sup> Dies Verzeichnis mitgeteilt von Tuetey II, 113.

<sup>3</sup> Es ist wenig wahrscheinlich, dass die österreichische Regierung auf eigene Faust, wie später König Friedrich dem Reichstag vor- spiegeln will, diese Verhandlungen geführt und so weitgehende Verpflichtungen übernommen hat; es muss vielmehr angenommen werden,

so wie es die Lage erheischte. Diese war aber hochernst und verlangte unbedingte schleunige Hilfe. Der Dauphin konnte demnach seine Forderungen so hoch schrauben, wie er wollte, die Regierung musste dennoch alles gewähren, um nur den baldigen Entsatz von Zürich herbeizuführen, das nun seit Juni belagert war. Wenn irgend möglich, war die Zustimmung der Vorlande selbst zu erlangen, und zu dem Zweck berief auf Anordnung des in Zürich eingeschlossenen Landvogts Markgrafen Wilhelm von Baden-Hochberg dessen Statthalter Herr Werner von Staufen einen Landtag nach Allkirch auf den 9. Juli.<sup>1</sup> Die österreichischen Räte beantragten in Anlass der bedrängten Lage, in welche die gesamten Vorlande geraten müssten, wenn auch Zürich gefallen wäre, eine Gesandtschaft sowohl an König Friedrich als an den Dauphin zu senden. Von der Landschaft waren die Prälaten und Städte nur mit der ersteren einverstanden, während die Ritterschaft zwar die Regierungsvorschläge annahm, aber zugleich erklärte, kein Geld zu haben, um die Gesandtschaften zu unterhalten. Darauf verzichtete der Statthalter auf die Mitwirkung des Landtages und berief einzelne hervorragende Vertreter der Sundgauer Ritterschaft, wie Burkard Münch von Landskron, Heinrich Kappler und Hans von Münstrol auf den 11. Juli nach Masmünster zu einer vertraulichen Besprechung, und die hier versammelten Herren drangen nun in den gleichfalls anwesenden Grafen Wilhelm von Lützelstein, nochmals die Reise zum Dauphin zu unternehmen. Der war auch bereit dazu und machte sich anheischig, 10,000 Mann herauszubringen. Es fehlte nur eine Kleinigkeit, das nötige Reisegeld von 200 Gulden; aber wenn er eitel silberne Pfänder hätte, beteuert der Herr von Staufen an Herzog Albrecht, den Bruder König Friedrichs, so könnte er dennoch das nötige Geld dafür nicht aufbringen. Nichts kann die Trostlosigkeit der Lage in ihrem ganzen Umfang wohl besser veranschaulichen als dieser eine Umstand. Wie dann diese Schwierigkeit gehoben wurde, wissen wir nicht; jedenfalls aber kam die Gesandtschaft zu stande.<sup>2</sup> Die Herren Graf Wilhelm von Lützelstein, Herr

dass, da die Dinge von langer Hand vorbereitet waren und der Aufmarsch des Dauphin sich sehr langsam vollzog, die Ensisheimer Regierung Zeit hatte, mit König Friedrich in Verbindung zu treten, um von ihm die nötigen Anweisungen zu erlangen. Es ist ferner nicht wahrscheinlich, dass dieselbe König Friedrich nach der Rückkehr der Gesandtschaft von Langres über die Forderung des Dauphin ununterrichtet gelassen hat, und der König hätte immerhin Zeit gehabt, Einspruch zu erheben.

<sup>1</sup> Akten der Colmarer Richtung im Basler St.-A.; cfr. auch Fechter I. c. p. 16.

<sup>2</sup> Die ferneren Verhandlungen ergeben sich aus den von Tuety II, 127 ff. veröffentlichten Instruktionen französischer Gesandtschaften

Siegfried von Venningen und Martin von Helmstatt<sup>1</sup> suchten den Dauphin zu Langres auf und überbrachten ein Schreiben des Markgrafen Wilhelm, worin dieser aufs dringendste um schleunigen Entsatz bat.<sup>2</sup>

Die Lage hatte sich inzwischen noch erheblich verschlimmert, seitdem die Eidgenossen sich voller Grimm vor die Veste Farnsburg gelegt hatten, deren Besitzer Herr Thomas von Falkenstein ihren Zorn aufs höchste gereizt hatte durch den Ueberfall und die Einäscherung des Städtleins Bruck. Der Besatzung stand das Schicksal von Greifensee in sicherer Aussicht, wenn nicht baldiger Entsatz kam. Je hilfsbedürftiger aber die österreichische Regierung war, um so weniger Eile hatte der Dauphin. Er erklärte sich wohl zur Hilfe bereit, aber machte sie abhängig von der Sicherstellung von Lebensmitteln für 25,000 Mann und von der Einräumung einer Reihe von festen Plätzen.<sup>3</sup> In ihrer Hilflosigkeit blieb den Sundgauer Rittern nichts anderes übrig, als wohl oder übel darauf einzugehen, und mündlich sagten sie zunächst alles zu, was der Dauphin verlangte. Der Regierung zu Ensisheim erging es nicht anders; als die Gesandten in Ensisheim erschienen und die Forderungen des Dauphin überbrachten,<sup>4</sup> die kurz und bündig auf ein «an- oder absagen» hinausliefen bezüglich der Städte und Schlösser, deren Einräumung verlangt wurde, da blieb auch den österreichischen Räten nichts anderes übrig, selbst wenn sie über die Tragweite dieser Zugeständnisse bedenklich sein mochten, als kurzweg Ja und Amen zu sagen. Wahrscheinlich aber haben sich solche Bedenken gar nicht geregt, und leichten Herzens werden sie auf solche Forderungen eingegangen sein. Hass und Furcht machte die Leute blind; jetzt hatten sie gegründete Hoffnung,

auf den Reichstagen zu Nürnberg etc., in denen auf diese Verhandlungen Bezug genommen wird.

<sup>1</sup> Tuetey I, 172 erwähnt auch Peter von Mörsperg, der jedoch bei dieser Botschaft weder in der französischen Instruktion l. c. p. 160 noch in den deutschen Nachrichten genannt ist.

<sup>2</sup> Der Zeitpunkt der Abreise der Gesandtschaft und ihres Eintreffens in Langres kann nicht genau bestimmt werden; einen Anhaltspunkt giebt das Eintreffen des Dauphin in Langres am 20. Juli.

<sup>3</sup> Remontrances faites par les ambassadeurs de Charles VII aux électeurs de l'Empire assemblés à Boppart. 1445 März 13. Tuetey II, p. 140.

<sup>4</sup> In einer Kundschaft vom 4. August ist von Einräumung von 22 Städten und Schlössern und ausserdem einer Rheinbrücke die Rede. Die Antwort sollte der von Venningen am 4. August überbringen. Strbg. St.-A. AA 190 or. ch. — Ausserdem erwähnt Bischof Ruprecht in einem Schreiben vom 6. August die Anwesenheit des von Venningen, von Helmstatt u. a. mehr zu Ensisheim, um von des Dauphin wegen zu reden und zu teidingen. AA 182 or. ch.

nicht bloss Zürich und Farnsburg zu entsetzen, sondern alle jene alten Pläne zu verwirklichen, die sie sonst im stillen Winkel des Herzens verbergen mussten. Nicht bloss die Schweizer Bauern sollten unterjocht werden, ebensosehr galt es den verhassten Reichsstädten, und ganz besonders hofften sie jetzt an dem reichen Basel, das ihnen doppelt verhasst war, seitdem die Zünfte allmählich über die alteingesessenen Rittergeschlechter die Oberhand gewonnen hatten, ihr Mütchen kühlen zu dürfen. Wie herrlich war es doch, wenn sie sich mit den Armagnaken in die reichen Kaufmannsgüter der verhassten Stadt teilen konnten!

So ging denn zunächst Herr Siegfried von Venningen zum Dauphin zurück nach Langres, um ihm die verlangten Zusagen zu überbringen, und jetzt erst, nachdem der Dauphin alles erlangt hatte, was er überhaupt nur hatte fordern können, jetzt erst erteilte er den Befehl zum Aufbruch des Heeres, der dann am folgenden Tage, dem 5. August erfolgte.<sup>1</sup> Am folgenden Tage machte der Dauphin Quartier zu Jonvelle, und hier traf ihn aufs neue eine Gesandtschaft Sundgauer Edelleute, an welcher ausser den Herren von Helmstatt und Venningen auch die Herren Peter von Mörsperg und Hans von Münstrol teilnahmen. Sie beabsichtigten den Marsch des Dauphin thunlichst zu beschleunigen, damit zunächst das am meisten bedrohte Farnsburg baldigst entsetzt würde; aber trotzdem sich der Kriegsrat einstimmig für den Weitermarsch aussprach, beharrte der Dauphin dabei, auch fernerhin aus der Notlage seiner Verbündeten möglichst grossen Vorteil zu ziehen. Vor allem wollte er völlig sicher gehen. Die Gesandten mussten zunächst Bevollmächtigte des Dauphin heimgeleiten, welche nun endlich auf einem Tage zu Altkirch am 11. August<sup>2</sup> mit der österreichischen Regierung und der Sundgauer Ritterschaft endgültig im einzelnen jene Bedingungen festsetzten, unter welchen der Einmarsch erfolgen sollte, und namentlich auch die festen Plätze bestimmten, welche dem Dauphin einzuräumen wären.

Inzwischen verfolgte dieser andere Pläne, die sehr zu denken geben konnten. Es galt die Besitznahme des festen Mumpelgart, das den getreuesten Alliierten König Friedrichs, den Grafen von Württemberg, gehörte. Der Dauphin konnte demnach der wohlwollendsten Haltung versichert sein; zudem hatten die Grafen ihm bereits zu Langres alle möglichen Zusicherungen geben lassen, um ihn nur zufrieden zu stellen. Aber trotzdem sich auch der bereits erwähnte Kriegsrat dafür

<sup>1</sup> Ausser den schon citierten Berichten cfr. das Schreiben des Herrn de la Tour an Esch vom 8. August über die Bewegungen der Armee des Dauphin bei Tuetey II, 507.

<sup>2</sup> Bereits citierte Kundschaft vom 11. August.

aussprach, dass der Dauphin Mümpelgart bei Seite liegen lassen sollte, beharrte er dennoch dabei, dass ihm die Festung geöffnet werden müsste. Es stand jetzt bei dem Landvogt der Herrschaft von Württemberg, Erhard von Neuenfels, den Marsch des Dauphin auf lange Zeit aufzuhalten, denn Mümpelgart war für damalige Zeit schwer einnehmbar. Gerade zur rechten Zeit erschienen aufs neue Siegfried von Venningen und Peter von Mörsperg beim Dauphin, als dieser am 17. August zu Dampierre bei Mümpelgart lagerte. Für sie war es jetzt von höchster Wichtigkeit, alle Hindernisse hinwegzuräumen, die dem Dauphin etwa noch zum Vorwand dienen konnten, seinen Vormarsch zu verzögern. Wir dürfen annehmen, dass sie gegenüber den Württemberger Amlteuten das gemeinsame Interesse der Herrschaft und des Adels betonten, wodurch diese vermocht wurden, dem Dauphin noch an demselben Tage Mümpelgart auf 18 Monate einzuräumen.<sup>1</sup> Damit fiel jeder Grund zu einer weiteren Zögerung fort. Herr Peter von Mörsperg hatte dem Dauphin verheissen, binnen acht Tagen Basel in seine Gewalt zu geben, und so war auf den 20. August ein Kriegsrat unter dem Vorsitz des Dauphin anberaumt, welcher darüber entscheiden sollte, ob zunächst Basel angegriffen oder Zürich entsetzt werden sollte. Der Ausfall der Beratung ist uns nicht bekannt; auf alle Fälle wurde der Weitermarsch jetzt unmittelbar angetreten, und die österreichische Herrschaft ordnete den Schindern mehrere Edelleute bei, von denen wir Herrn Burkart Mönch, Hans von Rechberg, die Herren von Eptingen und vom Huse hervorheben, welche die Schinder geleiten und dafür sorgen sollten, dass sie in die Schlösser im Sundgau eingelassen würden.

Die Sundgauer Ritterschaft war demnach am Ziel; das erste Kriegsheer der Welt stand zu ihrer Verfügung, um ein furchtbares Strafgericht an den Schweizer Bauern und Baseler Zünften zu vollziehen. Der Sturm schien am Elsass vorbeizuziehen und es höchstens etwas streifen zu wollen. Die Thoren ahnten nicht, dass sie lediglich Spielkarten in der Hand des Dauphin waren, und dass dieser weit davon entfernt war, für die raublustige Sundgauer Ritterschaft seine Armee aufs Spiel zu setzen.

<sup>1</sup> Die Erzählung Nauciers über eine angebliche Aeusserung des Dauphin bei seinem Einzug in Mümpelgart, dass der Vogt verdiene gehängt zu werden, weil er eine so feste Stadt ohne Schwertstreich übergeben hätte, ist widersinnig; es waren politische Gründe, welche die einstweilige Uebergabe der Festung veranlassten. Uebrigens hat schon Tuetey I, 207 gegen diese Erzählung Zweifel erhoben.

KAPITEL V.

Die Schlacht bei St. Jakob.

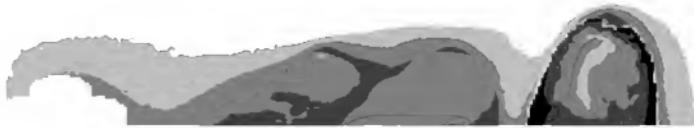
Bereits am 11. August hatte die Vorhut des französischen Heeres, die unter Befehl von Blanchefort stand und das Geschütz geleitet hatte, den Sundgauer Boden betreten, und nachts hatten an 1000 Gewappneter zu Ross um Grandvillars und Morvillars gelagert; von ihnen rannte bereits am folgenden Tage ein Haufe bis vor die Thore von Basel.<sup>1</sup> Dann kam ein gewisser Stillstand in die Bewegungen des Feindes, bis sich nach der Uebergabe von Mümpelgart das ganze Heer unter Führung des Sundgauer Adels bis vor die Thore von Basel ergoss. Die Absicht war eine doppelte: einerseits handelte es sich um einen Handstreich auf Basel, und dieser schien unsomehr Aussicht auf Erfolg zu haben, als einerseits die weite Ausdehnung der Stadt die Verteidigung gegen einen so zahlreichen Feind ganz erheblich erschwerte und ausserdem der Sundgauer Adel zahlreiche Verbindungen in der Stadt unterhielt. So sicher war man schon, dass sich die französischen Hauptleute der Ortskenntnis der benachbarten Edelleute versicherten, um sich die grossen Höfe und wo die Reichen gesessen wären, zeigen zu lassen. Auf der anderen Seite handelte es sich um den Entsatz des in der Nähe gelegenen Farnsburg, und zwar wurde beabsichtigt, die Eidgenossen von zwei Seiten zu fassen, indem die Armagnaken unter Befehl des Herrn de Bueil das bei Basel mündende Ergolzthal aufwärts gegen die Feste vorgehen sollten,<sup>2</sup> während die Oesterreicher unter Hans von Rechberg ihnen von Säckingen aus die Hand bieten würden.<sup>3</sup>

Am Sonntag und Montag (23. und 24. August) zog ein Haufen nach dem anderen an Basel vorbei im Thal der Birs aufwärts, während der Dauphin selbst in Waltighofen in der Nähe von Basel blieb und hier für fünf Tage sein Hauptquartier aufschlug. Die Avantgarde, deren Oberbefehl jetzt der Graf von Dammartin übernommen hatte, überschritt noch am Sonntag die Birs und besetzte die Dörfer Münchenstein, Muttenz und Pratteln: von hier waren es nur noch vier Wegstunden bis Farnsburg. Die Besatzung konnte somit ihrer Rettung versichert sein. In der Burg zu Münchenstein harrete der Hauptleute der

<sup>1</sup> Basel an Strassburg dat. fer. quart. p. Laurenti. Strbg St-A AA 191 or. ch.

<sup>2</sup> Fechter p. 20.

<sup>3</sup> Das Folgende im wesentlichen nach der vortrefflichen Abhandlung von Bernouilli, Die Schlacht bei St. Jakob; ausserdem Favre. Le Jouvencel I, 101 ff.



Armagnaken ein freudiger Empfang seitens der Sundgauer Herren, die eben ihre erste Heldenthat ausgeführt hatten. Jetzt nicht mehr in Furcht vor der Ahndung durch Basels Waffen, hatten Burkard Münch, Peter von Mörsperg und andere im Vereine mit den Armagnaken einen Warentransport überfallen, der von Genf nach Basel bestimmt war, und reiche Beute gemacht. Wenn nun aber die Sundgauer Herren gemeint hatten, dass die Armagnaken nichts Eiligeres thun würden, als ihre Freunde und Genossen in Farnsburg zu entsetzen, so hatten sie sich sehr getäuscht. Herr Jean de Bueil, dem der Dauphin den Oberbefehl übertragen hatte mit der Weisung, jene Burg zu entsetzen, machte keine Miene, die Ebene um Basel zu verlassen und sich mit seiner Reiterei in die Defileen des Ergolzthales hinaufzuwagen, um sich nicht bei aufgelöster Schlachtordnung der Gefahr eines Angriffes auszusetzen. Er mochte abwarten, ob nicht die Eidgenossen, durch die Stärke des in so grosser Nähe haltenden feindlichen Heeres eingeschüchtert, die Belagerung aufheben oder ihn vielleicht hier, wo in der Ebene die Massen der Reiterei zu voller Wirkung gelangen konnten, angreifen würden. Zudem gedachte er nicht eine so lockende Beute wie Basel fahren zu lassen. So blieben die Scharen einstweilen ruhig in ihren Quartieren stehen und trieben in gewohnter Weise ihr Unwesen, raubten, was sie rauben konnten, und singen die Menschen, um möglichst hohes Lösegeld von ihnen zu erpressen. Vergeblich beschwerte sich die Stadt beim Dauphin und bat um Freilassung der Gefangenen und um Rückgabe des geraubten Guts.<sup>1</sup> Der Dauphin selbst kam hingegen am Montag, dem 24. August, mit kleinem Gefolge verkleidet von Waltighofen herüber vor die Stadt, um sie zu besichtigen, und wurde hier mit Kanonenschüssen empfangen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Am 22. August. Das Schreiben bei Tuetey I, 214.

<sup>2</sup> Bei Fechter p. 21. Das Schreiben ist insofern interessant, weil es uns einen Fingerzeig giebt, wie Strassburg sich wider den Feind zu verteidigen gedachte. Die Ratschläge laufen darauf hinaus, dass die Basler lügen sollen, ihr Volk in Meisterschaft zu haben, niemand hinauslaufen zu lassen, die Ringmauer wohl mit Geschütz zu armieren und mit zuverlässigen Leuten zu bewachen. Sie sollen auch nicht viel Gespräch mit dem Dauphin oder mit seinem Volk halten — denn dieselben würden sie doch « beschisen » —, sondern auf jeden, der herankomme, ihr Geschütz abfeuern. Wenn aber ihre Mauern niedergeschossen wären, so sollen sie mit grossen « Hölzern » und mit Mist neue Schutzwehren errichten und sich auf keinerlei Unterhandlung einlassen, da der Feind doch nicht lange ausharren könne wegen Mangels an Munition und Geld. Wenn es aber möglich wäre, so sollten sie auf eine Meile Wegs alle Dörfer verbrennen, damit der Feind um so eher wieder abzöge. Vor allen Dingen aber sollen sie einhellig sein und diejenigen austossen, denen sie misstrauten.

Im übrigen blieben die Bürger der vielfachen Warnungen, die sie namentlich von Strassburg erhalten hatten, eingedenk und hüteten sich wohl, sich aus dem sichern Schutz ihrer Mauern herauslocken zu lassen.

Inzwischen befand sich das Belagerungsheer der Eidgenossen vor Farnsburg in peinlicher Unschlüssigkeit, und die Rechnung des französischen Heerführers schien in der That zutreffend. Von zwei Seiten bedroht, wussten die Hauptleute nicht, ob sie die Belagerung fortsetzen oder aufheben sollten. Die Ankunft eines Luzerner Fähnleins verbesserte die Stimmung, und Nachrichten, die über die Armagnaken aus dem benachbarten Baseler Städtchen Liestal kamen, erregten die Lust zu einem kühnen Angriff. Es hiess nämlich, dass die «schnaggen» der Vorhut sich geteilt hätten und zerstreut zu Pratteln und Muttenz lagerten, und da es ausserdem nur ein «nakend» Volk sein sollte, dem man leicht grossen Schaden zufügen könnte, so bot ein Ueberfall in der That Aussicht auf Erfolg, ohne dass man dabei einen andern Zweck als reiche Beute zu machen verfolgte. Immerhin aber war das Unternehmen nicht ohne Gefahr; denn wenn auch die Vorhut des Feindes sich sorglos verstreut hatte, so lag seine Hauptmacht doch nicht so fern, dass sie nicht bald hätte zu Hilfe kommen können. Zudem war zu befürchten bei dem wilden Kriegseifer der Eidgenossen, dass sie, von der Hitze des Kampfes fortgerissen, sich zu weit vorwagen und sich so der Gefahr aussetzen würden, von der Ueberzahl der Feinde umzingelt und erdrückt zu werden. Den Hauptleuten entging dies keineswegs, und die Mannschaft musste ihnen schwören, nicht über Pratteln und Muttenz hinaus vorzurücken und sich im Notfall an die bewaldeten Vorberge des Jura zu halten, um sich durch dies geschützte Terrain gen Farnsburg zurückzuziehen. Das waren recht vernünftige Anordnungen, wenn sie nur befolgt worden wären. Schlimm aber war es, dass die Kriegszucht infolge des Bürgerkrieges bedenklich gelockert war, und so versagte der wilde Kriegsmut der Mannschaft im kritischen Augenblick den Führern den Gehorsam.

Es waren an 1300 Mann,<sup>1</sup> die am Dienstag Abend (25. August) von Farnsburg aufbrachen und gegen Mitternacht vor Liestal ankamen. Etwa 1000 blieben vor der Stadt, der Rest ging hinein und verbrüdete sich mit der Baseler Besatzung, aus welcher sich die tüchtigsten Leute anschlossen, so dass die Schar jetzt auf 1500 Mann angewachsen war. Vergebens warnte der Baseler Hauptmann Hemman Seevogel vor weiterem Vorrücken:

<sup>1</sup> Ich halte die bisherige Kontroverse über die Stärke der Schweizer durch die Untersuchung von Bernouilli für abgeschlossen und gehe daran weiter ein.

um dem Vorwurf der Feigheit zu entgehen, musste der ortskundige Mann sich selbst an die Spitze der Schar stellen. Da blieb nur wenig Zeit für Nachtruhe; der Platz war voll Kriegslärm, und die ursprünglichen Abmächungen waren wohl bald vergessen. Nach Basel wollten sie ziehen und der bedrängten Stadt die Hand reichen; und es wurde Botschaft nach Basel gesandt, diese Absicht kundzugeben. Inmitten des Kriegslärms kamen zwei Chorherren aus Neufchatel, welche Basel an demselben Tage verlassen hatten, auf Umwegen nach Liestal. Wie waren sie erstaunt, als sie dieses Heldenhäuflein erblickten, welches den Kampf mit den gefürchteten Armagnaken aufnehmen wollte! Vergebens warnten sie vor dem unmöglichen Beginnen, bis zu den Thoren Basels vorzudringen. Wilde, todesmutige Tapferkeit war mit einfältiger Frömmigkeit damals bei den Eidgenossen gepaart, und so gab einer der Hauptleute die denkwürdige Antwort: «So befehlen wir unsere Seelen Gott und unsere Leiber den Armagnaken!» Indessen war der günstige Augenblick zu einem Ueberfall bereits verpasst. Der unermüdliche Vorkämpfer der Ritterschaft Hans von Rechberg hatte von Säkingen aus den Abmarsch der Eidgenossen bemerkt und nach Pratteln und in das Hauptquartier der Franzosen gemeldet, aber noch vorher musste das tumultuarische Quartier in Liestal dem Feind, der seine Feldwachen bis eine Viertelstunde unterhalb des Ortes vorgeschoben hatte, die Absicht der Eidgenossen offenbaren. So waren die Armagnaken vollständig vorbereitet und hatten alle Massregeln treffen können, um nicht nur die Eidgenossen zu empfangen, sondern auch einen Handstreich gegen Basel vorzubereiten.

Auf die Meldung Rechbergs war nämlich der Graf von Dammartin schleunigst in das Hauptquartier des Dauphin geeilt, der sich damals in der Nähe von Basel aufhielt, vielleicht zu Häisingen oder Hegenheim. Notwendigerweise musste man hier auf den Gedanken kommen, dass die Eidgenossen dem hart bedrängten Basel zu Hilfe kommen wollten; und es war dann vorauszusehen, dass die Baseler hinausrücken würden, um ihren Waffenbrüdern die Hand zu reichen. Es entstand daher der Plan,<sup>1</sup> dass, während ein Teil der Streitkräfte den Kampf mit

<sup>1</sup> Diese Kombination von Bernouilli erscheint mir doch wahrscheinlicher als die von Favre, der Dammartin an dem Rekognoszierungsrath des Dauphin vor Basel teilnehmen und von da zurückkehren lässt, als der Angriff der Eidgenossen gerade erfolgt war. Er meint, dass der Rekognoszierung ein Kriegsrath gefolgt sei, in dem der Entsatz von Farnsburg und ein Handstreich auf Basel für den 26. August beschlossen wäre, und so erkläre sich die späte Rückkehr von Dammartin. An sich wäre diese Annahme nicht übel; sie thut aber unserem zuverlässigsten Berichterstatter Gewalt an, dem *praeceptor* von Isenheim, der ganz genau die Rekognoszierung *feria secunda* in die Bartholomaei geschehen lässt; wenn dieser in der Folge sich

den Eidgenossen aufnahm, ein anderes Korps eine abwartende Haltung einnehmen sollte, um sich, wenn die Baseler ausgerückt wären, zwischen sie und die Stadt zu drängen und ihnen so die Rückkehr abzuschneiden.<sup>1</sup> Die augenblicklich verfügbaren Streitkräfte mussten dafür zunächst vollständig ausreichend erscheinen, während der Dauphin die noch zerstreut hegenden Mannschaften zu einer Reserve zusammenziehen sollte. Die Beratungen nahmen einen guten Teil der Nacht in Anspruch, und so kam Dammartin zurück, als der Kampf bereits entbrannt war bei sei seiner Vorhut. Ohne sich Zeit zu nehmen, vollständige Rüstung anzulegen, stürzte er sich nun, die Seinen anzuführen, in den Kampf.<sup>2</sup>

Der Angriff der Eidgenossen war noch vor Tagesanbruch, gegen 4 Uhr morgens geschehen, am Mittwoch dem 26. August; nach alter Sitte waren sie in drei Treffen geordnet, deren jedes 500 Mann zählte. Die vorgeschobenen Haufen der Armagnaken

dann versieht und den Angriff der Schweizer in crastinum, d. h. einen Tag zu früh erfolgen lässt, so haben wir deshalb noch kein Recht, nun auch jene ganz genau gegebene Angabe für falsch zu halten. Im übrigen bleibt das Resultat dasselbe. War die Rekognoszierung am 25. August und war der Kriegsrat in der Nähe von Basel noch versammelt, so konnte ihn noch gerade die Benachrichtigung Rechsbergs treffen und danach obiger Plan entworfen werden.

<sup>1</sup> Diese scharfsinnige Kombination ist von Bernouilli p. 8 aufgestellt und stellt den Verlauf der Schlacht erst ins rechte Licht. Ich möchte hinzufügen, dass dieser Schlachtplan, wie ihn Bernouilli rekonstruiert hat, durchaus der Kriegführung der Armagnaken entspricht, und weist darauf hin, wie namentlich Strassburg die Basler noch ausdrücklich gewarnt hatte, sich ja nicht von den Armagnaken aus der Stadt herauslocken zu lassen.

<sup>2</sup> Hier ist der einzige schwache Punkt in dem Beweisgang von Bernouilli, denn wenn die Chronique Martinienne vom Grafen von Dammartin, der doch zu Pratteln lag, berichtet, dass er estoit logé deux lieues vom Dauphin und zu diesem geeilt wäre, wo hielt sich dann der Dauphin auf? Damit wird die alte Streitfrage über den Aufenthalt des Dauphin während der Schlacht wieder erneuert. Der praeceptor von Isenheim, der unbedingte Glaubwürdigkeit verdient, erwähnt, dass der Dauphin vom 23. August ab fünf Tage zu Waltighofen gewilt — das hat Bernouilli übersehen — und während dessen am 24. August Basel in der Nähe besichtigt habe. Nach der Erzählung kann hier eigentlich nur von einem Tagesausflug die Rede sein. Die Erzählung der Chr. Martin. verlangt aber, dass der Dauphin am Montag nicht nach Waltighofen zurückkehrte, sondern sich in der Nähe aufhielt, etwa in einem der benachbarten Schlösser Häisingen oder Hingensheim, wie B. selbst bemerkt. An sich würde es ja auch nicht unheimlich sein, dass der Dauphin die Gelegenheit benutzt hätte, um die Aufstellung der Seinen zu besichtigen und mit den Führern etwas zu besprechen zu treffen. Cfr. übrigens unseren Text.

hielten auf einer Matte bei Pratteln, wichen aber einem ernstlichen Kampfe aus und zogen sich scharmützelnd auf Muttenz zurück, wo inzwischen Dammartin seine übrigen Streitkräfte konzentriert hatte. Es war eine bedeutende Uebermacht, die hier den Eidgenossen gegenüberstand, etwa 8000 Mann unter der persönlichen Führung kriegserfahrener Männer wie Dammartin und Salazar, aber trotzdem hielten sie dem Angriff der Eidgenossen nicht stand, sondern zogen sich theils über die Birsbrücke zu ihrer Hauptmacht, theils in der Richtung auf Münchenstein zurück.<sup>1</sup>

Jetzt hätten die Eidgenossen entsprechend dem ursprünglichen Plan halt machen müssen, und sie konnten wahrhaftig zufrieden sein mit dem errungenen Erfolge. Hätten die Hauptleute vermocht, ihren Geboten Nachdruck zu verschaffen, unberechenbare Folgen würden sich an diesen Kampf bei Muttenz geknüpft haben; aber wer vermochte der entfesselten Kampfeswut der Eidgenossen Einhalt zu thun! So schnell sie nur laufen konnten, eilten sie den Feinden nach. Ein unglücklicher Baseler kam ihnen in den Wurf; er war von der Stadt geschickt, um sie von den Absichten des Feindes zu unterrichten und ihnen mitzuteilen, dass unter den obwaltenden Umständen auf Basels Mitwirkung nicht zu rechnen wäre. Der Unglückliche büsste seine Meldung mit dem Leben; sie erstachen ihn. So kamen sie in wilder Verfolgung bis an die Birs, wo sie zunächst wieder halt machten, um sich zu sammeln, und diese Pause benutzten die Hauptleute nochmals, um sie von weiterem Vordringen abzumahnern, aber vergebens.

Aus dem Thalgrund erhebt sich hier steil das Terrain zu einem Plateau, auf dem Herr Jean de Bueil die Hauptmacht der Armagnaken aufgestellt hatte. Von ihrer Stellung im Thalgrunde erblickten die Eidgenossen daher nur einen Teil der feindlichen

<sup>1</sup> Ich möchte mir hier eine Vermutung erlauben, die zwar nicht quellenmässig zu belegen ist, die aber eigentlich ein notwendiges Glied in dem aufgestellten Schlachtenplan ist. War der Widerstand bei Muttenz seitens der französischen Heerführung überhaupt ernst gemeint? Es ist nahezu unmöglich, dass eine Schar von 1500 Leuten, auch wenn sie noch so tapfer sind, ohne Vorteile des Terrains und dazu, was Ausrüstung betrifft, vielfach im Nachteil, ein mehr als fünfmal so starkes Heer in die Flucht treiben kann. Es entsprach dem Plan der Franzosen, die Schweizer auf die Ebene vor Basel herauszulocken; nur unter dieser Voraussetzung erschien es möglich, dass die Basler den gewünschten Ausfall machen würden, um den Eidgenossen die Hand zu reichen. Diese Möglichkeit fiel fort, sobald die französische Avantgarde die Schweizer bei Muttenz festhielt. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, dass die Avantgarde nur so lange die Schweizer aufhalten sollte, bis dass die übrige Armee ihre Aufstellung bei Basel gewonnen hatte, um dann auf dem Rückzug oder durch eine scheinbare Flucht die Gegner nach sich zu ziehen.

Streitkräfte. Sie müssen daher in dem Wahne<sup>1</sup> befangen gewesen sein, als ob das die gesamte Streitmacht der Feinde wäre, und mit der glaubten sie es ebenso gut aufnehmen zu können wie bei Muttenz. So hatten die Vorstellungen der Hauptleute keinen anderen Erfolg, als dass auch sie jetzt der Feigheit beschuldigt wurden.

Vorwärts ging es jetzt über die unverteidigte Birsbrücke,<sup>2</sup> ohne dass es der Mühe wert gehalten wurde, diese Brücke für den Fall des Rückzuges besetzt zu halten. Und auch jetzt noch hätten sie eine überaus glückliche Bewegung machen können, wenn sie sich von der Brücke rechts dem unteren Wege nach der Stadt zugewandt hätten.<sup>3</sup> Sie hätten sich dann mit der kampfeslustigen Baseler Bürgerschaft vereinigen und mit ziemlicher Aussicht auf Erfolg einen Kampf mit dem Feind bestehen können. Aber möglich, dass sie über die vermeintliche Feigheit der Baseler Bürgerschaft ergrimmt waren, die nicht wagte, ihnen durch einen Ausfall die Hand zu reichen, so dass sie jetzt meinten, die Sache allein ausfechten zu sollen. So zogen sie also nach links das Plateau hinauf dem Feinde entgegen, der bei Gundeldingen auf der Höhe hielt.

Nach dem Zeugnis eines österreichischen Reisingen, der an der Schlacht teilnahm, waren es nicht weniger als 16,000 Reisinge,<sup>4</sup> welche hier auf offener Ebene aufgestellt waren, so dass der eine Teil den Eidgenossen zugewandt war, der andere sich mit der Front gegen Basel richtete, um die Bürgerschaft im Falle eines Ausfalles von der Stadt abzuschneiden. Und man wird gut thun zu erwägen, dass dieser letztere Plan bei den Franzosen im Vordergrund stand, und dass der Kampf mit den

<sup>1</sup> Ein Gesichtspunkt, den meines Erachtens Bernouilli nicht scharf genug hervorgehoben hat.

<sup>2</sup> Noch Tuetey I, 221 folgt der alten Legende, als ob die Schweizer unter einem mörderischen Artilleriefener den Uebergang über die Birs erzwungen hätten, obwohl das ihm bekannte, von Janssen, Frankfurt. Reichskorr. II, p. 69 veröffentlichte Schreiben Basels an die zu Nürnberg vertretenen Reichsstädte einen ganz anderen Sachverhalt giebt. Es wird sich im Verlauf der Darstellung übrigens noch ergeben, dass die Armagnaken anfangs gar keine Artillerie zur Stelle hatten.

<sup>3</sup> Wie der Baseler Rat schreibt, dessen Einsicht ich in diesem Falle doch über die Bernouillis stellen muss, welcher dieser Bewegung die Aussicht auf Erfolg abspricht.

<sup>4</sup> Bezüglich der Stärke des Heeres verweise ich gegenüber Bernouilli auf meine Ausführungen. Die Angaben von Schamdocher müssen so genommen werden, wie sie sind, dass die Armagnaken mit mehr als 16,000 Pferden vor der Stadt hielten; und augenscheinlich bezieht sich diese Ziffer nur auf das unter de Bueil vor Basel haltende Korps; es ist nicht einbegriffen die unter Befehl des Dauphin stehende Reserve, die 6000 Pferde stark war.

Eidgenossen für sie erst in zweiter Linie in Erwägung kam. Daraus erklärt sich die Art des Kampfes, der sich jetzt entspann, als die Schweizer gegen acht Uhr morgens das Gundeldinger Plateau erstiegen. Es hat für die Tapferkeit derselben nichts Herabsetzendes, wenn wir der Meinung Raum geben, dass Herr Jean de Bueil sie mit Leichtigkeit in den Thalgrund der Birs hätte hinabwerfen können, wenn er ihre dichtgedrängte Schar durch die berittenen Bogenschützen mit einem Pfeilhagel hätte überschütten und durch seine hommes d'armes hätte angreifen lassen. Das war aber gar nicht die Absicht; die Augen waren auf Basel gerichtet, und bei den Eidgenossen wurde die Entscheidung hingehalten; es handelte sich nur darum zu verhüten, dass sie Terrain gewannen. So ist es dann der wiederholte Anprall einzelner Scharen, deren sie sich mit der grössten Tapferkeit erwehrt. An vier Stunden, bis gegen 12 Uhr, dauerte hier der ungleiche Kampf, und mit solchem Löwenmuth fochten sie, dass solche, die den grossen Schlachten zwischen den Engländern und Franzosen beigewohnt hatten, gestanden, noch niemals Leute gesehen zu haben, die so tapfer und verwegen ihr Leben in die Schanze schlugen.<sup>1</sup>

Wo blieben inzwischen die Baseler, warum liessen sie ihre Bundesbrüder in einem Kampfe verbluten, der sich nur eine Viertelmeile von ihrer Stadt abspielte? In der That war es nicht ihre Schuld, wenn sie ihren Verbündeten nicht zu Hilfe kamen. Stürmisch hatte die Gemeinde den Auszug verlangt, und noch bevor der Rat schlüssig geworden war, in welcher Weise der Auszug geschehen sollte — dann si grosse warnung hetten der stat Basel halb —, nahm ein Metzger dem Bannerträger das Stadtbanner aus der Hand und schrie: Nach, wer ein Basler ist! Der Rat erteilte nur noch den Befehl, dass jeder sich einen Strohwisch als Abzeichen hinten unter den Gürtel binden sollte, und so rückte die Bürgerschaft in der Stärke von 3000 bis 4000 Mann vors Thor. So tumultuarisch anfangs der Auszug auch gewesen sein mochte, fernerhin hatte der Rat das Heft in Händen. Nur vorsichtig rückte man vor, die Reiterei voran. Das Fussvolk machte zunächst halt bei der Katharinenkapelle, da wo jetzt das Denkmal der Tapferen von St. Jakob steht, während die Reissigen bis zum Kreuzstein vorgingen, einem Punkte, von wo aus man einen Ueberblick über das Schlachtfeld hat. Hier sahen sie, wie der linke Flügel des Feindes in keilförmiger Aufstellung bei Gundeldingen am Rhein hielt, um sie bei ihrem weiteren Vordringen von der Stadt abzuschneiden. Erwartungsvolle Augenblicke, die jetzt folgten! Der Kampf ruhte wohl eine Weile: den Eidgenossen winkte Hoffnung auf baldige Hilfe; der Feind jubelte, dass

<sup>1</sup> Worte des französischen Chronisten Mathieu d'Escouchy.

die Bürger in die Falle gingen, und wartete nur, dass sie noch weiter vorrückten, um das Netz zuzuziehen. Die bange Situation vergegenwärtigt uns so recht der spätere Stossseufzer eines österreichischen Knechtes, der bei den Armagnaken focht: «O, wären die Bösewichter mit ihrem Banner nur einen Steinwurf weiter gezogen, wir hätten sie allesamt erschlagen und die Stadt genommen.»

Alles hing davon ab, ob die Bürgerschaft dem Befehle des Bürgermeisters, der jetzt den Rückzug anordnete, folgen würde, und schwerlich wären die Zünfte umgekehrt, wenn nicht die Absicht des Feindes auch anderweitig bestätigt worden wäre. Auf den Türmen konnte man am deutlichsten die Bewegungen des Feindes wahrnehmen; dort gewährte man auch das Reservekorps des Dauphin, und ein Bote nach dem anderen meldete den Bürgern: sie wären verloren, wenn sie weiter zögen. Auch das machte noch keinen Eindruck auf das Fussvolk, das von seiner Stellung aus die gefahrdrohenden Bewegungen des Feindes nicht wahrnehmen konnte, wenn nicht jetzt das blutrote Banner des Erzfeindes der Stadt auf dem jenseitigen Rheinufer sichtbar geworden wäre. Es war Hans von Rechberg, der mit seiner reisigen Schar von Säckingen herzog, um die Umzingelung der Stadt vollständig zu machen und sie von der Kleinseite anzugreifen. Das war entscheidend; schweren Herzens mussten die Zünfte jetzt den Rückzug antreten und die Eidgenossen ihrem Schicksale überlassen.

Mit dem Rückzuge der Baseler Bürgerschaft war die Lage völlig verändert, das Ziel des Kampfes war ein ganz anderes geworden. Jetzt mussten die Franzosen auf die eine oder die andere Weise mit den Schweizern fertig werden, und sicherlich wäre es dem Herrn de Bueil am liebsten gewesen, wenn die Eidgenossen sich ergeben und er so des letzten entscheidenden Kampfes mit einem so furchtbaren Gegner überhoben gewesen wäre. Für die Eidgenossen war aber die Lage geradezu hoffnungslos geworden, seitdem die Scharen der Baseler ihren Augen entschwunden waren, und man kann sich den knirschenden Zorn der wilden Gesellen vorstellen über die feigen Städter, die ohne Schwertstreich das Feld räumten. Die wirkliche Sachlage kannten sie ja nicht. Die ganze Macht des Feindes konnte nun gegen sie verwendet werden; es gab keine Hoffnung mehr auf Sieg; es handelte sich nur noch um Rettung oder Untergang. Vergebens suchten sie den Rückzug über die Birs zu gewinnen; die Scharen der Schinder, die sich nach Münchenstein zurückgezogen hatten, hatten sich dieses Punktes bemächtigt und ihnen den Rückzug verlegt. In ihrer bisherigen Stellung konnten sie nicht bleiben; sie mussten nach Deckung suchen, schon um von dem Kampfe zu verschlafen, der jetzt von 8 bis 12 Uhr gedauert hatte. So suchten sie denn kämpfend

ihre Zuflucht an einem Orte, den sonst jeder ängstlich meidet, den deshalb auch die Armagnaken nicht werden besetzt haben: in dem Hause der Aussätzigen, hinter den schützenden Mauern des Siechenhauses von St. Jakob und des dazu gehörigen Gartens, um hier bei günstiger Gelegenheit hervorzubrechen und sich nach Basel durchzuschlagen.

Die Armagnaken liessen ihnen jedoch keine Zeit, frische Kräfte zu sammeln; sie zündeten das Haus an und zwangen so die Schweizer, sich in den von einer hohen Mauer umgebenen Garten zurückzuziehen. Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, das Geschütz spielen zu lassen, um die Mauer zusammenzuschossen, aber wenn auch endlich Kanonen herbeigeschafft sein mochten, so fehlte es doch noch immer an Munition. Um zu Ende zu kommen, wurde eine Bresche in die Mauer gebrochen, und die zusammengedrängten Eidgenossen wurden jetzt von 600 abgesehenen Bogenschützen aufs Korn genommen. Da machten die Tapferen einen Ausfall, dem der grösste Teil der Schützen zum Opfer fiel; die meisten verbluteten unter den furchtbaren Streichen ihrer Hellebarden, und es dauerte nicht lange, da lagen sie auf zwei Haufen geschichtet. Damals mögen sich jene schauerlichen Szenen abgespielt haben, welche Aeneas Sylvius beschreibt, wie die Schweizer die blutigen Pfeile aus ihren Leibern rissen und sich mit abgehauenen Händen auf den Feind warfen und nicht eher den Geist aufgaben, als bis sie den Mörder selbst gemordet hatten, wie andere von Spiessen durchbohrt und von Geschossen belastet in die Reihen der Feinde hineinrannten und dort ihren Tod rächend zusammenbrachen. Dann aber mussten sie wieder zurück, gedrängt durch die Uebermacht des Feindes, der jetzt seinerseits versuchte, durch die Bresche den Garten zu stürmen, aber vergebens. Daher wurde beschlossen, weitere Stürme einstweilen einzustellen, bis Munition zur Stelle war, damit die Artillerie unterstützend eingreifen könnte. So begnügte der Feind sich damit, einzelne Ausfälle der Schweizer zurückzuweisen, und hielt sonst Waffenruhe; für die Eidgenossen eine willkommene Rast. Erst als die wilden Feinde der Eidgenossen Hans von Rechberg und die Sundgauer Edelleute, nachdem der Anschlag auf Basel misslungen war, auf dem Umwege über Rheinfelden auf das Schlachtfeld geeilt waren, kam neues Leben in den Kampf, aber auch der Sturm, den sie unternahmen, wurde abgeschlagen.

So nahm der Kampf allmählich eine missliche Wendung für die Ritterschaft an, und es war nicht Schuld der Armagnaken, wenn die Eidgenossen ihr Leben nicht retteten. Nachdem Basel ihnen entchlüpft war, hatte der Kampf überhaupt kein Interesse mehr für sie. Was sollten sie um des Hasses der österreichischen Herren willen sich mit einem solchen

Gegner in einen letzten Todeskampf einlassen! Als daher endlich um Vesperzeit Munition aus Schloss Röteln gekommen war, so dass das Geschützfeuer eröffnet werden konnte, und nun ein Teil der Mauer niedergeworfen war, da glaubte Herr Jean de Bueil den starren Sinn der Eidgenossen endlich so weit gebrochen, dass sie auf Unterhandlungen eingehen würden. Aber einen ungeeigneteren Friedensboten, als den er sandte, hätte er nicht wählen können, Herrn Burkard Münch von Landskron, den grimmigsten Feind der Eidgenossen, der keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als seine Feinde vollends zu verderben. Als er in dem Garten die aufgetürmten Leichen der Eidgenossen erblickte, da schlug sein Herz vor Freude, und im Hochgefühl der gesättigten Rache brach er in die Worte aus: «Ich sehe in einen Rosengarten, den meine Vorfahren vor hundert Jahren gepflanzt haben!» Vor hundert Jahren war ein Ahn von ihm auf Seite der Franzosen bei Crécy gefallen; jetzt, meinte er, wäre es ihm beschieden, den Lohn dafür zu ernten. Die Freude währte nicht lange. Ein zum Tode verwundeter Schweizer, der diese Worte gehört hatte, warf ihm mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte einen Feldstein ins Angesicht, dass er halbentseelt weggeführt wurde. Kein Wort sprach er mehr, und nach drei Tagen war er eine Leiche. Dieser Vorfall machte nun auf die Armagnaken den tiefsten Eindruck. Münch war die Seele des ganzen Unternehmens gewesen; er hatte zuletzt noch die Armagnaken ins Land geführt. Zu der Gleichgültigkeit an der Weiterführung des Kampfes trat jetzt Mutlosigkeit hinzu. Was für ein Feind musste das sein, der in einer Lage, in der auch der Mutigste mutlos werden kann, nicht nur die Unterhandlungen von der Hand wies, sondern noch dazu in wildem Trotz den Unterhändler tötete! Es war demnach sicher, dass der Kampf bis auf den letzten Mann geführt werden musste. Das war nicht nach dem Sinne der Armagnaken; sie wollten jetzt kurzweg die Feinde stehen lassen und von dannen ziehen. Ein verhängnisvoller Augenblick für die Sundgauer Ritterschaft! Da riefen sie das Ehrgefühl ihrer französischen Standesgenossen an, dass man sie doch nicht vor den Schweizer Bauern im Stich lassen sollte. Das wirkte; ein «Graf aus Armigeck», Herr Robert de Brésé, hiess seinen Haufen absitzen und sprach: «Besser hier mit Ehren gestorben, als in Frankreich mit Schanden gelebt!» Auf seinem Hengste sprengte er vor in die Bresche, die das Geschütz eröffnet hatte, und Mann und Ross wurden hier erschlagen. Seinen Tod wollten die Landsleute rüchen; sie sassen ab, aber nicht um zu stürmen, sondern sie beschränkten sich darauf, die Sundgauer Edelleute und ihre Mannen über die Mauer zu bringen; ihnen fiel jetzt die eigentliche Blutarbeit zu. Gleichzeitig fing das Geschütz wieder an zu spielen, legte an der entgegengesetzten Seite im Rücken

der Eidgenossen einen Teil der Mauern nieder und riss in ihren dichtgedrängten Haufen breite Gassen. Darauf begannen auch auf dieser Seite die Leute von Rechberg zu stürmen. Nun entstand auf dem engen Kirchhofe ein solches Würgen, dass es selbst die Steine erbarmen sollte. Vorwärts und rückwärts wird gekämpft, jeder Fussbreit Raumes wird streitig gemacht; Mann ringt mit Mann, nicht mehr aus der Ferne, sondern Aug' im Auge zückt man das Schwert. Zuletzt schart sich das letzte Häuflein der Eidgenossen zusammen und bricht aus dem engen Kirchhof hervor, den Kampf in der Weite zu suchen. Gleich Löwen rasten sie mitten in die Sieger hinein durch das ganze Heer, schlugen, schmetterten alles nieder, nicht als kämpften sie um den Sieg, sondern in dem Bewusstsein, ihren Tod zu rächen. Zuletzt sinken sie, nicht besiegt, sondern vom Siegen ermüdet, mitten unter dem gewaltigen Feindeshaufen zusammen. So schildert uns der Geheimschreiber König Friedrichs, Enea Silvio, das letzte Todesringen des Häufleins der Eidgenossen.

Nicht alle hatten den letzten Todesgang mitgemacht; ein Häuflein, etwa 100 Mann stark, hatte sich vor dem verheerenden Geschützfeuer in die Kellerräume des Siechhauses zurückgezogen. Von Ergebung wollten sie nichts wissen; sie verlangten, man sollte sie heraus in die Weite lassen, da wollten sie sich ritterlich um ihr Leben wehren gegen eine dreifach grössere Zahl, dass man in Frankreich noch über 60 Jahre sollte davon sagen. Aber die Armagnaken hatten genug von den Proben eidgenössischer Tapferkeit: sie versperrten den Keller und legten Feuer davor an, so dass das Häuflein erstickte. Jetzt war noch eine kleine Schar übrig, die in allzu eifriger Verfolgung des Feindes gen Münchenstein hin sich von den Ihrigen getrennt und auf dem Rückweg von allen Seiten umzingelt auf einer Insel der Birs Zuflucht gefunden hatte. Sie bezeugte nicht den Heldenmut ihrer gefallenen Brüder, sondern gab sich — es waren ihrer etwa noch 70 — gefangen. Als die Schinder sie gebunden hatten, kam Herr Peter von Mörsberg darüber hinzu und schrie die Leute an: «Tötet die Bösewichter, denn hätten sie überhand und hätten sie den König selber, er müsste sterben!» Da erstachen die Schinder den grössten Teil der Gefangenen, gebunden wie sie waren.

Ihren Mut fanden die Armagnaken erst jetzt wieder gegenüber Toten und Verwundeten: allen rissen sie die Kehle ab und hieben ihnen den Hals auf, dass man den einzelnen Mann nicht mehr erkennen konnte. Alles in allem mögen 1300 Eidgenossen gefallen sein; etwa 200 waren glücklich nach Basel entkommen. Dem stand ein ungleich grösserer Verlust des Feindes entgegen. Den Armagnaken selbst kam es darauf an, zu verhehlen, wie viele der Ihrigen den Tod gefunden hatten;

sie führten die Leichen vom Schlachtfelde fort und verbrannten sie; aber jedenfalls betrug die Zahl der Gefallenen nicht unter 2000, eine höchst bedeutende Zahl in Verhältnis zu der Zahl der kämpfenden Eidgenossen, zumal wenn man die Vorteile der Bewaffnung der Armagnaken in Betracht zieht. Dazu kamen an 1100 Streitreise, deren Kadaver an verschiedensten Stellen aufgefunden wurden.

Das war die Schlacht bei St. Jakob an der Birs, ein denkwürdiges Zeugnis, was Mannesmut und Manneskraft zu leisten vermögen. Und wenn auch durch die geschichtliche Forschung manche Züge aus jenem farbensatten Bilde, welches Johannes von Müller in seiner Schweizer Geschichte von der Schlacht entworfen hat, getilgt sind, so bleibt doch wahrlich noch genug übrig, um diesen Todeskampf der Schweizer zu einer der glänzendsten Waffenthaten aller Zeiten zu erheben. Mit Recht mögen die Eidgenossen diesen Kampf dem Ringen der Dreihundert bei Thermopylae zur Seite stellen; ja, man könnte sagen, dass der Ruhm der 300 Spartaner in mancher Hinsicht vor dem der Schweizer Bauern verblassen muss. Was wir aber in der Gegenwart am meisten bewundern, ist nicht so sehr die heldenhafte Tapferkeit als jene geradezu übermenschliche Ausdauer, die es fertig brachte, von morgens 4 Uhr bis zur Vesperzeit gegen 6 Uhr abends mit geringen Unterbrechungen zu kämpfen gegen eine mehr als zehnfache Uebermacht. Selbst wenn wir in Anrechnung bringen, dass sich wahrscheinlich die einzelnen Abteilungen der Schweizer zuweilen im Kampfe ablösen konnten, so liegt hier dennoch eine Leistung von Manneskraft und Ausdauer vor, die auch wir bewundernd anstaunen müssen.

## KAPITEL VI.

### Folgen der Schlacht. Friedensverhandlungen des Dauphin mit den Eidgenossen und Basel.

Die nächsten Folgen der Schlacht waren höchst bedeutsam. Die Eidgenossen zogen in fluchtartigem Rückzug unter Zurücklassung ihres Belagerungsgeschützes von Farnsburg ab, und auf die Kunde von dem, was geschehen, wurde auch die Belagerung von Zürich aufgehoben. Damit hatte der Dauphin eingelöst, was er König Friedrich und der Sundgauer Ritterschaft verheissen hatte, und es war fürwahr kein geringer Dienst, den er dem König geleistet. Dass er Zürich, dass er die Besatzung zu Farnsburg ihren Henkern entrissen, kam nicht gegen jenen zweiten Dienst auf, dass er den Habsburgischen Besitzstand am Oberrhein gerettet hatte. Wer wollte es ihm verargen,

wenn er glaubte, damit genug gethan zu haben, und nun seinen Lohn verlangte! Oder sollte er den rachsüchtigen Plänen der Sundgauer Ritter zu liebe sich mit seinem Heere in die Schlupfwinkel des Landes hineinwagen und noch mehr Leute verlieren, als er schon verloren hatte! Es mag wohl wahr sein, dass der Dauphin gesagt hat, was ihm die Eidgenossen in den Mund legten: er wollte als gross gold geben als er wär, dass die sinen und die unsren noch im leben weren.<sup>1</sup> Schwerlich hatte er sich in dieser Weise den Kampf mit den Eidgenossen vorgestellt, und der Gedanke wird in ihm gereift sein, dass es besser wäre, diese tapferen Männer zu Freunden als zu Feinden zu haben.

Zunächst aber handelte es sich jetzt darum, was aus Basel werden sollte. Zwar war die Stadt der nächsten Gefahr glücklich entronnen, aber wenn der Dauphin jetzt auf die Pläne der Sundgauer Herren einging, war es mehr als zweifelhaft, ob die Stadt sich namentlich unter dem Eindruck der Niederlage ihrer Verbündeten gegen einen Ansturm des Feindes zu halten vermochte. Basel war sich der Gefahr seiner Lage vollkommen bewusst und schickte gleich am Tage nach der Schlacht früh morgens zwei Barfüssermönche zum Dauphin, der sich jetzt nach Waltighofen zurück begeben hatte, um von ihm frei Geleit für eine Gesandtschaft zu erbitten, welche die Stadt am folgenden Tage zu ihm schicken wollte. Das wurde gewährt; die Gesandtschaft traf den Dauphin aber am 28. August nicht mehr zu Waltighofen, sondern bereits in bedenkllicher Nähe Basels zu Volkensberg, und gewiss zu nicht geringem Schrecken mussten die Gesandten hier erfahren, dass ursprünglich die Absicht bestanden hatte, an diesem Tage einen Sturm auf Basel zu unternehmen. «Summer Gott, üch sold hüt frü ein purgatz sin worden», sagte zu ihnen Heinrich von Spechbach, ein Sundgauer Edelmann. Es war sicherlich die Erwägung der schweren Opfer, welche der Sturm unfehlbar erfordern würde, weshalb der Plan fallen gelassen war; der Dauphin hoffte auch auf andere Weise zum Ziele zu gelangen. Einstweilen erhielten die Gesandten Basels auf ihre demüthige Bitte, wessen die Stadt beschuldigt würde, dass der Dauphin sie so hart bedrängte, keine andere Antwort, als dass sie nach Altkirch beschieden wurden.<sup>2</sup> In ihrer Not wandte sich die Stadt jetzt wohl an das in ihren Mauern tagende Konzil, das sich auch durch die Nähe der feindlichen Scharen beunruhigt fühlen mochte. Eine stattliche Gesandtschaft, an der Spitze zwei Kardinäle, suchte nun am 31. August den Dauphin auf, und kein geringerer als der Kardinal von Arles, Louis Allemand,

<sup>1</sup> Schreiben der Eidgenossen an Bibrach bei Fechter l. c. 53.

<sup>2</sup> Fechter l. c. 54.

legte für die geängstigste Stadt ein gutes Wort ein.<sup>1</sup> Der Dauphin antwortete sofort und gab bezüglich des Konzils beruhigende Versicherungen; über Basel aber liess er sich drohend vernehmen, dass er die Stadt dem Herzog von Oesterreich unterwerfen wolle; sie sollte ihr Bündnis mit den Schweizern lösen, ihm selbst Gehorsam leisten, seine Auslagen erstatten und fernerhin nichts mehr wider das Haus Habsburg unternehmen.<sup>2</sup> Ausserdem machte er es der Stadt zum schweren Vorwurf, dass auf ihn geschossen wäre, und dass Basel mit den Schweizern einen Bund zur Vertreibung des Adels geschlossen hätte.<sup>3</sup> Die Antwort der Gesandten war würdig, und namentlich bezüglich des zweiten Vorwurfs machten sie geltend: dem Adel, der allezeit Gutes wirke und thue, dem sei man in Basel von ganzem Herzen hold, und den habe man jederzeit gestärkt und gehandfestet. Aber es gebe eben viele Edle in der Umgegend, welche den Leuten das Ihre gröblich raubten und nähmen wider Gott, Ehre und Recht; deren Frevel abzustellen, dazu beholfen und beraten zu sein, sei Basel bereit.<sup>4</sup>

Der Dauphin liess sich jedoch in weitere Unterhandlungen nicht ein, sondern bedeutete den Gesandten, heimzureiten; er werde dem Konzil zu Ehren seine Botschaft gen Basel schicken; zu diesem Zwecke bewilligte er eine Waffenruhe von acht Tagen bis Mariä Geburt. Am 6. September<sup>5</sup> kamen darauf Herr Jean de Bueil und als eigentlicher Leiter der Verhandlungen Herr Gabriel de Bernes, Rat und Hofmeister des Dauphin, mit einem Gefolge von 40 Pferden in Basel an, wo sie im Augustinerkloster feierlich von Abgeordneten des Konzils und des Bischofs

<sup>1</sup> Ueber das Auftreten der Gesandtschaft zu Altkirch berichtet der praepceptor von Isenheim. Tultey II, 513.

<sup>2</sup> Es muss hervorgehoben werden, dass diese Antwort sich noch durchaus im Rahmen der Freundschaft mit dem Hause Habsburg hielt.

<sup>3</sup> Dass dies der hauptsächlichste Vorwurf des Dauphin war, geht auch aus dem Schreiben Basels vom 3. September an die zu Nürnberg vertretenen Reichsstädte hervor. Janssen, Frankf. Reichsk. 2, 1 nr. 94.

<sup>4</sup> Diesen Teil der Verhandlungen bringt Fechter p. 56.

<sup>5</sup> Betreffs des Datum besteht hier einige Verwirrung. Fechter p. 56 lässt diese Gesandtschaft noch im Monat August erfolgen, indem er sich durch eine unklare Angabe der diese Gesandtschaft berichtenden Aufzeichnung verleiten lässt. Die Eidgen. Abschiede II, 180, welche diese Aufzeichnung abdrucken, verlegen diese Verhandlungen ebenfalls nach Ende August. Abgesehen davon, dass die Gesandtschaft Basels und des Konzils, worauf die des Dauphin folgte, erst am 1. September aus Altkirch zurückkehrte, hätte Basel dann bereits in seinem Schreiben vom 3. September an die Reichsstädte zu Nürnberg jedenfalls die Forderungen des Dauphin mitgeteilt, während es in Wirklichkeit darüber erst am 10. September schreibt. Uebrigens bringt Wurstisen in der Basler Chronik p. 384 eine Notiz, wodurch unser Datum sichergestellt wird.

von Basel sowie der Stadt und Berns und Solothurns empfangen wurden. Was der genannte Gabriel de Bernes aber vorbrachte, musste billig alle Welt in Erstaunen setzen, denn nachdem er wie früher Genugthuung gefordert hatte dafür, dass von der Stadt aus auf den Dauphin geschossen worden war, belehrte er des weitern die biederen Bürger, wie ihre Stadt von altersher in Schirmweise zur Krone Frankreich gehört und darum jährlich der Krone ihre Leistungen gethan hätte, wie denn solches in Instrumenten und Rödeln, so hinter der Krone lägen, klarlich verschrieben wäre. In den vergangenen Jahren sei Frankreich infolge seiner Bedrängnisse verhindert gewesen, diese und andere Rechte in Deutschland wahrzunehmen; jetzt aber wolle es seine alten Rechte wieder geltend machen, und er verlangte daher, dass Basel jetzt seinen von altersher zu Recht bestehenden Verpflichtungen gegenüber Frankreich nachkommen sollte. Die Antwort der Stadt war kurz und bündig: als eines Tages fremdes Volk vor die Stadt gezogen und Basler Bürger vor den Thoren erstochen hätten, da hätten auch sie aus der Stadt geschossen; sie glaubten daher nicht, irgend jemand dafür Genugthuung schuldig zu sein. Bezüglich der zweiten Forderung aber lautete die Antwort der Stadt, dass sie noch niemals gehört hätten, dass sie irgendwie zu Frankreich gehören sollten; ihr erster natürlicher Herr wäre der Bischof von Basel, sonst aber gehörten sie niemand oder wären ihm verpflichtet, ausser dass sie einem römischen König, wenn er über Berg<sup>1</sup> ziehen wollte, mit 15 Gfelen zu dienen hätten. Als die französischen Abgeordneten heftiger in sie drangen, sie sollten solches thun, denn wenn sie sich dawidersetzten, so wollte der Dauphin alles das, so ihm Gott je verliehen hätte, daran setzen und Basel dazu bringen, dass es solches thun müsste, da liessen sich die wackeren Basler Abgeordneten nicht einschüchtern, sondern antworteten, dass sie sich weder vom heiligen römischen Reich noch von ihrem Herrn von Basel drängen lassen wollten, was sie auch darum leiden sollten.

Diese mannhafte Haltung Basels trug ihre Früchte. Der Dauphin machte fernerhin keine Versuche, die Selbständigkeit der Stadt anzutasten, und alle weitere Gefahr schien gehoben zu sein, als der Waffenstillstand verlängert wurde und in zwischen Friedensverhandlungen mit den Eidgenossen angeknüpft wurden, die dann einen günstigen Verlauf nahmen. Am 21. Oktober wurde durch den geschickten Unterhändler Gabriel de Bernes zu Zofingen mit den Eidgenossen der Frieden geschlossen, welcher dann am 28. Oktober zu Ensisheim vom Dauphin ratifiziert wurde.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> D. h. seinen Römerzug machen.

<sup>2</sup> Eidgen. Absch. II, 807; cfr. de Mandrot, Etude sur les relations de Charles VII, roi de France, avec les cantons suisses, im Schweizer Jahrbuch für Geschichte V, 62.

Dieser Friede war der getreue Ausdruck der vollständig veränderten Lage, wie sie inzwischen eingetreten war. König Friedrich hatte keine jener Versprechungen, die seine Regierung auf sich genommen hatte, erfüllt; das Verhältnis zum Reich war ein äusserst feindliches geworden, seitdem der Dauphin unter unerhörten Greueln das Elsass besetzt hatte. Unter diesen Umständen hatte der Dauphin ebensosehr ein Interesse daran, mit den Schweizern zum Frieden zu kommen, wie diese, bei ihrem fortgesetzten Kriege mit Oesterreich wenigstens eines solchen Gegners ledig zu werden, und so hatte er denn alle Forderungen, die er sonst als Sieger vielleicht gestellt hätte, fallen gelassen. Sehr bezeichnend für die veränderte Stellung des Dauphin ist, dass er jetzt sogar auf sich nahm, die oberrheinische Ritterschaft zur Einhaltung des Friedens zu zwingen. Die Sache des Hauses Habsburg wurde völlig aufgegeben. Die Friedensvermittlung zwischen den kriegenden Parteien, die in dem Vertrag noch in Aussicht genommen wurde, war kaum noch ernst gemeint, und auf keinen Fall sollte deren Scheitern den Frieden zwischen dem Dauphin und den Eidgenossen beeinträchtigen. Er gewährte ihnen sodann freien Ab- und Zugang, Kauf und Verkauf in allen Plätzen diesseits und jenseits des Rheins, die er bereits in Besitz genommen hätte und — ein bedenkliches Streiflicht auf seine weiteren Pläne — die er noch in Besitz nehmen würde.

Besiegt wie sie waren, konnten die Eidgenossen keinen vorteilhafteren Frieden schliessen, und man kann wahrhaftig nicht mit ihnen rechten, dass sie sich in ihren Entschlüssen nicht um die Haltung des Reiches kümmerten, das zu Nürnberg die Reichsheerfahrt wider die Armagnaken beschlossen hatte; mochte jetzt das Reich sorgen, wie es die bösen Gäste wieder los wurde, die der eigene König herbeigerufen. Und es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie in einem geheimen Artikel des Friedensvertrages, wie der Geschichtsschreiber d'Escouchy erzählt, sich verpflichtet hätten, dem Dauphin bei der drohenden Haltung des Reiches 4000 Mann zur Verfügung zu stellen; war es doch ihr eigener Feind, den sie dann an der Seite der Armagnaken bekämpft hätten. Anders stand es hingegen mit Basel, das doch noch nicht so sehr mit den Interessen der Eidgenossen verwachsen war, als das es sich so leicht von der Gemeinschaft des Reiches getrennt hätte. Am 27. Oktober<sup>1</sup> meldete Claus Schanlit, der Abgeordnete Strassburgs, dass der Gemeinde die «nottel» am gestrigen Tage zur Genehmigung vorgelesen wäre, und dass am heutigen Tage dieselbe beschlossen hätte, keinen Frieden mit dem Telfin einzugehen. Es war noch ein anderer Grund, weshalb die Stadt

<sup>1</sup> Strbg. St.-A. AA 190 or. ch.

sich anfangs ablehnend verhielt: der Dauphin wollte das reiche Basel nicht so wohlfeilen Kaufes davonkommen lassen und beharrte dabei, dass die Stadt dafür, dass auf ihn geschossen wäre, schwere Besserung schuldig wäre.<sup>1</sup> Basel wollte davon aber ebensowenig etwas wissen als die Eidgenossen. Schliesslich muss der Dauphin diese Forderung fallen gelassen haben, denn es findet sich kein einziger Anhaltspunkt, dass Basel irgend eine Zahlung geleistet hätte. Dagegen liess die Stadt nun ihren anfänglichen Widerspruch gegen den Friedensvertrag fallen; am 25. November wurde der Friede feierlich auf dem Kornmarkt verkündet.

So war das «Geschütz», welches König Friedrich und der Sundgauer Adel wider die Schweizer und Basel losgedrückt hatten, «durch die Wunder Gottes» auf die eigenen Urheber zurückgegangen.

## KAPITEL VII.

### Der Einbruch der Armagnaken ins Elsass.

Es lag noch im Fortgange der wider die Eidgenossen und ihre Verbündeten ergriffenen Offensive, wenn der Dauphin nun unmittelbar nach der Schlacht am 28. August ein Korps, dessen Stärke bis zu 9000 Mann angegeben wird, unter Anführung des Herrn von Commercy, des Schotten Montgommery und des Ritters Hans von Rechberg rheinaufwärts schickte, um die österreichischen Waldstädte Laufenburg, Rheinfelden, Waldshut, Säckingen zu besetzen und von da aus, wenn es nötig sein sollte, im Vereine mit dem Hauptkorps auf Zürich zu operieren. Die Bewohner, die in grösster Angst vor ihren rohen eidgenössischen Nachbarn lebten, kamen ihnen mit ihrem Heilum und mit Kreuz und Fahne entgegen und begrüssteten sie als Boten von Gott entsandt.<sup>2</sup> Als dann aber die Belagerung von Zürich

<sup>1</sup> Claus Schanlit meldet am 5. Oktober an Obrecht Schalck, Ammeister zu Strassburg, dass des Telfins Botschaft 41,000 Gulden gefordert hätte, dafür dass ihr Herr Basel und die Eidgenossen nicht weiter schädigen wollte, und dass Papst Felix und der Herzog von Savoyen 21,000 Gulden beisteuern wollten. AA. 190 or. ch. Dementsprechend heisst es auch bei Schilter-Königshofen p. 916 und 1002, dass die Eidgenossen um 41,000 Gulden den Frieden erkaufen sollten. — Dass die Eidgenossen den Frieden aber erkauf hätten, ist undenkbar und entspricht auch nicht der politischen Lage; wohl aber wäre es möglich und entspräche auch schon den sonstigen Gepflogenheiten der Eidgenossen, dass sie anfangs diese Last auf Basel abgewälzt hätten.

<sup>2</sup> Cfr. Fechter p. 60. — Fortsetzung des Königshofen bei Mone, Quellensammlung zur badischen Geschichte III, 530.

aufgehoben war, wandten die Schinder sich wider Schaffhausen,<sup>1</sup> das einst den Herzögen von Oesterreich verpfändet gewesen, dann aber unter Kaiser Sigmund wieder Reichsstadt geworden war. Durch die Herren von Geroldseck und Sulz forderten sie von der Stadt, aufs neue dem Hause Oesterreich zu huldigen und zu schwören und sich vom Reiche zu begeben.<sup>2</sup> Anfänglich wollte die Stadt<sup>3</sup> sich zu einem rechtlichen Ausgleich vor den Kurfürsten erbieten; dann aber mochte sie zur Einsicht kommen, dass ein Rechtsverfahren bei den Schindern unmöglich Anklang finden könnte. Sie hielt sich aber mannhaft, ungeachtet eines schweren Verlustes, den die Wallen ihr bei einem glücklichen Ueberfall unter Führung des Ritters Hans Erhart von Zessingen beigebracht hatten. Bald hörte auch ihre Bedrängnis auf infolge der veränderten Haltung des Dauphin; dafür brach nun eine schwere Zeit für die Waldstädte heran, welche jetzt die gesamte Last der Einquartierung zu tragen hatten. Das Auftreten der Schinder war hier wie überall und lässt sich in den Worten Rauben, Schänden, Morden zusammenfassen. Was sie selbst nicht verwerten konnten, verkauften sie nach Basel oder zerstörten es und warfen es in den Rhein. Jedoch konnten sich hier die Leute noch glücklich schätzen, dass sie nicht den Winter über blieben, denn nachdem sie sich den Abzug noch theuer hatten bezahlen lassen,<sup>4</sup> vereinigten sie sich wieder mit dem Haupt-

<sup>1</sup> Wie Basel machte auch Schaffhausen den auf dem Reichstage zu Nürnberg vertretenen Reichsstädten von allem, was geschah, Mittheilung (Schreiben vom 1. und 7. September bei Wülcker, Urkunden, und Schreiben betreffend den Zug der Armagnaken p. 30) und verfehlte nicht, darauf hinzuweisen, dass, was ihnen geschehe, auch den anderen Reichsstädten widerfahren könnte.

<sup>2</sup> Der Herr von Commercys verfolgte bei diesem Zuge noch einen persönlichen Zweck, einen alten Span mit dem Grafen von Lupfen auszukämpfen, und unternahm zu diesem Zweck noch einen Streifzug in den Kletgau hinein.

<sup>3</sup> Schaffhausen war früher Pfandbesitz des Hauses Habsburg und infolge der Achtung Herzog Friedrichs von Oesterreich-Tirol unter Kaiser Sigmund wieder Reichsstadt geworden.

<sup>4</sup> Hans von Mülnheim der eilter Ritter und Cläwes Schanlit, welche von Strassburg an Herzog Albrecht von Oesterreich entsandt waren, erzählen in einem Schreiben vom 22. September, wie die Kapitäne auf die Beschwerden der Städte hin sich erböten hätten, gegen Zahlung abzuziehen, und es wäre die Summe von 5000 fl. verabredet, wobei nicht ersichtlich ist, ob diese Summe von den drei Städten oder von Laufenburg allein gezahlt werden sollte. Da sei ein Kapitän hervorgetreten und sprach: es is nit also, ir werden uns 8000 gd. geben oder ir müssen alle sterben. Do ist einer von Löffenberg gewesen, der het ein sun, dem hat er zü im gewinket und dann angeslichen und sind bede über die mur usgefallen und dervon kumen. Die sagen, daz sū ein gross gesre hūnder in gehört hant: mordego, etc. — Strbg. St.-A. AA 188 or. ch.

heer im Elsass. Wann und in welcher Weise sie den Rückzug bewerkstelligten, lässt sich nicht feststellen. Nur das steht fest, dass ihr Versuch, durch die Pässe des Schwarzwaldes den Eingang in den Breisgau zu erzwingen, scheiterte. Sowohl der Schwarzwald als der Breisgau blieben von diesen Horden befreit, allerdings nicht durch das Verdienst der österreichischen Herrschaft. Der Anblick dessen, was in ihrer Nachbarschaft geschah, bewirkte, dass sich die Schwarzwälder Bauern freiwillig zusammenscharten; als Hauptleute wurden ihnen gesetzt die Herren Jakob von Staufen, Hans von Landeck und Engelhart von Blumeneck.<sup>1</sup> Indem nun die Wege unwegsam gemacht und durch Verhaue gesperrt wurden, gelang es in der That, sie aus dem Breisgau und dem Schwarzwalde fernzuhalten.

So musste denn das Elsass allein die gesamten Scharen der Armagnaken aufnehmen und unterhalten. An sich handelte der Dauphin in seinem Recht, wenn er nun von der österreichischen Regierung verlangte, dass seiner Armee der nötige Unterhalt gewährt und ihm die verheissenen festen Plätze eingeräumt würden, und als dies nicht geschah, sich auf eigene Faust ausbreitete. Die Armagnaken konnten mit Recht den unglücklichen Bewohnern sagen: Euer eigener Herr hat euch verkauft. Es war eine naive Zumutung, wenn König Friedrich später meinte: Hätten sie nur Geduld gehabt und sich gütlich gehalten und nicht alle Dinge ohne Unterschied so unordentlich verwüstet, bis die Unseren zu ihnen gekommen waren, ohne Zweifel, alle solchen Sachen wären wohl mit ziemlichen Dingen geordnet worden. Der König und seine Räte mussten diese Freunde doch kennen, und wo und wie lange sollten sie denn warten? Und da war es nun natürlich, dass die wilden Scharen sich nicht darum kümmerten, wo das Gebiet des Hauses Oesterreich aufhörte und das der übrigen Reichsstände begann. Wie ein wilder Strom ergossen sie sich über das fruchtbare Land. Es war, als ob der Himmel selbst ihr Führen begünstigte, denn es war ein gar lustiger und guter Sommer, und die Ernte von Wein, Früchten und Obst war so gross, wie seit vielen Jahren nicht gewesen war.<sup>2</sup> Das alles fiel jetzt den Armagnaken anheim. Dann staute sich der Strom vor den festen Plätzen, auf die jetzt der Dauphin sein Augenmerk richtete.<sup>3</sup> Altkirch war ihm gleich bei seiner Ankunft

<sup>1</sup> Hans Künig an Strassburg, ohne Datum. Strbg. St.-A. AA 190 or. ch. — Wülcker l. c. p. 39.

<sup>2</sup> Schilter p. 948.

<sup>3</sup> Die Erzählung in den Fortsetzungen des Königshofen bei Schilter und Mone macht den Eindruck, als ob die Eroberung der festen Plätze gleichzeitig mit der Besetzung des platten Landes geschah, während in Wirklichkeit jene erst allmählich, einer nach der andern, in die Gewalt der Armagnaken gerieten.

durch Herrn Heinrich von Ramstein eingeräumt worden; jetzt richtete er zunächst sein Augenmerk auf die Reichsstadt Mülhausen, das, mitten im österreichischen Territorium gelegen, dennoch seine Thore den Schindern zu verschliessen wagte.<sup>1</sup> Erst auf das ernstliche Andrängen der Edlen des Landes, die dem Dauphin vorstellten, dass es ein Widerspruch wäre, so lange er noch mit dem Oberhaupte des Reiches in friedlicher Verbindung stünde, ein Glied dieses Reiches angreifen zu wollen, stand er von einem Angriffe ab. Hingegen legte er eine Besatzung in das vor Mülhausen gelegene und denen von Andlau gehörige Schloss Wittenheim, die von da aus die Stadt beständig bedrängte. Die Bürger hatten sich aber vorgelesen, die Vorstädte zu beiden Seiten der Ill und was da war von «schönen Höten, Kirchen, Kapellen und Spitalern» hinweggebrochen, das eine der vier Stadthore vermauert, das Landvolk in grosser Anzahl in die Stadt ziehen lassen und bewaffnet und ausserdem so viele Söldner geworben, als sie in der Eile bekommen konnten, sowie das vor den Thoren gelegene Schloss Illzach besetzt. Später sollten sie auch erste Anfechtung erfahren. Am 18. September hatten sich 800 der Jäcken in den Weinbergen vor Mülhausen versteckt, in der Absicht, sobald das Basler Thor morgens geöffnet würde, dasselbe abzulaufen und alsdann aus ihrem Hinterhalte vorzubrechen und sich der Stadt zu bemestern. Der Anschlag schlug aber fehl, da die Thore erst um Mittag geöffnet wurden. Darauf veranstalteten etwa zwanzig der Gecken «jenseits dem Meerboden ein Spiegelfechten»; etliche mutwillige Gesellen folgten der Herausforderung, wurden aber in die Flucht gejagt, wobei siebzehn von ihnen das Wagnis mit dem Tode büssen mussten. Dadurch mutig gemacht, stürmte der Feind die Stadt, wurde aber zurückgewiesen; nochmals erneuerte er den Versuch, und nicht weniger als 400 Kürisser nahmen an dem Sturme teil, wobei sie aber derart empfangen wurden, dass sie ihren Bannerherrn und viele andere namhafte Leute auf dem Platze liessen; seitdem blieb Mülhausen unangefochten. Herr Werner von Staufen musste dem Dauphin sodann am 5. September die Landeshauptstadt Ensisheim einräumen; dem Strassburger Domherrn Conrad von Bussnang nützte es nichts, dass er weinend die Knie des Dauphin umfasste; wohl oder übel musste er, um Sulz und Ruffach zu behalten, das feste Egisheim übergeben. Die Herren von Hattstadt übergaben ihre Festung Herlisheim ohne Grund, gegen den Willen der Bewohner, die zur Gegenwehr bereit waren.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Der *praeceptor* von Isenheim bei Tuetey II, 515. Heinrich-Petri, Der Stadt Mülhausen Geschichten, p. 121.

<sup>2</sup> Colmar zog die Herren deshalb nach dem Abzuge der Armagnaken zur Rechenschaft, und um sich zu rechtfertigen, mögen

Von sämtlichen festen Plätzen im Sundgau blieben nur Belfort, Masmünster, Thann und Sennheim in der Gewalt der österreichischen Vögte. Im Oberelsass wurden die festen Plätze Heilig-Kreuz<sup>1</sup> bei Colmar und Kestenholz, die dem Oberlandvogt Kurfürsten Ludwig von der Pfalz gehörten, ohne Gegenwehr übergeben. St. Pilt versuchte Widerstand zu leisten und schlug mit Erfolg einen zweimaligen Ansturm ab. Damit war aber die Kraft des Widerstandes erschöpft, und die Stadt unterwarf sich den Siegern. Zugleich verkündeten auch die Bewohner des Leberthales ihre Unterwerfung, und damit war eine Hauptstrasse von Elsass nach Lothringen in die Gewalt der Armagnaken gekommen. Auch auf Breisach richtete der Dauphin seine Blicke, und die Erwerbung dieses Platzes hätte dann die Eroberung des Breisgaus zur Folge gehabt. Die Bürger<sup>2</sup> wollten aber nichts von den Lockungen der Franzosen wissen und hielten ihre Stadt frei von diesen Gästen, befleckten aber ihren Ruhm damit, dass sie, wie Basel, mit den Schindern Handel trieben und ihnen die Erträgnisse ihres Raubes gegen Waren und Nahrungsmittel eintauschten.

Auf diese Weise hatte sich der Dauphin auch zum Herrn des Oberelsass gemacht, ohne dass ihm dabei irgendwelche Schwierigkeiten erwachsen wären. Der Kurfürst von der Pfalz, dem es vor allen anderen zugekommen wäre, hier den Franzosen Widerstand zu leisten, rührte sich nicht; er mochte sich einstweilen noch auf die glatten Worte verlassen, womit der Dauphin seine Gesandten tröstet hatte. Die Herren von Rappoltstein als die mächtigsten Landherren des Oberelsass hielten wohl von vornherein getreu ihren lothringischen Traditionen zu den Franzosen. So waren es denn einzig die Reichsstädte Colmar, Schlettstadt, Münster, Türkheim, Kaisersberg und Mülhausen, die noch allein das Reichsbanner aufrecht hielten. An ihren Thoren brach sich die Brandung; aber von den Erträgnissen ihrer Aecker und Weinberge lebend, hatten sie namenlos zu leiden von den Verwüstungen des Feindes, der mit seinen flinken Reiterscharen das flache Land beherrschte und sie verhinderte, ausserhalb der Thore ihren friedlichen Beschäftigungen

sie dann die Erzählung in Umlauf gebracht haben (Schilter 917), wie einer von ihnen vor die Burg geführt und der Besatzung bedeutet wäre, wenn sie die Burg nicht übergäbe, würde man ihrem Herrn den Kopf vor die Füsse legen und sie alle über die Klinge springen lassen.

<sup>1</sup> Herlisheim war am 18. September noch nicht in Händen des Feindes, Heilig-Kreuz war gerade gefallen, wie aus Schreiben Colmars vom 18. September hervorgeht. — Mülhauser Urkb. II nr. 613.

<sup>2</sup> Schreiben Breisachs vom 8. Oktober an Strassburg. AA 186 or. ch.

nachzugehen.<sup>1</sup> Colmar selbst hatte sich zeitig in Verteidigungszustand gesetzt und ausserhalb der Stadtmauern alle Baulichkeiten, in denen sich der Feind vielleicht festsetzen konnte, abtragen lassen.<sup>2</sup> Dieses Schicksal war auch dem Kirchhof der Elsässer Juden vor dem Thore bereitet worden; die Mauern waren abgetragen und die Leichensteine entfernt worden.

Somit hatte sich der Dauphin jetzt aller Rücksichten auf das Reich entschlagen und offen die Glieder desselben mit Krieg überzogen. Proteste gegen derartige Vergewaltigungen verhallen ungehört oder gelangten gar nicht an die Ohren des Dauphin.<sup>3</sup> Schon ging er weiter und richtete sein Augenmerk auf keine geringere Stadt als Strassburg. Der Präzeptor von Isenheim<sup>4</sup> berichtete an Strassburg, wie ein hoher Herr aus der Umgebung des Dauphin, der ihn und seine Eltern kannte, am 4. September zu ihm gekommen und ihm angesonnen hätte, an einer feierlichen Gesandtschaft, die der Dauphin demnächst an Strassburg zu senden gedächte, teilzunehmen. Der Präzeptor lehnte diese Ehre wohlweislich ab und meinte gegenüber Strassburg, es würde auf eine Gelderpressung seitens des Dauphin hinauslaufen; er rief daher der Stadt, einen Schutzbrief für sich bei König Friedrich zu erwirken, denn er glaubte, dass der Dauphin solche Städte, die der König besonders unter seinen Schutz nähme, nicht belästigen würde.

In der That näherte sich der Feind in bedrohlicher Weise.

<sup>1</sup> Genaueres über die Haltung der einzelnen Reichsstädte ist mir nicht bekannt geworden, mit Ausnahme von Colmar. Bezüglich Colmars hat Mossmann in der *Revue d'Alsace* Jahrgang 1875 und 1876 eine dankenswerte Sammlung von Regesten erscheinen lassen; von den meisten ist der Text jetzt vollständig im Mülhauser Urkundenbuch veröffentlicht.

<sup>2</sup> Obwohl dies eine notwendige Verteidigungsmassregel war, beschwerten sich doch im Namen ihrer Judenschaft der Herr von Rappoltstein, der Württemberger Vogt von Reichenweier und die Stadt Bergheim darüber. *Revue d'Alsace* 1875 p. 161.

<sup>3</sup> Am 15. September bat Colmar den Dauphin, den Excessen seiner Truppen auf ihrem Gebiet ein Ende zu machen, da es keinerlei Feindschaft weder mit dem Hause Oesterreich noch mit der Krone Frankreich habe, ausserdem unter dem Schutze des Pfalzgrafen stehe. — Der Bote konnte aber trotz eines Geleitsbriefs des Kapitän Pochon de Rivière seinen Brief dem Dauphin nicht übergeben, sondern wurde bei Rufach von den Armagnaken ausgeplündert und weggeschleppt. Die Stadt musste einen zweiten Boten schicken. l. c. p. 162. — Mülhauser Urkundenbuch II, 126 nr. 612. — Gleichzeitig wandte Colmar sich an den Markgrafen Wilhelm von Baden-Hochberg um seine Verwendung beim Dauphin, dass derselbe dem Boten eine günstige Antwort gebe.

<sup>4</sup> Bericht vom 5. September bei Tuety II, 511.

Am 9. September<sup>1</sup> drang eine starke Abteilung, etwa 12,000 Pferde stark, landeinwärts gegen Ebersheim, Bliensweiler, Kogenheim sowie andere Dörfer an der Scherr und weiter bis gen Erstein vor. Man sollte meinen, dass die Leute endlich durch bittere Erfahrungen gewitzigt wären, aber wiederum kam der Zug völlig unerwartet, und niemand hatte sich geflüchtet. Zu spät bereuten die hartköpfigen Bauern, der Warnung Strassburgs nicht gefolgt zu sein; denn als sie gemahnt worden waren, sich mit ihrem Korn und ihrer beweglichen Habe in die schützenden Ringmauern der Stadt zu begeben, damit der Feind keinen Unterhalt auf dem Lande fände, antworteten sie: man warne sie nur, damit, wenn sie ihr Korn in die Stadt gebracht hätten, sie gezwungen wären, es nach Vorschrift der Obrigkeit zu verkaufen; lieber wäre es ihnen, wenn es den Gecken würde. Ihr Wunsch ward erfüllt, denn sie retteten kaum das nackte Leben, so dass viele nachher ihr Brot elendiglich erbetteln mussten, wenn sie sich vor dem Hungertod bewahren wollten. Am folgenden Tage bewegte sich das feindliche Korps weiter illabwärts in der Richtung auf Strassburg zu bis gen Eschau und Geispolsheim, während eine andere Abteilung, deren Stärke zu 12,000 Pferden angegeben wird, sich am Fusse des Vogesen hinzog und sich zunächst zu Epfig, Stotzheim um Valf<sup>2</sup> lagerte, um sich später mit einem Korps von Engländern zu vereinigen, deren Ankunft aus Lothringen in Aussicht stand. Hier war es allein Barr, das einigen Widerstand entgegensetzte, aber als Dorf und Kirchhof mit stürmender Hand genommen waren, mussten die Bewohner froh sein, mit einer Brandschatzung von 500 Gulden davonzukommen, zumal die Schinder erklärten, der römische König selber hätte ihnen mit seinen Briefen erlaubt, ihren Unterhalt zu nehmen.

Damit trat zunächst ein Stillstand in den feindlichen Bewegungen ein; das weitere Vordringen in der Ebene hemmte Strassburg, und es galt jetzt den Versuch zu machen, ob die mächtige Stadt nicht zum Anschluss an Frankreich oder doch wenigstens zu einer wohlwollenden Neutralität zu bewegen wäre. Zu diesem Zweck sandte Herr Peter von Brézé, einer der einflussreichsten Räte König Karls, am 18. September<sup>3</sup> einen jungen Gesellen, genannt Johann von Ivenheim, eine

<sup>1</sup> Für das Folgende cfr. Schilter 917 ff. und 1003. Fortsetzung des Königshofen bei Mone, Quellensammlung III, 527, und Archivchronik im Code historique de Strasbourg II, 163 enthalten dieselben Nachrichten, meist in kürzerer Fassung, zuweilen auch mit einzelnen Zusätzen.

<sup>2</sup> Bischof Ruprecht an Strassburg. Dat. quarta p. exaltac. cruc. (Sept. 16). Strbg. St.-A. AA 182 or. ch.

<sup>3</sup> Frit. n. crütz tag

Bürgers von Köln «verlornen» Sohn, in die Stadt, um die Stimmung des Rates auszuforschen; im günstigen Fall möchte die Stadt eine Gesandtschaft an den König schicken behufs weiterer Verhandlungen, und es war bereits ein Herold mitgegeben, um dieselbe sicher zu geleiten; im übrigen wäre auch König Karl bereit, seinerseits eine Gesandtschaft nach Strassburg zu schicken, um über diese Dinge «völlig» zu reden. Das war gewiss entgegenkommend genug; aber Strassburg hielt treu zur Sache des Landes und lehnte alle noch so verlockenden Vorschläge «glimpflich» ab; dem Boten aber ward aufgegeben, schleunigst die Stadt zu verlassen.<sup>1</sup>

Die Franzosen scheinen den Ausgang dieser Verhandlungen erwartet zu haben, bevor sie die Feindseligkeiten eröffneten, versuchten aber nach Abbruch derselben sofort am folgenden Tage in ihrer gewohnten Weise, die Bürger in einen Hinterhalt zu locken; früh morgens bei dichtem Nebel, so dass man sie weder auf dem Münster noch von den andern Türmen aus erblicken konnte, gingen die Schinder über die Ill und rückten in der Stärke von etwa 6000 Pferden in vier Haufen auf die jenseits des krummen Rheins gelegene Kaltaue, während kleinere Abteilungen vorgingen und das auf der Weide befindliche Vieh forttrieben. Mit seiner Hauptmacht aber hatte der Feind zurückgehalten, um die Bürger, wenn sie dem Vieh nachgeeilt wären, einerseits von der Stadt abzuschneiden, andererseits sie vorn und in der Flanke anzugreifen. Gleichzeitig hielt ein anderer Haufen bei dem Kloster St. Arbogast und raubte auch dort das Vieh; was sie im Kloster und in den Häusern fanden, das ihnen passte, nahmen sie fort. Jedoch war das Beste in die Stadt geflüchtet. Sie lingen auch viele arme Dorfleute, alles zu dem Zweck, um die Bürger zu einem Ausfall zu verlocken. Diesmal aber war die Bürgerschaft klüger<sup>2</sup> und vorsichtiger als im Jahre 1439; man merkte die Absicht und ergab sich darein, dass der Feind das Vieh und zahlreiche Bauern fortschleppte. Des geraubten Viehes war aber so viel, dass die Schinder nicht alles fortbringen konnten und ein guter Teil wieder in die Stadt kam. Das war das einzige Mal in diesem Kriege, dass die Armagnaken unmittelbar mit Strassburg in Berührung kamen.

Inzwischen erhielt der Feind eine wertvolle Verstärkung. Herr «Schan» von Finstingen, jener schamlose Verräter, der bereits 1439 die Schinder ins Land geführt hatte und jetzt dem

<sup>1</sup> Cfr. Schilter p. 918 und das Schreiben Strassburgs an Frankfurt vom 20. September bei Wülcker p. 40. — Der am Samstag erlittene Schaden wird nur kurz angedeutet in diesem Schreiben.

<sup>2</sup> Ich verweise auf die Ratschläge Strassburgs an Basel im vorigen Kapitel.

Dauphin als Ratgeber diente, hatte sich, nachdem er von seiner Mission an König Friedrich<sup>1</sup> zurückgekehrt war, wieder nach Lothringen begeben, um als ortskundiger Mann einen neuen Feind, am 21. September,<sup>2</sup> ins Elsass zu geleiten. Es war eine Kernschar von Engländern unter Anführung ihres bewährten Kapitans Mathaeus Gough,<sup>3</sup> die ebenfalls seit dem Waffenstillstand zwischen England und Frankreich ohne Beschäftigung und Unterhalt war und nun von der Normandie her brüderlich in Gemeinschaft mit französischen Scharen unter Anführung des Bandenführers Floquet dasselbe Ziel verfolgten, sich nämlich für den Winter durchzuschlagen. Diese blieben vor Metz zurück, jene führte Herr Johann von Finstingen durch die Grafschaft Lützelstein über die Wintersberger<sup>4</sup> Steige herab seinen alten Gegnern, den Herren von Lichtenberg, ins Gehege. Sie waren nicht so zahlreich, aber dem losen, zusammengerafften Volk der Armagnaken unendlich überlegen: 1200 Bogenschützen, auserwählte Leute, die tapfersten, die in England gefunden werden konnten, und 300 Lanzen, Männer vom Kopf bis zum Fuss gewappnet, so dass ihre Zahl sich im ganzen auf 2000 auserlesene Kämpen belief, die an Zahl 4000 andere aufwogen.<sup>5</sup> In der ersten Nacht lagerten sie in der Gegend von Ingweiler, Buchsweiler und Weitersweiler und zogen sich dann näher an die Franzosen heran, jedoch ohne sich mit ihnen zu vereinigen. Die Schlösser zu Ingenheim, Marlenheim, Scharrachbergheim und Ballbronn sowie das Städtlein Bergbietenheim<sup>6</sup> öffneten ihnen ohne Schwertstreich die Thore. Herr Johann von Finstingen aber, zufrieden, über die Besitzungen seiner Gegner Verwüstung gebracht zu haben, ritt weiter zum Dauphin gen Dambach und diente ihm ferner als ein Kundschafter des Landes.

So hatten sich denn nun die Schinder wie ein reissender Heerstrom über das unglückliche Land ergossen und es bis zur Zorn hin in ihre Gewalt gebracht; nur einige feste Punkte waren es, an denen sich bisher die Gewalt des Feindes gebrochen hatte. Jetzt kam es darauf an, auch diese zu gewinnen,

<sup>1</sup> Cfr. das folgende Kapitel.

<sup>2</sup> Uff s. Mathaeus

<sup>3</sup> In den deutschen Quellen wird er Matteko genannt.

<sup>4</sup> Une montée de Weinbourg, wie Tuetey I, 279 sagt, giebt es nicht.

<sup>5</sup> Der praeceptor von Isenheim bei Tultey II, 520. Bischof Ruprecht schreibt hingegen den 21. September an Strassburg (AA 182) von 4000 Englischen, und dieselbe Zahl findet sich auch bei Schilter 923: die Abweichung erklärt sich wohl daraus, dass der praeceptor die Kriegsstärke der Engländer angiebt ohne Knechte, Tross u. dgl.

<sup>6</sup> Letzteres gehörte zum Bistum Strassburg, während Ballbronn und Ingenheim den Herren von Lichtenberg, Marlenheim und Scharrachbergheim denen von Ochsenstein war.

bevor der Winter hereinbrach und weitere kriegerische Unternehmungen erschwerte oder unmöglich machte. Man hätte meinen sollen, das traurige Schicksal, welches die unglücklichen Bewohner des Landes betroffen, sowie der Umstand, dass nirgendwo den Bewohnern der Plätze, die sich übergeben hatten, die Kapitulation gehalten war, hätte die Verteidiger mit dem Mute der Verzweiflung erfüllt, dass sie bis zum letzten Atemzuge Ehre und Leben verteidigten, aber überall treffen wir dieselbe Verzagtheit an, eine Erscheinung, die sich nur so erklären lässt, dass die Einwohner eine Verteidigung für nutzlos hielten, so lange ihre eigenen Herren mit den Armagnaken im besten Einvernehmen standen. Der Dauphin selbst hatte sich von Ensisheim erhoben, wo ihn bisher die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten festgehalten hatten, und ihm übergab am 26. September Herr Eberhard von Andlau, Amtmann des Bischofs von Strassburg, ohne Not, lediglich beängstigt durch die Drohworte der Schinder, das feste Markolsheim, und der Umstand, dass der leichtsinnige Prälat eine Zusammenkunft mit dem Dauphin verabredet<sup>1</sup> hatte, erregte in Strassburg die begründete Furcht, dass auf ähnliche Weise auch das wichtige Rheinau in die Gewalt des Feindes fallen könnte. In der That hatte Bischof Ruprecht wenigstens nichts gethan, um diesen Platz, der einen wichtigen Uebergang über den Rhein beherrschte, in Verteidigungszustand zu setzen; einmal im Besitz dieses Punktes, konnte der Feind, was er so sehr erstrebte, seine Raubzüge auch auf das rechte Rheinufer ausdehnen. Der Dauphin hatte denn auch unmittelbar nach der Einnahme von Markolsheim den dortigen Schultheiss und zwei Walhen gen Rheinau geschickt und den Platz zur Uebergabe aufgefordert. Diesmal halfen Drohworte aber nichts; die Bürgerschaft liess sich nicht einschüchtern und lehnte die Uebergabe ab, schickte aber den Hauptmann Hans Zorn-Schultheiss an das Kapitel zu Strassburg, welches sich an die Stadt um Hilfe wandte. Strassburg sorgte nun zunächst schleunigst für eine ausreichende Ausrüstung des Platzes und nahm daraus Veranlassung, Bischof Ruprecht in einem scharf gehaltenen Schreiben aufzufordern «ernstlicher» zu seinen Schlössern zu sehen und zu bedenken, was dem Bischofe und dem Lande daran gelegen sei.<sup>2</sup> Gleichzeitig trat Strassburg in Verbindung mit dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und Markgraf Jakob von Baden, so dass Rheinau nun mit einer ausreichenden Besatzung versehen ward, welche die Schinder bei einem Sturm mit blutigen Köpfen heimschickte. So blieb denn das rechtsrheinische Gebiet von den Verheerungen der

<sup>1</sup> Breisach an Strassburg. Dat. 28. September. AA 186 or. ch.

<sup>2</sup> Michael. (29. September). Strbg. St.-A. AA 1489. Die Korrespondenz mit Baden und Pfalz hierüber ebenda AA 187.

Armagnaken auch fernerhin verschont. — Auch das Städtlein Ebersheimmünster bewahrte Strassburg vor der Gewalt des Feindes; hier hatte der Abt bereits unter Vermittlung einiger Edlen des Landes eine Vereinbarung mit den Armagnaken getroffen, wonach er dem Delphin 500 Gulden zahlen sollte, wogegen die Einwohner frei ihren Acker bebauen konnten; aber hier wie überall wurde die Verabredung von dem Feinde nicht gehalten, und der Abt wandte sich daher um Hilfe an Strassburg, welches das Städtlein mit ausreichender Mannschaft und Artillerie versorgte. Von grosser Wichtigkeit war es auch, dass es Strassburg gelang, sich in dem festen Benfeld zu behaupten. Es stand so in Verbindung mit Schlettstadt, und die allzeit wachsame Besatzung des Platzes hielt die von Erstein aus streifenden Scharen der Schinder in Schach.

Allgemeines Aufsehen machte es aber, als es den Schindern gelang, eine der elsässischen Reichsstädte, Rosheim, in ihre Gewalt zu bringen, wenn die Eroberung auch sonst keinen bedeutenden Gewinn brachte, da Rosheim nicht bloss die kleinste, sondern auch die verschuldetste der zehn Reichsstädte war. Schon 1439 war die Haltung der Stadt eine überaus klägliche gewesen, und der Marschall von Frankreich Philipp de Culant, der am 29. September in eigener Person vor die Stadt gerückt war, musste diese Verhältnisse wohl genau kennen; denn zu den üblichen Drohungen fügte er sehr verlockende Versprechungen. Indem er einerseits die Uebergabe verlangte, was er damit begründete, dass Land und Leute seinem König gehörten, verhiess er ihnen anderseits, dass sie aller Zinsen und Beschwerden ledig seien und keinem andern dienen oder steuern sollten als lediglich seinem Herrn von Frankreich und zwar nur innerhalb des Masses ihrer Kräfte.

Da beschlossen die fünf Obersten des Rats, die Stadt zu übergeben, teilten ihre Absicht noch etlichen Freunden mit, die beistimmten, und gaben also dem Römischen Reich die Stadt hin ohne Wissen und Willen der Gemeinde, die sich auf den Mauern und Verschanzungen befand. Da geschah dann das Furchtbare, dass während dieser Verhandlungen ein Mann, genannt Hasenlaulin der Rebmann, der gerade auf einer Mauerzimme Ausschau hielt, erschossen wurde. Blasser Schrecken überfiel die tapfere Schar der Verteidiger, dass noch einen andern aus ihrer Mitte vielleicht dasselbe Schicksal treffen könnte, und um dem vorzubeugen, brachten sie schleunigst etliche der Gecken mit Leitern über die Mauern, damit sie ihnen behilflich wären, das inwendig vermauerte und verammelte Thor aufzubrechen. Solche «Not» hatten die biedereren Rosheimer, die Gecken einzulassen.

Darauf schwur die Bürgerschaft dem Marschall Treue und Gehorsam und brachte dann ihre Privilegien vor, die der

Marschall nun nach altem Herkommen beschwören sollte. Der aber meinte wegwerfend: das wäre «lapperige»; man werde ihnen andere Freiheiten geben und das Uebereinkommen halten. Dem ging man aber also nach: so lange die Bürger den Gecken hintrugen an Essen, Trinken, Futter und anderem, was sie begehrten, da nahmen sie nichts; aber als die Bürger anfangen zu klagen, es wäre nichts mehr vorhanden, da nahmen die Gecken selber, was sie fanden, und wurden Herren und Meister über Leib und Gut der Bürgerleute und thaten damit, was ihnen beliebte. So hatten die guten Rosheimer den Schaden und mussten dazu den Spott tragen; noch im Jahre 1612 rückte man es ihnen vor: Die von Rosheim haben die Gecken eingelassen.<sup>1</sup>

Ebenso rühmlos wurde das benachbarte Schloss Bischofsheim und das den Herren von Landsberg gehörige Städtlein Niedermünster übergeben; hier wie überall öffneten lediglich Drohungen die Thore. Um so grössere Achtung nötigt uns die Haltung von Oberehnheim ab, das unter seinem wackeren Schultheissen Ulrich von Ratsamhausen zum Stein, obwohl es nun rings von Feinden umgeben war, nicht bloss allen Angriffen des Feindes tapferen Widerstand entgegensetzte, sondern ihn auch durch häufige Streifzüge vielfach schädigte. Die Franzosen gingen überhaupt jetzt darauf hinaus, sich der festen Plätze am Gebirge zu bemächtigen, da sie ja die Ebene mit Ausnahme der Reichsstädte und weniger sonstiger fester Plätze vollständig beherrschten. Nordwärts reichten sie jetzt den Engländern die Hand. Am 30. September forderten sie Wangen zur Uebergabe auf; das wollten die Bewohner nicht thun. Darauf begann der Feind zu stürmen, aber wer auch die Leiter herauf auf eine Zinne kam, den schlugen die Bürger mit Aexten wieder herab, und mit Steinen warfen sie unter die Stürmenden. Indem ward eine einstündige Waffenruhe beredet, und während dessen gingen nun etliche von den Mauern und flüchteten ihre Habe in die Burg. Das deuteten einige von denen, die auf der Mauer zurückgeblieben waren, als wenn jene fliehen und sie im Stich lassen wollten, und so schlossen sie ihrerseits auf die erneute Aufforderung der Gecken, noch ehe die Stunde der Waffenruhe verstrichen war, einen Vertrag mit dem Feinde, worin dieser ihnen Leib, Leben und Gut verbürgte und nichts anderes zu nehmen verhiess als Essen, Speise und Kost. Die Kapitulation wurde natürlich nicht besser gehalten als die bisherigen, und zudem musste der eine Teil der Bevölkerung mit Recht vermuten, von dem andern verraten zu sein. Das benachbarte Westhofen hielt sich länger; erst nachdem die Mauer an einem Ende niedergeschossen und das Wasser im Graben

<sup>1</sup> Schilter 920.

abgeleitet war, verstanden sich die Einwohner am 25. Oktober zur Uebergabe. Die Hälfte von ihrem Hab und Gut sollten sie behalten und frei ihrer Beschäftigung nachgehen dürfen. Das ward ihnen wohl acht Tage gehalten; nachdem aber die Schinder die ihnen gewordene Hälfte verthan hatten, griffen sie den Westhofern auch an die andere Hälfte.<sup>1</sup>

Inzwischen war auch der Dauphin nicht müßig gewesen. Am 7. Oktober legte er sich vor Dambach, welches jedoch mannhaften Widerstand leistete. Drei Tage lang dauerte das Geschützfeuer, welches eine weite Bresche legte, so dass man ohne Leiter aus- und einziehen konnte. Der Dauphin selbst wurde durch einen Pfeil, der durch sein Knie ging, an den Sattel seines Pferdes festgenagelt.<sup>2</sup> Schliesslich aber mussten sich die Bewohner am 7. Oktober zur Uebergabe verstehen: nur was zu ihrem Leib gehörte und was sie tragen oder auf einem Pferde führen konnten, durften sie fortbringen. Das hielt man so lange, bis sie vors Thor kamen, und da nahm man ihnen auch dies fort.

Damit erreichten auch hier die grösseren Unternehmungen ein Ende. Die Armagnaken konnten jetzt ruhig die Anstrengungen des Reiches abwarten. Für den Dauphin hatte der Aufenthalt im Lande aber jetzt keinen Zweck mehr. Zudem war König Karl über die Verwundung des einzigen Sohnes in die grösste Bestürzung versetzt und sandte Briefe auf Briefe, um ihn zur Rückkehr zu bewegen.<sup>3</sup> Zuvor aber verteilte der Dauphin in folgender Weise seine Streitkräfte über das eroberte Gebiet:

Zu Mümpelgart Herr Louis de Bueil mit	2000	Pferden
Zu Altkirch Joachim Rouault, der spätere Marschall von Frankreich, mit der gesamten Mannschaft des Prinzen Karl von Anjou, eben- falls mit	2000	»
Zu Ensisheim Herr Guyot de la Roche mit	1000	»
Zu Wattweiler Estevenot Lahire und Peter Brusac mit	1500	4 »
Ueberzutragen	6500	Pferde.

<sup>1</sup> Die Quellen geben keinerlei Anhalt dafür, dass, wie Tuetey I, 284 meint, die Unternehmungen auf Wangen und Westhofen hauptsächlich von den Engländern ausgegangen wären.

<sup>2</sup> Tuetey I, 286.

<sup>3</sup> Hierfür und für die Verteilung der Streitkräfte liegt ein zweiter Bericht des praeceptor von Isenheim zu Grunde, der in den Hauptsachen auch der Erzählung in den Fortsetzungen von Königshofen zur Grundlage gedient hat.

<sup>4</sup> Schilter 923 und 1006 und Archivchronik 165 geben nur 1000 Pferde an, verstehen dann aber die folgende Stelle des Berichtes des praeceptor falsch und rechnen die Besatzung zu Wittenheim noch hinzu, während dieselbe bereits inbegriffen ist. Es ergibt sich daraus

Uebertrag . . . . .	6500	Pferde.
Von diesen lagen fortgesetzt 80 auf Schloss Wittenheim bei Mülhausen als Beobachtungsposten.		
Zu Heilig-Kreuz Herr Robinet d'Estoutville nebst den Bandenführern Le Roussin und Ravenel mit . . . . .	1500	»
Zu Herlisheim ein Teil der Truppen des Marschalls Philipp de Culant mit . . . . .	1000	»
Zu Egisheim die Spanier in derselben Stärke mit . . . . .	1000	»
<hr/>		
Demnach zählte die französische Truppenmacht im Sundgau einschliesslich der Garnison zu Mumpelgart zusammen . . . . .	10,000	Pferde.
<hr/>		
Zu Markolsheim Gaston de Lerigot und Lespinace sowie die Mannschaft des vor St. Pilt gefallenen Pochon de Rivière mit . . . . .	2000	Pferden.
Zu St. Pilt der Herr von Commercy		
Zu Kestenholz Lestrac . . . . .	} m. über 3000	»
Zu Dambach der Bretone Robin Petitlo, Montgommery mit allen Schotten, Herr Johann von Finstingen und der Marschall von Lothringen . . . . .		
In Niederehnheim der Herr von Orval, Sohn des Grafen von Albret, zu Rosheim der übrige Teil der Leute des Marschalls von Frankreich, zusammen mit den Bretonen. Ihre Gesamtstärke wird angegeben mit . . . . .	4000	»
Zu Wangen <sup>1</sup> und den benachbarten Orten der Graf von Dammartin und Blanchefort mit allen ihren Leuten . . . . .	6000	»
Zu Westhofen und Marlenheim die Engländer mit . . . . .	2000	»
Zusammen . . . . .	17,000	Pferde.
Summa . . . . .	27,000	Pferde. <sup>2</sup>

eine Differenz von 420 Pferden; bei Schilter 1006, wo die Besatzung zu Wittenheim um eine Null vermehrt ist, erwächst daraus ein Plus von 300.

<sup>1</sup> Schilter 923 fügt hinzu Bergbietenheim. Der praeceptor nennt statt Westhofen, das bei Schilter genannt ist, oppidum Mulsen; Molsheim kam aber nicht in die Gewalt der Armagnaken. Bei Schilter beträgt die Stärke der Engländer 4000 Mann, und es werden dann in Bausch und Bogen an 20,000 Pferde gezählt, zusammen mit den im Sundgau stehenden 29,580 Pferde.

<sup>2</sup> Die Fortsetzer des Königshofen haben den Bericht des praeceptor an einigen Stellen falsch verstanden und sind dadurch bezüglich der Ziffer der einzelnen Truppenteile in Irrtümer verfallen.

Hinzu kommen noch 2000 Reisige, mit welchen der Dauphin den Rückmarsch anzutreten gedachte, so dass die Gesamtmacht der Armagnaken nach Abzug aller Verluste doch noch 29,000 Pferde betragen hätte. Aus der Aufstellung selbst, die später noch insofern eine Aenderung erfuhr, als die Besatzung zu Ensisheim durch die Scharen des Grafen von Dammartin und Blancheforts verstärkt wurde, ergiebt sich, dass der Dauphin zunächst seine Hauptmacht in der Nähe von Strassburg in einzelnen festen Plätzen zusammenzog, um dieselbe sowohl gegen Angriffe dieser Stadt als auch gegen die Gefahr, die seitens des Reiches von Hagenau aus drohte, bereitzuhalten.

Diese Truppenverteilungen müssen sich im Laufe des Oktober vollzogen haben. Der Dauphin selbst hatte sich nach Ensisheim begeben, um zunächst die Heilung seiner Wunde abzuwarten. Hier verweilte er den Monat November über und nahm die Verhandlungen mit König Friedrich und den deutschen Fürsten wieder auf. Von hier begab er sich über Mümpelgart, wo er von Ende Dezember bis Mitte Januar verweilte, zu seinem Vater nach Nancy.<sup>1</sup> Schlimm war es aber, dass nach dem Vorgange des Dauphin auch die meisten vornehmen Herren, die sich unter seinen Augen die Sporen hatten verdienen wollen, ebenfalls das Heer verliessen. Es war demnach selbst überlassen; Führer und Mannschaft gaben sich nichts nach.<sup>2</sup> Das Land gehörte ihnen, und da sie wussten, dass sie nur den Winter über in Elsass bleiben sollten, um beim Beginn des Frühlings entweder nach Frankreich zurückzukehren zum Kampfe wider England oder aber, wenn ein dauernder Frieden zwischen beiden Mächten zu stande käme, mit König René von Sicilien nach Italien zu ziehen, um dem zu helfen, sein Königreich zu erobern, so hatten sie auch keinerlei Grund, irgendwelche Rücksicht zu nehmen, damit das Land nicht allzu rasch ausgesogen würde, sondern im Gegenteil: die Zeit musste wahrgenommen werden, damit, wenn die Schwalben wieder kämen, sie ein wüstes Land und nackte Bewohner fänden.

#### KAPITEL VIII.

### **Der Reichstag zu Nürnberg und der grosse Anschlag. Verhandlungen mit dem Dauphin und König Karl. Das Scheitern des Anschlages.**

Zu derselben Zeit, da sich im Westen das furchtbare Kriegsgewitter zusammenballte, das über das Elsass herein-

<sup>1</sup> Tuetey I, 291.

<sup>2</sup> Der praeceptor von Isenheim bei Tuetey II, 521.

brechen sollte, trat in Nürnberg der Reichstag<sup>1</sup> zusammen, zu dem König Friedrich in eigener Person erschienen war. Es handelte sich einerseits um die Beilegung des Schismas, dann aber wollte König Friedrich vor allem versuchen, die Mittel des Reiches wider die Eidgenossen aufzubieten. Die Stimmung der Fürsten wider die Städte überhaupt und gegen die Eidgenossen insbesondere war sehr ungünstig; das zeigte sich auch darin, dass die Gesandten Basels, das seine freundschaftliche Haltung gegenüber den Eidgenossen rechtfertigen wollte, mit ehrverletzenden Worten empfangen und abgefertigt wurden.<sup>2</sup> Am liebsten wohl hätte König Friedrich die Beratung auf diese beiden vorliegenden Fragen beschränkt und das Reich in seinen Krieg mit den Schweizern hineingezogen; aber ganz liess sich doch die Erwägung nicht umgehen, was jenes mächtige französische Heer an der Grenze beabsichtigte. Das Geheimnis der Verhandlungen zwischen König Friedrich und dem französischen Hof war gut gewahrt worden, und so war anfangs die Ungewissheit allgemein. Notwendig mussten sich da die verschiedensten Vermutungen regen, und namentlich bei den Reichsstädten, die in ewiger Besorgnis vor Vergewaltigung waren, wurden sehr ernste Befürchtungen laut: um lediglich wider die Eidgenossen verwendet zu werden, was man gleich anfangs munkelte, dazu war das Heer der Armagnaken viel zu gross; also, schlossen die Städte weiter, müssten noch andere Absichten vorliegen. Sie fürchteten eine grosse Verschwörung zwischen König und Fürsten wider die Städte; wenn die Schweizer abgethan wären, würden sie an die Reihe kommen. Die Eidgenossen erschienen ihnen wie früher so auch jetzt als eigentlicher Hort ihrer Freiheit; das muss man wohl beachten, um die spätere Haltung der Städte verstehen zu können. Aber auch die Fürsten mussten stutzig werden über die Ansammlung solcher Heeresmassen an den Grenzen, zumal in anbetracht des furchtbaren Rufes, der den Armagnaken voraufging. Der König selbst befand sich in der peinlichsten Lage. Es ist kein Zweifel, dass er selbst von dem Gang der Dinge überrascht war; dass König Karl ihm die Schinder

1

<sup>1</sup> Ueber den Reichstag unterrichten die Berichte der Frankfurter Abgeordneten Walter Schwarzenberg, Dietrich von Alzei und Heilman Schiltknecht bei Janssen, Frankfurter Reichstagskorr., und die der Strassburger Abgeordneten Burkard von Mülnheim ritter der elter und Cunrat Armbruster altammeister, bei Schilter und Müller Reichstags theater. (Strbg. St.-A. AA 192 or. ch.) — Tueteys sonst so sorgfältig gearbeitetes Werk lässt in der Darstellung dieser Verhandlungen die nötige Genauigkeit vermissen; ebensowenig lassen sich die Ausführungen von de Beaucourt IV, 33 halten. Die Irrgänge von Friedrichs Politik hat keiner von ihnen erkannt.

<sup>2</sup> Fechter p. 13.

in solcher Zahl auf den Hals schicken würde, hatte er nicht erwartet. Was nun thun? Sollte er auf dem Reichstage erklären, dass er, der König, diese Gefahr über das Reich heraufbeschworen hätte? Lieber liess er die Dinge an sich herankommen, um abzuwarten, was die Franzosen mit ihren Heeresmassen beginnen würden. Einstweilen hatte er die Stirn, sich vor versammeltem Reichstage bitter über das fremde Volk zu beschweren, wie es das Reich so grässlich schädige; dazu wollte er Leib und Gut setzen, um das abzuwenden. Die Städteboten, misstrauisch wie sie waren, schützten Mangel an Instruktionen vor, rieten aber eine Gesandtschaft an König Karl zu schicken. Damit war König Friedrich einverstanden, verlangte aber von den Städten eine bindende Erklärung für den Fall, dass die Gesandtschaft nichts fruchtete; seine Meinung wäre, dass in diesem Fall er und die Fürsten ihre Macht wider die Schinder aufbieten wollten. Darüber sowie über eine Vermittlung zwischen Zürich und den übrigen Eidgenossen sollten die Städteboten sich ausreichende Vollmachten kommen lassen.<sup>1</sup>

In der That ging am 16. August eine Gesandtschaft an den Dauphin ab,<sup>2</sup> deren Haupt der Bischof von Augsburg Peter von Schauenberg war.<sup>3</sup> Ihr offizieller Auftrag ging dahin, vom Dauphin in Anbetracht der engen Bande zwischen dem Reich und der Krone Frankreichs zu verlangen, dass er sein Heer auflöse; etwaigen Beschwerden wäre König Friedrich gern bereit abzuweichen. Bis die Gesandten jedoch eintrafen, hatte der Dauphin mit seinen wilden Scharen bereits die blühenden Fluren des Sundgau überschwemmt, aber auch die Schlacht bei St. Jakob geschlagen und so den Entsatz von Farnsburg und Zürich bewirkt. Das waren willkommene Nachrichten, welche die Gesandten erst in ihrem vollen Umfang erfahren mochten, als sie am 27. August zu Breisach eintrafen; von da ritten sie weiter gegen Ensisheim, von wo sie am 29. August sich mit dem obersten Kämmerer des Dauphin weiter nach

<sup>1</sup> Bericht der Strassburger Abgeordneten vom 14. August bei Schilter p. 985.

<sup>2</sup> Bericht der Frankfurter Abgeordneten vom 16. August bei Janssen II, 1, nr. 85.

<sup>3</sup> Die Namen der übrigen Teilnehmer stehen nicht ganz fest. Bei Fugger-Birken, Spiegel der Ehren des Hauses Habsburg p. 554 werden angeführt Ulrich von Rechberg, ein Herr von Waldsee aus Oesterreich und Dr. Johann Eich; bei Müller Reichstagstheater p. 219 fehlt der von Waldsee. — Dagegen nennt der Berichterstatter Strassburgs Hans Küng Herrn Friedrich von Hohenberg, einen von Starckenberg (Starckenberg) und einen Doktor Hans Eich. Wie Tuety 1, 145, dem de Beaucourt 4, 35 folgt, dazu kommt, Thüring von Hallwil den jungen an der Gesandtschaft teilnehmen zu lassen, weiss ich nicht.

Altkirch begaben; <sup>1</sup> hier wurden sie am 1. September in Audienz empfangen.

Die Gesandten waren in einer peinlichen Lage; ihr offizieller Auftrag <sup>2</sup> war von den Ereignissen überholt; jetzt nach der Schlacht von St. Jakob vom Dauphin zu verlangen, dass er sein Heer zurückführe, ging wohl nicht an. Auf der anderen Seite musste es ihnen bedenklich erscheinen, dass der Dauphin gar keine Miene machte, den Krieg wider die Eidgenossen weiterzuführen; und was sie sonst vernahmen, war nur zu sehr geeignet die grösste Besorgnis zu erwecken. Es konnte ihnen nicht verborgen bleiben, welches Ansinnen der Dauphin an Basel gestellt hatte; bei solchen Absichten fand allerdings die Grösse des Heeres völlige Erklärung. So konnte ihr Auftrag unmöglich Erfolg haben. Auf die Vorstellungen der Gesandten, dass er ohne Grund mit einem so zahlreichen Heere von «Barbaren» den Boden des Reichs betreten habe und die Glieder des Reiches mit Krieg überziehe, hatte der Dauphin nur allgemeine Versicherungen der Freundschaft für das Haus Habsburg; lediglich seinem Schwager zulieb hätte er diesen Zug übernommen, aber, so fügte er bedeutsam hinzu, er wäre auch gekommen, um etliche Gebiete zurückzuerobern, die von alters her zu Frankreich gehört und sich wider Recht dem schuldigen Gehorsam entzogen hätten. Im übrigen verwies er auf die Mitteilungen seiner Gesandten, die er binnen kurzem an König Friedrich zu senden gedächte. <sup>3</sup> In seinem Innern musste der französische Prinz in hohem Grade erbittert sein über die Doppelzüngigkeit des deutschen Königs, der selbst ihn herbeigerufen und ihn nun deswegen zur Rede stellte und verleugnete. Das kam zunächst den Eidgenossen und dem verbündeten Basel zu gute; der Dauphin wird es jetzt endgültig aufgegeben haben, den Krieg wider sie weiterzuführen. Dann aber handelte es sich darum, den deut-

<sup>1</sup> Bericht von Hans Kung an Strassburg vom 30. August. Strbg. St.-A. AA. 190 or. ch. — Tueteu I, 146 verfällt in einen merkwürdigen Irrtum, wenn er nach dem uns vorliegenden Berichte des Hans Kung, den er Hans Emig nennt, die Gesandten am 25. August in Ensisheim eintreffen lässt, um den Marsch des Dauphin zu beschleunigen. Wahrscheinlich hat er Dienstag mit Dunstag verwechselt. Später, p. 256, giebt er den Zweck der Gesandtschaft richtig an.

<sup>2</sup> Leider sind uns die Instruktionen für sie nicht bekannt; jener obige Auftrag war nur darauf berechnet, die Aufregung der Reichsstände zu beschwichtigen; ernst konnte er nach der ganzen Lage der Verhältnisse unmöglich gemeint sein. Es lässt sich übrigens auch der Fall denken, dass die Gesandten in gutem Glauben handelten und von den geheimen Beziehungen König Friedrichs zum Dauphin nichts wussten.

<sup>3</sup> Ueber die Audienz beim Dauphin berichtet ausführlich der prae- von Isenheim bei Tueteu II, 514. Vgl. hierzu Wülcker I. c., p. 38.

schen König zu strafen und das Misstrauen, welches die Reichsstände hegten wider ihren König, noch zu vermehren. Empfindlicher aber konnte er König Friedrich nicht blossstellen, der ja öffentlich erklärt hatte, Leib und Gut daran setzen zu wollen, die Franzosen vom Boden des Reiches zu vertreiben, als wenn er die ganzen Verhandlungen, die zwischen ihnen geführt waren, veröffentliche. Und das war der Zweck der Gesandtschaft, deren Erscheinen er dem Bischof von Augsburg in Aussicht stellte.

Es waren neben den zwei französischen Herren, dem Baron de Stissac und dem königlichen Kämmerer Herrn Cadorat de Poysi, der Lothringer Johann von Finstingen,<sup>1</sup> welcher wohl hauptsächlich wegen seiner Kenntniss der deutschen Sprache und Verhältnisse ausgewählt worden war, die am 3. September ihre Reise nach Nürnberg antraten, wo sie am 12. September eintrafen. Alle geheimen Verhandlungen sollten sie also aufdecken, und was dem Dauphin zum Vorwurf gemacht wurde, das sollten sie als sein gutes Recht fordern. Quartier und Verpflegung wären ihm für seine Leute verheissen worden, aber noch wären zwei Drittel seiner Leute unterzubringen, die jetzt auf dem platten Lande zerstreut lägen und grosse Not und Pein litten. Die Einwände, die König Friedrich dawider erheben würde, waren in der Instruktion<sup>2</sup> vorgesehen: dass der König die Armagnaken nur unter gewissen Bedingungen und in beschränkter Anzahl berufen hätte, und dass die vorderösterreichische Regierung und die Sundgauer Ritterschaft nicht befugt gewesen wäre, den Dauphin mit solcher Macht einzulassen oder ihm die Oeffnung von festen Plätzen einzuräumen oder endlich mit ihm Verabredungen wegen der Verpflegung einzugehen.

Dawider sollten sie erklären, dass der Dauphin nicht erwartet hätte, dass ihm für seine Hilfeleistung solche Vorwürfe gemacht würden; angesichts der Notlage, in der sich der König damals befunden, sei es nicht ehrenvoll, solche Ausflüchte zu machen, als ob der König sein Hilfesuch nur unter bestimmtem Vorbehalt gemacht hätte. Betreffs der Grösse der Armee macht

<sup>1</sup> Bericht des praeceptor l. c. p. 515. — Die beiden anderen Teilnehmer Raoulin Regnault und Jacquemin de Buxieres scheinen Personen mehr untergeordneten Ranges gewesen zu sein.

<sup>2</sup> Instruction aux ambassadeurs de monseigneur le Daulphin, envoyés de sa part vers le Roy des Romains, ohne Datum bei Tuetey II, 127 — 133, aber merkwürdiger Weise in den Anfang des Jahres 1445 verlegt, während sich aus dem Inhalt absolut sicher ergibt, dass sie eben für die Gesandtschaft auf den Rt. zu Nürnberg entworfen war; de Beaucourt l. c. 35 teilt diesen Irrtum. Der Dauphin hat überhaupt keine andere Gesandtschaft als eben diese an König Friedrich abgeordnet.

der Dauphin mit Recht geltend, dass der König ihm dafür nur zum Danke verpflichtet wäre, da er mit einer geringern Truppenmacht doch nichts hätte ausrichten können; und deshalb sei ausdrücklich verabredet worden, dass er mit Macht käme. Ausserdem hätten ihn die österreichischen Statthalter auf das inständigste und täglich in den dringendsten Ausdrücken gebeten, seinen Marsch zu beschleunigen und ihnen zu Hilfe zu kommen. Es wäre aber nicht wahrscheinlich, dass sie solche Schritte gethan hätten ohne Vorwissen und Zustimmung des Königs. Der König wäre daher auch gehalten, jenen Verpflichtungen, die seine Beamten eingegangen wären, nachzukommen, nämlich Lebensmittel zu stellen bis Johanni<sup>1</sup> und ihm Plätze einzuräumen für seine Armee bis zu der Stärke von 25,000 Mann. Dafür verbürgte sich aber auch der Dauphin für seine Leute, dass sie keinerlei Ausschreitungen begehen würden; im anderen Falle aber sagte er sich von aller Verantwortlichkeit los.<sup>2</sup> Auf diese Weise hoffte der Dauphin wahrscheinlich etwaigen Beschwerden, dass er von Basel und Epinal, welches zum Metzger Bistum gehörte, Einlass begehrt hätte, aus dem Wege zu gehen. Die Gesandten erhielten keinen Auftrag, sich darüber zu rechtfertigen.

Das waren in der That sehr bedenkliche Aufschlüsse, die in seltsamen Widerspruch standen mit dem Brustton der Entrüstung, womit sich der König über das Treiben der Armagnaken ausgelassen hatte; wenn die Gesandten sich in dieser Weise vor versammeltem Reichstage ausliessen, da musste dem jungen Herrscher doch die Schamröthe ins Antlitz steigen, und er mochte sich viele Meilen weit fortwünschen. Einstweilen aber schien man in Nürnberg gar nicht mehr daran zu denken, dass die Armagnaken auf des Reiches Boden standen; nachdem der Bischof von Augsburg abgefertigt worden war, geschah nichts weiter. Dagegen wurde das Eisen wider die Schweizer geschmiedet; die Stimmung wurde zusehends ungünstiger wider sie, und davon bekamen auch die Reichsstädte ihren Teil zu fühlen, denen man Schuld gab, dass sie in Gemeinschaft mit den Eidgenossen den Adel vertreiben wollten.<sup>3</sup> Ihnen musste um so unheimlicher werden, je mehr der eigentliche Sachverhalt sich aufklärte, dass die Armagnaken im Dienste des römischen Königs fochten. Damit stimmte in bedenklichster Weise überein, dass nun König

<sup>1</sup> Jusques à la St-Jean. Es ist nicht ersichtlich ob hier Johann. evangel. (Dez.) oder Johann. bapt. (Juni) gemeint ist, wahrscheinlich aber das letztere.

<sup>2</sup> Selbstverständlich übergehe ich solche Punkte der Verhandlungen, die nicht unmittelbar zu dem Gegenstand in Beziehung stehen.

<sup>3</sup> Bericht der Strassbg. Abgeordneten, dat. mi. n. Gilgen (Sept. 2) Schilter p. 984.

Friedrich den Zeitpunkt für gekommen erachtete, um an den kräftigen Stamm der Eidgenossen die Axt zu legen. Jetzt oder nie!<sup>1</sup> Indem er sich der Erwartung hingab, dass der Dauphin auch noch ferner für ihn wider die Eidgenossen kämpfen würde, erklärte er mit Ueberschreitung seiner rechtlichen Befugnisse am 30. August den Eidgenossen den Reichskrieg, bevollmächtigte seinen Bruder Albrecht, das Reichsbanner wider sie aufzuwerfen und alle Glieder des Reiches zum Kampfe wider sie zu erfordern. Das war zunächst nur ein Schlag ins Wasser, aber bezeichnend für die Lage. In welcher Angst sich aber die Städte vor den geheimen Plänen des Königs und der Fürsten befanden, geht daraus hervor, dass das mächtige Ulm am 4. September seine Büchschützen, die es Strassburg zu Hilfe gesandt hatte, wieder abrief, da es Warnung hätte, dass die Armagnaken das Haupt gegen die Städte der schwäbischen Vereinigung richten wollten;<sup>2</sup> und die Frankfurter Abgeordneten gaben ihrer Stadt am 6. September zu erwägen, es sei jetzt not, dass sich eine jede Stadt wohl versorge.

Die Hoffnung König Friedrichs erwies sich als trügerisch, und seine Lage gegenüber dem Drängen namentlich der Städte wurde recht unbequem. Der Dauphin trug keine Lust mehr, die Schlachten des Hauses Habsburg zu schlagen. Seine Scharen überschwemmten das blühende Elsass und erfüllten es mit namenlosen Greueln. Es schien sich in der That bewahrheiten zu sollen, dass die Franzosen den ganzen Rheinstrom einnehmen wollten. Dazu kamen nun die Städte in den Besitz der Schreiber von Basel und Schaffhausen, die ihre schlimmsten Befürchtungen rechtfertigen mussten. Auch von den Boten der österreichischen Städte Ensisheim, Thann und Masmünster, die nach Nürnberg<sup>3</sup> gekommen waren, um aus dem Munde König Friedrichs und seines Bruders Herzogs Albrecht Verhaltensvorschriften gegenüber den Armagnaken einzuholen, konnten sie gar mancherlei vernehmen, was zu sehr ernsten Besorgnissen Anlass gab. Und doch regte sich der König noch immer nicht! Sie waren völlig ratlos gegenüber diesem Gewirr diplomatischer Fäden. So ist es zu verstehen, wenn die Städteboten sich in ihrer Gesamtheit am 9. September zum König begaben, ihm über das Treiben der Armagnaken Vorstellungen machten und ihn baten, das heilige Reich zu versehen.<sup>4</sup> Der König konnte nichts

<sup>1</sup> Chmel Materialien. 140 — 141.

<sup>2</sup> Frit. v. nativ. Mar. Strbg. St.-A. AA 189. or. ch.

<sup>3</sup> Deren Rückkehr von Nürnberg meldet Hans Küng am 10. Sept. nach Strassburg. AA 190 or. ch.

<sup>4</sup> Bericht der Frankft. Abg. dat. quint. fer. p. nativ. Mar. (Sept. 10) bei Janssen 2, 1 nr. 96; Strög. Abg. dat. samst. früge n. nativ. Mar. (Sept. 12) bei Schilter p. 986.

anderes darauf erwidern als : es sei ihm leid, und er habe nicht darum gewusst, dass die Armagnaken also in die Lande ziehen und dieselben schädigen würden. Und als er sie dann um Rat bat, da antworteten ihm die Städteboten mit Recht sehr spitz und mit einem deutlichen Seitenblick : er möge Rat suchen bei seinen Räten und bei den Kurfürsten und deren Räten, da sei Weisheit ; die vermöchten bessern Rat zu geben als sie einfältige Leute. Vom König begaben sie sich zu den Kurfürsten und machten ihnen die nämlichen Vorstellungen, aber das war alles fruchtlos ; die Dinge blieben so wie sie waren. Gleichzeitig kamen immer schlimmere Hiobsposten. Man wusste bereits, dass ein anderes mächtiges Heer der Armagnaken sich in bedrohlicher Nähe von Metz zusammenhäufte und dass König Karl Absichten auf Toul und Verdun hatte. Darüber konnte der Bischof von Metz Conrad Bayer von Boparten, der auf dem Reichstage zugegen war, persönlich am besten berichten, und dieser selbst musste vernehmen, wie Herr Pierre von Brézé seine Stadt Epinal im Namen des Königs von Frankreich am 30. August aufgefordert hatte, demselben binnen drei Tagen Huldigung zu leisten, in welchem Fall sie den königlichen Schutz und die Gewährleistung ihrer Freiheiten erhalten sollte, während sie sonst als Feind behandelt werden würde. Die Stadtherren von Epinal fanden es aber anfangs sehr merkwürdig, dass sie dem König Karl unterthan sein sollten «wie die Stadt Paris» und wandten sich in Abwesenheit des Bischofs an dessen Rat um Hilfe, und dieser mahnte am 30. August die Stadt zum Widerstande und machte zugleich dem Bischof Mitteilung, auf dass er sich an den römischen König um Hilfe wende und schleunigst zurückkehre. Die Stadt<sup>1</sup> leistete aber keinen langen Widerstand, sondern erklärte bereits am 4. September voller Freude, anstatt ihres ohnmächtigen Bischofs einen mächtigen Schutzherrn gegenüber den ewigen Räubereien zu erhalten, dass sie für alle Zeiten getreue Unterthanen des Königs von Frankreich sein wollten. So war die allgemeine Lage, als des deutschen Königs Botschaft und mit ihr die des Dauphin am 11. September nach Nürnberg kamen.

Es war eine denkwürdige Reichstagssitzung am 14. September,<sup>2</sup> als Herr Johann von Finstingen vor versammeltem Reichstage das Wort ergriff ; niemals weder vorher noch nachher hat ein deutscher König beschämendere Dinge anhören müssen.

<sup>1</sup> de Beaucourt IV, 50 ; Digot, Hist. de Lorraine III, 74.

<sup>2</sup> Ueber das Auftreten des französischen Gesandten handelt Fugger-Birken p. 554, wie es scheint nach einem authentischen Bericht oder Protokoll. Seine Erzählung hat Müller, Reichstagstheater, p. 219 bis 220, wörtlich übernommen. — Vgl. auch den Bericht der Strbg. bg. d. t. mi. zu mitemdage (Sept. 16) bei Schilter 982.

Der Lothringer verkündete nun in der That den versammelten Reichsständen, dass König Friedrich seinen Herrn um Hilfe gebeten hätte. König Karl hätte darauf, um dieser Bitte stattzugeben, den deutschen Fürsten und dem Adel wider den «Pöbel» behilflich zu sein und um Recht und Frieden zu befördern, seinen ältesten und liebsten Sohn und Kronerben gesendet. Dem seien nun zwanzig Schlösser als Winterlager zur Verfügung gestellt, die ihm aber nicht geöffnet wären. Deswegen, weil er nicht gekommen sei, im Feld zwischen Eis und Schnee zu liegen, habe er sich um ein Winterlager umthun müssen. Der Gesandte begehrte dann die Auslieferung des von Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, dem Vater Herzog Sigmunds, hinterlassenen Schatzes von Gold und Silber, Barschaft und Kleinodien an König Karl, weil Herzog Sigmund mit dessen Tochter verlobt sei. Hingegen wolle der König dann dessen Eidam durch den Delfin alle von den Eidgenossen eingezogenen Länder und Herrschaften wieder erobern, wie denn dies zwischen den beiden Königen abgemacht sei.

Es mag wohl sein, dass der König ob dieser Anklage des Gesandten etwas «etwas erschamrotet» wurde. Unerwidert durfte sie aber nicht bleiben, und so unterrichtete er seinen getreuen Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, was er dem Gesandten in seinem Namen antworten sollte. Dessen Antwort liess nun zwar an derber Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, aber sie konnte doch nicht den Eindruck verweisen, den die Rede des französischen Gesandten auf alle nicht Eingeweihten hatte machen müssen. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, das offene Geheimnis musste vor versammeltem Reichstag heraus, dass der König, um die Eidgenossen zu züchtigen, die Schinder herbeigerufen hätte. Es konnte unmöglich viel helfen, wenn nun entschuldigend hinzugefügt wurde, dass König Friedrich aber nur 5000 und nicht 40,000 Mann begehrt hätte; und denen hätte er, damit sie dem heiligen römischen Reich und dessen freien Unterthanen nicht lästig fallen möchten, in seinen Erblanden Elsass und Sundgau 20 Städte und Märkte zu Quartieren angewiesen.

Diese Behauptung des Herrn von Finstingen musste der König also doch als zutreffend anerkennen. Was trug es da noch viel aus, wenn Markgraf Albrecht nun den Spiess umkehrte, wie König Karl diesem Abkommen zuwider anstatt 5000 achtmal so viel gesendet, überdies Metz, Toul, Verdun, Mümpelgart<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Bezüglich der drei ersten Städte war das nicht richtig; entweder ist der Kurfürst selbst im Eifer der Rede über das Ziel hinausgeschossen, während er vielleicht nur von der Bedrohung dieser drei Städte durch Frankreich reden wollte, oder seine Worte sind entstellt wiedergegeben.

und andere Städte im Elsass eingenommen hätte und «eignes Willens» damit verfahren wäre! König Friedrich habe deshalb, weil das «Geding» nicht gehalten, es auch weder billig noch ratsam gefunden, die verheissenen Plätze dem Dauphin einzuräumen. Die Thatsache blieb bestehen, dass der eigene König den Stein ins Rollen gebracht und der Urheber des ganzen Unheils geworden war. Es war ein leeres Wortgeprassel und darauf berechnet, dem König aus seiner tölichen Verlegenheit zu helfen, was der Markgraf noch weiter sprach: dass der König es daher gar nicht sehen könnte, wie König Karl sich solchergestalt einen Freund des römischen Reiches berühren könnte: daferu er es aber so gut meinte, wie seine Gesandten vorgäben, so möchte er seine Völker sämtlich zurückziehen oder nur so viel als begehrt zurücklassen. Die Forderung bezüglich Herzogs Sigmund wies der Markgraf im weiteren Verlauf seiner Rede kurzweg zurück: wenn er dann aber zum Schlusse seiner Rede meinte, dass die Franzosen um dieser und derartiger Sachen willen, die sie nichts angingen, ihres Weges reisen möchten, woher sie gekommen, und das römische Reich ungeirrt lassen sollten, so entsprachen leider den vollen Worten die Thaten nicht. Daran hielten allerdings auch die übrigen deutschen Fürsten fest, dass der Dauphin das Reich zuvor verlassen müsste: dann sollte in den übrigen zwischen beiden Königen schwebenden Irrungen ein Vergleich getroffen werden.

So verlief der Empfang der französische Gesandten: es verlautet nichts darüber, dass ihnen Gelegenheit geboten wäre, auf die in ihrer Instruktion vorgesehene Antwort König Friedrichs ihrerseits zu entgegnen. Wir dürfen wohl annehmen, zumal in den Berichten der Abgeordneten Frankfurts und Strassburgs nichts darüber erwähnt wird, dass den Gesandten aus gutem Grunde nicht nochmals die Möglichkeit gewährt wurde, den König vor versammeltem Reichstag schamrot zu machen. Sie blieben bis zum 22. September<sup>1</sup> und nahmen den Bescheid mit heim, dass der König seinen Bruder Herzog Albrecht mit bindender Vollmacht zum Dauphin senden werde, um alle schwebenden Fragen zu dessen Zufriedenheit zu ordnen.<sup>2</sup> Daraus ging hervor, dass der König auch jetzt nichts Ernstes in der Sache zu thun gedachte, sondern seine persönlichen Angelegenheiten mit den Eidgenossen ihm noch immer im

<sup>1</sup> de Beaucourt IV, 39. — Unmittelbar nach ihrer Abreise trafen zwei Gesandte König Karls, der Sire de Gaucourt und Jean Franberger, in Nürnberg ein, um die baldige Entlassung Herzog Sigmunds aus der Vormundschaft zu erwirken. Ihnen verhiess König Friedrich, seinen Mündel noch vor dem 6. Januar in seine Länder zu entlassen. de Beaucourt l. c.

<sup>2</sup> Remontrances faites par les ambassadeurs de Charles VII aux électeurs de l'empire réunis à Boppard, bei Tuetey II, 141.

Vordergrunde aller Erwägungen standen. Die Fürsten aber, soweit sie nicht an dem Strange der habsburgischen Politik zogen und an dem Vorgehen wider die Eidgenossen beteiligt waren, werden sich einstweilen noch wohl mit dem Gedanken beruhigt haben, dass es sich hier um eine Angelegenheit handelte, die zunächst weniger das Reich als die Interessen des Hauses Oesterreich berührte, die König Friedrich daher persönlich mit dem Dauphin ausfechten mochte. Hingegen auf die Städte müssen die Eröffnungen der französischen Gesandten den tiefsten Eindruck gemacht haben; ihre ärgsten Befürchtungen fanden sie bestätigt, und der Umstand, dass die Fürsten so lau in der Sache waren, konnte sie nur darin bestärken, dass es sich in der That um eine weitgehende Verschwörung zwischen König und Fürsten wider die Selbständigkeit der Reichsstädte handelte. Man musste sich auf alle Fälle bereit halten, und so wurde ein gemeinsames Vorgehen sämtlicher Reichsstädte am 16. September ins Auge gefasst. Zu diesem Zwecke sollten die rheinischen Städte ihre Abgeordneten um St. Gallen zu Worms, die Städte am Bodensee zu Constanz, der schwäbische Städtebund und die fränkischen Reichsstädte zu Ulm haben, um zu beschliessen, wie diesen schweren erschrecklichen Läufen zu begegnen wäre.<sup>1</sup> Damals bei der allgemeinen Beängstigung wird es auch gewesen sein, dass zu Frankfurt «um des grossen Uebels willen, das sich in den Landen erhebt durch das fremde Volk, das man nennt die Armeiacken, Gott dem Allmächtigen, der würdigen Mutter Sanct Maria zu Ehren» die Abhaltung einer Prozession unter Tragung der heiligen Sakramente verordnet wurde, und sicherlich wird es in anderen Städten ähnlich gehalten worden sein.<sup>2</sup>

Die Haltung der Städte musste notwendig auch auf die am Reichstag anwesenden Fürsten Eindruck machen; zumal da die Armagnaken sich bereits des ganzen Elsass bemächtigt hatten und jeden Tag sich auch über das rechte Rheinufer ausbreiten konnten. Nur war die grosse Schwierigkeit, dass nicht wohl kräftige Massregeln wider die Schinder ergriffen werden konnten, wenn nicht zuvor der Friede mit den Eidgenossen hergestellt war.<sup>3</sup> Der war aber nicht zu erlangen bei der unvernünftigen Halsstarrigkeit des jungen Königs, der Forderungen stellte, die nur dann zu verwirklichen waren, wenn die Schweizer gänzlich zu Boden lagen. Aber ein Waffenstillstand war vielleicht zu erreichen, und so wurde beschlossen, zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft von Fürsten und Städten an die Eidgenossen zu

<sup>1</sup> Schilter p. 983. — Frankfurter Abgeordn. bei Janssen 2, 1 nr. 97.

<sup>2</sup> Wülcker l. c. 41.

<sup>3</sup> Cfr. die Berichte der Strassburger Abgeordneten vom 16. September bei Schilter p. 962 und vom 20. September p. 987.



kräfte in möglichst grosser Anzahl zu Speier bereitzuhalten zu einem gemeinsamen Heereszuge wider den Feind,<sup>1</sup> nachdem er tags zuvor bereits Strassburg im Falle eines Angriffes seines Beistandes versichert hatte. Zugleich entsandte er den Grafen Hesse von Leiningen<sup>2</sup> auf den Reichstag, um ernste Massnahmen wider das fremde Volk zu beantragen, und hier schlug die Stimmung so sehr um, dass er allgemeine Bereitwilligkeit fand. Die Erkenntnis drang doch durch, dass etwas geschehen müsste: das einmütige Eintreten der Städte für Basel hatte zunächst schon die Folge gehabt, dass eine Beratung zwischen dem König, den Kurfürsten und Fürsten stattfand, und einer der Strassburger Abgeordneten hatte einen vertraulichen Wink erhalten, er würde in kurzer Zeit wohl hören, was zu Strassburgs Vorteil gereiche. Dazu musste die Botschaft des Grafen von Leiningen tiefen Eindruck machen. Er war nicht bloss der berufenste Berichterstatter von dem, was im Elsass geschehen, wie Strassburg bedroht, wie die Ankunft eines neuen Korps von Engländern zu erwarten wäre, sondern unzweifelhaft war er nun auch der Träger höchst bedenklicher Nachrichten aus Lothringen.<sup>3</sup> Am 11. September hatte König Karl seinen feierlichen Einzug in Epinal gehalten; die Bürgerschaft hatte ihm als ihrem wahren und natürlichen Herrn gehuldigt und den Eid geleistet, ihm als seine getreuen Unterthanen gegen jedermann zu dienen. Und noch bedeutungsvoller war das Manifest, welches der König am gleichen Tage erliess. Darin erklärte er, ganz ähnlich wie der Dauphin, dass er gekommen wäre an die Grenzen der Herzogtümer Bar und Lothringen, um verschiedene Länder, Herrschaften und Städte diesseits des Rheins, welche von alters her zur Krone von Frankreich gehört hätten und von derselben entfremdet wären, wieder unter seine Botmässigkeit zurückzubringen. Wie das zu verstehen war, lehrten nur allzu deutlich die Ereignisse vor der alten Reichsstadt Metz. Nachdem bereits seit dem 10. September die Umgebung von Metz von der königlichen Armee verwüstet worden war, hatte am 15. September ebenfalls Herr Pierre von Brézé der Stadt auf Befehl von König Karl Fehde angekündigt,<sup>4</sup> weil sie demselben den schuldigen Gehorsam verweigere.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Janssen 2, 1 nr. 99.

<sup>2</sup> Seine Ankunft muss am 22. September erfolgt sein.

<sup>3</sup> de Beaucourt IV, p. 52.

<sup>4</sup> Schreiben der Sieben von dem Krieg zu Metz an Strassburg vom 17. September nebst Uebersendung einer Abschrift des Fehdebriefes von Petrus de Bresse, Ritter, Dominus de Varane, Rat und Kämmerer des Königs von Frankreich, summus senescallus in Pictogaven. AA 185.

<sup>5</sup> Kenntnis von den weitern Ereignissen konnte der pfälzische Gesandte noch nicht haben.

Diese dem Reiche drohende Gefahr muss es gewesen sein, welche die Fürsten bewog,<sup>1</sup> nachdem sie am 22. und 23. September bei einander gewesen und die Botschaft des Grafen von Leiningen gehört hatten, dass sie in den König drangen, des Reiches Banner aufzuwerfen und den Feind aus dem Lande zu treiben. Der erbot sich aber gar demütiglich, mit Leib und Gut dazu zu helfen, und es wurde für gut gehalten, dass auch die Kurfürsten mit ganzer Macht und eigener Person dabei sein sollten, damit dem fremden Volke Widerstand geschähe. So gross war der Eifer, dass die Fürsten meinten, König Friedrich sollte sich unverzüglich mit den Kurfürsten gen Frankfurt erheben und dort den Heeresanschlag feststellen; denn diese Sache möchte nicht «verzog» haben. Dagegen meinte König Friedrich: Die Sachen wären schwere und grob, und es würde den oberländischen Herren nicht gelegen sein, nun auch noch nach Frankfurt zu kommen; dieweil sie nun doch bei einander wären, würde es am besten sein, wenn sie jetzt gleich über den Anschlag einig würden. Diese Meinung drang durch; am 25. September fand demgemäss eine Beratung statt zwischen dem König und den Kurfürsten, in der im Sinne des pfälzischen Antrages beschlossen wurde, zunächst ein Heer nach dem kleinen Anschlage<sup>2</sup> aufzustellen, das um Gallus (16. Oktober) zu Strassburg versammelt sein sollte. Die übrigen Fürsten schlossen sich diesem Beschlusse an, und der König beschied darauf am 26. September die anwesenden Städteboten zu sich und verlangte von ihnen, dass sie ebenfalls diesem Beschlusse nachgingen. Zugleich aber wurde bereits die Notwendigkeit ins Auge gefasst, die ganze Wehrkraft des Reiches nach dem grossen Anschlag wider den Feind aufzubieten, und die Städteboten wurden eingeladen, aus ihrer Mitte Abgeordnete zu schicken, welche helfen sollten, den grossen Anschlag zu entwerfen. Unter diesen Umständen, da der Reichskrieg wider die Armagnaken nun eine beschlossene Sache war, war es ein unbedingtes Erfordernis, dass der König mit den Schweizern ins Reine kam. Die ursprünglich beschlossene Botschaft wurde aufgegeben; dafür

<sup>1</sup> Strassburger Bericht vom 23. September und ganz besonders die Frankfurter Berichte vom 24. und 26. September. Ich muss übrigens hervorheben, dass die Darstellung notwendigerweise eine gewisse Einseitigkeit erhalten muss, da wir einstweilen lediglich auf diese städtischen Berichte angewiesen sind.

<sup>2</sup> In den städtischen Berichten erscheinen kleiner und grosser Anschlag als feststehende Begriffe, die keiner Erläuterung bedürfen. Wenn man auf die analogen Fälle der Hussitenkriege zurückgeht, so erscheint dieser kleine Anschlag als eine Art eilende Hilfe zum täglichen Krieg, während der grosse Anschlag das Aufgebot des ganzen Reiches umfasst, zu dem die dem Kriegsschauplatz zunnächst sitzenden Reichsstände mit verstärktem Prozentsatz hinzugezogen wurden.

sollten die einzelnen Stände, Kurfürsten, Fürsten und Städte, jeder eine besondere Botschaft senden, die am 12. Oktober zu Konstanz sich treffen sollten, um auf die Eidgenossen einzuwirken und den Frieden zu vermitteln.

Man hätte nun meinen sollen, jetzt, da endlich Ernst gemacht wurde, wären diese Vorschläge ganz besonders von den Städten freudig begrüsst worden; aber das Misstrauen war einmal da, und so nahmen sie dieselben mit grosser Zurückhaltung auf. Die Abgeordneten verschanzten sich wie gewöhnlich hinter ihren mangelhaften Vollmachten; bezüglich des kleinen Anschlages, meinten sie jedoch, möchte der König nur an die Städte schreiben, wie er es damit vorhätte, und sie hofften, dass dieselben sich in solcher Weise beweisen sollten, Gott zu Lobe und dem Reich zu Ehre, dass der König seine Zufriedenheit daran haben würde. Anders stand es jedoch mit dem grossen Anschlag und der Botschaft an die Eidgenossen. Hierzu versagten sie nicht gerade die Mitwirkung, aber sie erklärten, nicht beauftragt zu sein, darüber eine bindende Erklärung abzugeben. Zwei Tage darauf hatten die Dinge ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Der kleine Anschlag wurde zwar nicht direkt fallen gelassen, aber es ward nun doch zunächst beschlossen, ein Heer nach dem grossen Anschlag aufzustellen, das acht Tage vor Martini um Speier versammelt sein sollte, ohne dass die Rede davon war, ob nun auch der kleine Anschlag vollzogen werden sollte oder nicht. Bereits am 30. September erliess der König die nötigen Ausschreiben ins Reich an die betreffenden Reichsstände, und am 4. Oktober ernannte er Kurfürst Ludwig von der Pfalz zum obersten Feldhauptmann.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Von welcher Stärke das Heer sein sollte, lässt sich einstweilen nicht genau ermitteln. In dem von Wülcker mitgetheilten Stücke des grossen Anschlages ist von 36000 Mann die Rede, ohne dass ersichtlich ist, wie sich diese Zahl auf Fussvolk und Reiterei verteilt. Eine Addition der einzelnen Ansätze für die betreffenden Reichsstände ergibt jedoch nicht 36000, sondern 55,720. Es folgt darauf der Anschlag für Artillerie mit 50 Kammerbüchsen; die Addition der Ansätze ergibt jedoch nur 32. — Was darauf weiter folgt bei Wülcker, ist nichts anders als der kleine Anschlag; das ergibt sich mit zwingender Gewissheit daraus, dass die Ansätze für die Städte vollständig übereinstimmen mit jenem Verzeichniss bei Janssen 2, 1 nr. 103, welches die Frankfurter Abgeordneten als kleinen Anschlag an ihre Stadt einschickten; nur dass letzteres unvollständig ist auch in seinen Ausgaben für die Städte. Addirt man die einzelnen Ansätze des kleinen Anschlages, so ergibt sich die Ziffer 1559 Pferde. Während also das Heer nach dem grossen Anschlag in unbekanntem Verhältnis Fussvolk und Reiterei umfasst, handelt es sich bei dem kleinen Anschlag lediglich um ein kleines Reiterheer entsprechend dem Zweck einer eilenden Hilfe.

Was diese plötzliche Schwenkung veranlasste, darüber giebt es nur Vermutungen. Grund genug war allerdings vorhanden, um selbst die gesamten Streitkräfte des Reiches aufzubieten; denn abgesehen von den Ereignissen im Elsass lag seit dem 21. September ein französisches Heer von über 30,000 Mann vor Metz, und gleichzeitig war an Toul und Verdun die Aufforderung gerichtet worden, König Karl zu huldigen.<sup>1</sup> Und in Nürnberg ging das Gerücht, dass der König von Frankreich alles Land wieder erobern wollte, was vormals zur Krone Frankreich gehört habe, nämlich alle Städte und Lande, die «hinsit» des Rheines lagen.<sup>2</sup> Da war es nun aber sehr schlimm, dass die Reichsheerfahrt fast um einen ganzen Monat hinausgeschoben wurde, und man kann sich des Verdachtes nicht entschlagen, dass es aus keinem anderen Grunde geschah, als um den Erfolg jener in Aussicht genommenen Botschaft an den Dauphin abzuwarten. Öffentlich hatte dieselbe die Aufgabe, den jungen Prinzen zu bestimmen, den Boden des Reiches mit den Armagnaken zu verlassen; die geheimen Instruktionen lauteten aber wesentlich anders. Vielleicht hatten die Städte davon Wind bekommen — der Frankfurter Abgeordnete drückt sich sehr geheimnisvoll aus und verweist auf seine mündlichen Mitteilungen —, auf alle Fälle wollten sie von diesem grossen Anschläge, bei dessen Aufstellung sie nicht gefragt worden waren, nichts wissen. Geradezu verhängnisvoll war es aber, dass hinsichtlich des kleinen Anschlages nichts ausgemacht war, ob er zu Recht bestand oder hinfällig geworden war infolge der Aufstellung des grossen Anschlages; die nächste Folge war, dass saumselige Reichsstände die bestehende Unklarheit zum Vorwande nahmen, um überhaupt nichts zu thun. Und schon die nächsten Ereignisse sollten es deutlich machen, dass das Misstrauen der Städte nur zu sehr begründet war.

Herzog Albrecht von Oesterreich hatte sich in langsamen Tagereisen in seine österreichischen Vorlande begeben und auf den 24. September einen allgemeinen Landtag gen Villingen berufen, auf dem nicht etwa über Beilegung des Krieges mit den Eidgenossen beraten, sondern dessen kräftige Fortführung beschlossen wurde. — Und jene Fürsten, welche ursprünglich dazu ausersehen waren, die Friedensverhandlungen mit den Eidgenossen zu führen, Kurfürst Albrecht von Brandenburg, Markgraf Jakob von Baden, Graf Ulrich von Württemberg, hatten nichts angelegentlicheres zu thun, als ihrerseits den Eidgenossen den Krieg zu erklären.<sup>3</sup> Wie stand es da mit der Friedens-

<sup>1</sup> De Beaucourt IV, 52.

<sup>2</sup> Das ist in volkstümlicher Weise ausgedrückt nichts anderes als der Inhalt jenes Manifestes, von dem die Rede war.

<sup>3</sup> Die beiden Grafen von Württemberg nebst 75 Grafen, Rittern und Herrn am 4. Oktober, Kurfürst Albrecht mit 43 Grafen etc. am

vermittlung, zu der sich die Städte Strassburg, Nürnberg und Augsburg auf eigenen Antrag seitens Königs Friedrich erbeten hatten! Da musste der biedere Städtebote von Strassburg, Herr Claus Schanlit, zu Villingen von Herzog Albrecht, bei dem sich jetzt Kurfürst Albrecht, die Grafen von Württemberg und viele Edelleute befanden, zu seinem Erstaunen vernehmen, wie König Friedrich alle Fürsten angerufen um Hilfe wider die Eidgenossen, falls der Streit mit denselben nicht gütlich beigelegt würde, was sie auch alle zugesagt hätten. Dieselbe Hoffnung hege der Herzog auch von den Städten.<sup>1</sup> Unter gütlicher Beilegung verstand der Herzog aber, dass die Eidgenossen ihm alles zuvor herausgeben sollten, was sie und ihre Väter unter Kaiser Sigismund mit der Schärfe des Schwertes erobert hatten. Bei einem solchen Standpunkte war an eine Beilegung der Feindseligkeiten mit den Eidgenossen gar nicht zu denken, und ohne dies konnte der Krieg wider die Franzosen nicht in Angriff genommen werden.

Das war aber auch gar nicht die Absicht; König Friedrich behielt nach wie vor seine doppelzüngige Haltung bei: einerseits die ihm so unbequeme Stimmung auf dem Reichstage zu beschwichtigen, anderseits auch jetzt noch sich der Mitwirkung der Armagnaken wider die Eidgenossen zu versichern. Jenen Zweck verfolgte die Sendung des Bischofs von Augsburg, der in Erwiderung der Botschaft des Dauphin denselben jetzt zu Ensisheim aufsuchte.<sup>2</sup> Er überbrachte ihm zunächst den Dank seines Herrn, dass er dem Hause Oesterreich wider seine Feinde zu Hilfe gekommen wäre; da aber jetzt infolge der Hilfeleistung des Dauphin gegründete Aussicht auf Frieden mit den Eidgenossen bestände,

8. Oktober, der Markgraf von Baden am 19. Oktober. Stälin, Württemberg. Geschichte, III, 467.

<sup>1</sup> Claus Schanlit an Obrent Schulcis, Ammeister zu Strassburg, AA 190.

<sup>2</sup> Ueber diese Botschaft cf. den ausführlichen Bericht des praecceptor bei Tuetey II, 520, dem derselbe dann I, 260 folgt. Eine gleichzeitige Uebersetzung des Berichtes bei Wülcker p. 51. Im Gegensatz zu Tuetey hat de Beaucourt IV, 42 ff. für die folgenden Verhandlungen sich ein künstliches Gebäude errichtet, das jeglichen festen Untergrundes entbehrt. Zunächst setzt er in direktem Widerspruch mit dem praecceptor, der sich gerade hier wieder als vorzüglichen Berichterstatter zeigt, welcher in den beiderseitigen Lagern Zutritt hat, die Mission des Bischofs von Augsburg nach der Zusammenkunft der deutschen Fürsten mit dem Dauphin. Es fehlt allerdings ein chronologischer Anhaltspunkt für die Ankunft des Bischofs in Ensisheim, aber es ist kein Grund vorhanden, weshalb nicht der Bischof vor den Fürsten in Ensisheim, etwa am 17. Oktober, mit dem Dauphin hätte zusammentreffen können; dass der Dauphin erst am 19. Oktober nach Ensisheim zurückgekommen wäre, darüber fehlt jedes Zeugnis.

so wäre damit auch der Grund fortgefallen, weshalb der Dauphin herbeigerufen wäre. Demnach forderten sie ihn auf, das Land wieder zu verlassen, zumal er weder aufgefordert wäre, in eigener Person zu kommen, noch mit einem so zahlreichen und so beschaffenen Heere, welches das Land zerstöre und alle denkbaren Frevler verübe. Dass der Dauphin über diese Botschaft in lebhaften Zorn geriet, ist natürlich und verständlich. Dieser Zorn klingt durch in seiner scharfen Erwiderung, dass ihm nichts von dem gehalten, was Graf Wilhelm von Lützelstein und Herr Peter von Mörsberg versprochen hätten. Mit grossen Opfern hätten sich seine Leute solcher Plätze bemächtigen müssen, wo sie den Winter über bleiben und sich gegen feindliche Angriffe verteidigen könnten. Darum gefiele es ihm auch nicht, aus diesem guten Lande und den guten gemauerten Städten, die sie mit vielem Blutvergiessen gewonnen hätten, zu weichen und die Kälte des Winters an unsicherer Stelle zu erwarten. Wenn ihm aber nach Ablauf des Winters das Haus Oesterreich die Kosten des Zuges ersetzen wollte, so wäre er bereit, im März das Land zu verlassen, oder aber es müsste ihm auch jetzt noch alles so gehalten werden, wie es ihm von Anfang an versprochen wäre.

Auf diesen Bescheid — schwerlich konnte ein anderer erwartet werden — theilte sich die Gesandtschaft; der Bischof reiste vom Sohne zum Vater, um von diesem den Abzug der Armagnaken zu erwirken; die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft<sup>1</sup> begaben sich zu Herzog Albrecht von Oesterreich, der am 17. Oktober mit Kurfürst Albrecht von Brandenburg, Markgraf Jakob von Baden und Graf Ulrich von Württemberg in Breisach eingetroffen war. Sie waren auf dem Wege zum Dauphin, nicht etwa um das Gewicht der Argumente des Bischofs von Augsburg zu verstärken, sondern um im Namen des Königs sich den erneuten Beistand der Armagnaken wider die Eidgenossen auszuwirken; denn erst dadurch schien der sichere Erfolg des Feldzuges verbürgt, den die oberländischen Herren wider die Schweizer planten. Freilich mochte der Bescheid derer, die von Ensisheim gekommen waren, nicht sehr ermutigend wirken, aber sie mochten dennoch hoffen, zu einem guten Ziele zu kommen in anbetracht der wertvollen Zugeständnisse, die sie dem Dauphin auf Grund ihrer Instruktionen von Seite König Friedrichs zu machen hatten. Es klingt unglaublich, dass derselbe Fürst, der zum zweiten Male sich hoch und teuer vermessen hatte, Leib und Gut daran zu setzen, um das fremde Volk vom deutschen Boden zu vertreiben, welcher die Kräfte des Reiches zum Feldzuge wider die Schinder aufgeboten hatte, — dass derselbe Fürst nun insgeheim Schritte that, um die Armagnaken aufs neue

<sup>1</sup> Ihre Namen sind nicht bekannt.

als Bundesgenossen zu gewinnen, nachdem er unmittelbar vorher noch den Dauphin mit dürren Worten hatte auffordern lassen, den Reichsboden zu verlassen. An der Sache kann kein Zweifel sein; die uns zum Glück erhaltene Instruktion<sup>1</sup> ist leider nur zu deutlich. Danach war der König nun in der That bereit, dem Dauphin so ziemlich alle Forderungen, die seine Gesandten auf dem Nürnberger Reichstage erhoben hatten, zu erfüllen. Er wollte dem Dauphin sowohl die verlangten Quartiere einräumen als auch für entsprechende Verpflegung der Mannschaft Sorge tragen; nur ihre Anzahl, welche die französischen Gesandten zu Nürnberg bereits auf 20,000 herabgesetzt hatten, sollte die Gesandtschaft versuchen noch weiter herabzumindern. Ebenso verstand sich der König dazu, dem Dauphin alle seine Schlösser diesseits des Rheins einzuräumen, wogegen der Dauphin sich verpflichten sollte, dieselben innerhalb einer zu bestimmenden Frist in unverletztem Zustande zurückzugeben und alle Plünderung darin zu verhüten. Dafür mussten dann aber auch die Schinder aufhören zu hausen wie bisher, und jedermann sollte ungestört seiner Beschäftigung nachgehen können. Die Hauptsache aber war, dass der Dauphin sich verpflichten sollte, aus diesen Schlössern keinen anderen Krieg zu führen, als wider die Feinde des Hauses Oesterreich — das heisst doch nicht anders als wider die Eidgenossen —, und dass es auch dem König freistehen sollte, die in seinen Schlössern lagernden Truppen des Dauphin zu diesem Zwecke zu verwenden. Mit anderen Worten, König Friedrich wollte nochmals alles versuchen, um die Mitwirkung der französischen Truppen herbeizuführen bei dem Hauptschlag, den die süddeutschen Fürsten

<sup>1</sup> Dieselbe ist schon längst von Chmel, Materialien I, 160 mitten unter den Akten der Trierer Friedensverhandlungen abgedruckt und wohl deshalb in ihrer Bedeutung bisher noch nicht erkannt worden. Im Eingang wird darauf Bezug genommen, wie der König der Gesandtschaft des Dauphin habe antworten lassen auf ihre Werbung bezüglich der Unterbringung des Kriegsvolkes, dass, da diese Sache hier — auf dem Nürnberger Reichstag — nicht wohl mag vorgenommen werden, er seine Botschaft aus etlichen des Reichs Fürsten und seinen Bruder senden werde mit voller Gewalt. — Da der Dauphin keine andere Gesandtschaft als auf den Nürnberger Reichstag gesandt hat, die obige Antwort des Königs ferner auch sonst historisch feststeht, da endlich der König nur diese Fürsten und seinen Bruder an den Dauphin gesandt hat, so ist damit erwiesen, dass uns hier ihre Instruktion vorliegt, zumal dieselbe Punkt für Punkt auf die zu Nürnberg erhobenen Forderungen des Dauphin eingeht. In den Zusammenhang der Ereignisse greift sie ausserdem sehr richtig ein, da der aufs neue in Angriff genommene Krieg wider die Schweizer nur dann Aussicht auf durchgreifenden Erfolg hatte, wenn die beteiligten Fürsten, die hier als Gesandte fungieren, sich mit dem Dauphin auf die eine oder andere Weise auseinandersetzen.

und Herren damals gegen die Eidgenossen planten. Nur wünschte der König, dass ihm seine Stellung im Reich nicht unnütz erschwert würde, und deshalb sollte der Dauphin einerseits bessere Mannszucht halten; da ferner doch etwas geschehen musste, um die Gährung im Reiche wegen der Ausdehnungsgelüste der Franzosen zu beschwichtigen, so bezieht es sich nun ferner darauf, dass der Dauphin oder die Seinen niemand dem Reiche oder dem Hause Oesterreich gehörig drängen sollen, ihnen Huldigung zu leisten; weiter sollen alle Städte und Schlösser, die man erobern, d. h. den Eidgenossen entreissen wird, dem ursprünglichen Besitzer, also in den meisten Fällen dem Hause Oesterreich wieder anheimfallen; endlich aber soll der Dauphin sich aller gesonderten Verhandlungen mit den Eidgenossen enthalten.

Die ganze österreichische Politik, sowohl in ihren Wünschen als auch in ihren geheimen Aengsten und in allen ihren Winkelzügen liegt hier offen vor uns. Wenn aber König Friedrich und seine Freunde meinten, dass der Dauphin auf diese ihre Bedingungen eingehen würde, so zeugt das wiederum von einer gewissen Naivetät der Auffassung. Der Dauphin stand eben im Begriff, mit den Eidgenossen Frieden zu schliessen; sollte er sich jetzt um der schönen Augen König Friedrichs willen in die Gefahren des Krieges mit einem Gegner stürzen, dessen Tapferkeit er kennen und fürchten gelernt hatte? Was ihm geboten wurde, besass er bereits mit Ausnahme einiger weniger Plätze, die von keinem Belang waren; dafür sollte er aber eine Reihe drückender Verpflichtungen übernehmen! Und ausserdem, wer bürgte ihm dafür, dass der König ihn nicht aufs neue schmäählich verleugnete? So fanden denn die drei Fürsten, welche den Dauphin am 19. Oktober zu Ensishem aufsuchten,<sup>1</sup> für ihre Bemühungen ein sehr ungünstiges Feld; sie mussten bald inne werden, dass sie für ihren Auftrag zu spät kamen. Der weitere Gang der Verhandlungen<sup>2</sup> ist nicht bekannt; nur so viel steht fest, dass, da man dem Dauphin doch wohl nicht zumuten konnte, den geschlossenen Frieden mit den Eidgenossen zu brechen, man wenigstens von ihm zu erreichen suchte, dass er seine schottischen und

<sup>1</sup> Unterwegs begegnete ihnen der praeceptor von Isenheim. Schilter p. 938 lässt die Fürsten auf dem Feld zwischen Breisach und Ensishem mit dem Dauphin zusammenkommen.

<sup>2</sup> Es ist mir unerfindlich, wie de Beaucourt IV, 43 die von mir auf den Nürnberger Reichstag verlegte Instruktion des Dauphin für seine Gesandten an König Friedrich hierher verlegen kann, da es sich doch, abgesehen von dem Inhalt derselben, um Verhandlungen zwischen Gesandten des Dauphin mit dem König handelt, wie schon die Ueberschrift instr. aux ambassadeurs de monseigneur le Dauphin, envoyés de sa part vers le Roy des Romains deutlich ausweist.

englischen Söldner in Herzog Albrechts Dienste treten liess;<sup>1</sup> aber wenn der Dauphin in der Hinsicht sich auch anfangs nicht abgeneigt zeigte, so zerschlugen sich schliesslich doch diese Verhandlungen. Der französische Prinz war zu keinerlei Entgegenkommen erbötig und wollte nichts thun, was einem Dienste für das Haus Habsburg ähnlich sah. Konnten die Fürsten somit die französische Waffenhilfe nicht erlangen, so wollten sie doch wenigstens selbst nichts von den Waffen der Armagnaken zu befürchten haben in dem Kriege gegen die Schweizer, der jetzt auf der ganzen Linie wieder entbrannt war, und um ihre Streitkräfte ungeteilt wider letztere verwenden zu können, schlossen sie mit dem Dauphin einen Waffenstillstand bis zum 22. November, und Kurfürst Albrecht von Brandenburg nahm mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig war, es auf sich, auch den Reichsfeldhauptmann Kurfürst Ludwig von der Pfalz zum Anschlusse zu bewegen. So sehr blendete diese Fürsten der Hass gegen die Eidgenossen, die Besorgnis vor einem weiteren Umsichgreifen und einer möglichen Verbindung derselben mit den Reichsstädten, dass sie lieber den Reichkrieg wider die Franzosen hintertrieben, die Armagnaken ruhig im Elsass belassen und König Karl den Eroberungskrieg in Lothringen fortsetzen liessen, während ein Verzicht des Hauses Habsburg auf Ansprüche, die doch nicht zu verwirklichen waren, den Frieden mit der Schweiz sofort zur Folge gehabt und die Waffen für den Krieg mit dem Reichsfeind freigemacht hätte.

Einen ganz ähnlichen Verlauf nahmen nun auch die Dinge auf dem Reichstage zu Nürnberg. Die Reihen der Anwesenden hatten sich immer mehr gelichtet; die Städteboten waren wohl sämtlich abgereist; von mächtigen Fürsten waren nur noch die Erzbischöfe von Trier und Köln sowie die Herzöge Heinrich und Ludwig von Bayern zugegen, und dieser Rumpfreichstag verabschiedete sich nun am 16. Oktober mit dem merkwürdigen Beschluss, dass die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier mit anderen ihren Mitkurfürsten entweder persönlich zum 11. Dezember gen Frankfurt kommen oder ihre vollmächtigen Sendboten schicken und auch die Reichsstädte ihre Boten mit Macht dahin senden sollten, um daselbst eins zu werden, wie man des fremden Volkes aus dem Reiche möchte entladen werden und das Reich nach Notdurft versorgen.<sup>2</sup> Das hiess doch nichts

<sup>1</sup> Schreiben von Andre von Holneck und Sigmund von Wissperjach an Herrn Johann von Finstingen dat. mend n. allerheiligen (Nov. 2): Einladung an denselben in Begleitung des Herrn von Bäll (Bueil) und wer ihm sonst dazu gefällig sei, mit 30 oder 34 Pferden auf Mittwoch (Nov. 4) gen Breisach zu kommen, um über diesen Punkt zu verhandeln. Strbg. St.-A. AA 183 or. ch.

<sup>2</sup> Janssen 2, 1 nr. 111.

anderes, als dass die bereits beschlossene Sache nochmals beschlossen werden sollte; inzwischen aber musste der Ausgang der Verhandlungen mit dem Dauphin offenbar werden, und die Reichsheerfahrt wurde zunächst überhaupt vereitelt; denn wie sollte der schwertfällige Körper des Reiches mitten im Winter Krieg führen! Es ist daher keine blosse Vermutung mehr, wenn wir es aussprechen, dass es dem König und seinen Beratern mit dem Reichsaufgebot überhaupt nicht Ernst war, dass das ganze eitel Spiegelfechterei war, um für den Augenblick die unbequemen Klagen und Vorwürfe, besonders der Reichsstädte, verstummen zu machen. Dem entspricht es nun auch, dass die beiden Erzbischöfe sich auch ihrerseits wie Kurfürst Albrecht daran machten, dem Kurfürsten Ludwig das Schwert wieder zu entwinden, welches er schon aus der Scheide ziehen wollte.

Und dennoch ist diese Entwicklung der Dinge für uns schwer zu begreifen; der König und die oberländischen Herren waren doch nicht die einzigen massgebenden Personen, und gerade von den geistlichen Kurfürsten hätte man annehmen sollen, dass sie sich durch die Entwicklung der Dinge in Lothringen unmittelbar selbst bedroht fühlten; streiften doch die Armagnaken von Metz aus bereits bis in das Erzbistum Trier. Ausserdem musste auch nach Nürnberg die Kunde gekommen sein von dem, was Metzler Abgeordnete, die König Karl ad audiendum verbum am 27. September nach Metz beschieden hatte, dort von dem Präsidenten des Pariser Parlaments, Jean Rabateau, hatten vernehmen müssen, der ihnen, ähnlich wie Gabriel de Bernes zu Basel, auseinandersetzte, wie Metz von alters her zur Krone Frankreich gehört und die Stadt sich erst während der kriegerischen Bedrängnisse Frankreichs dem schuldigen Gehorsam entzogen hätte. Das machte ebensowenig Eindruck wie die stolze Antwort des Metzler Ritters Nikolaus Louve, dass sie lieber alle zusammen sterben wollten, als den Vorwurf auf sich laden, auch nur ein einziges Mal «den grossen Adler», das heisst die Zusammengehörigkeit zu Kaiser und Reich, verleugnet zu haben. Wenn so die Metzler bis zum äussersten entschlossen waren, an König und Reich lag es wahrhaftig nicht, wenn sie das äusserste erlitten hätten. Ebenso wie das Hilfesuch von Toul an König Friedrich, so blieb auch das ihrige, welches sie am 5. Oktober an König Friedrich richteten, ohne Wirkung.<sup>1</sup> Unwillkürlich muss man sich die Frage vorlegen: war das Reich denn wehrlos? Gewiss hielt es schwer, seinen schwerfälligen Körper in Bewegung zu bringen, zumal der Feind

<sup>1</sup> Relation du siège de Metz par de Saulcy et Huguenin: cfr. Digot l. c. III, 76; de Beaucourt IV, 54. Ganz lassen sich diese Lothringer Ereignisse nicht umgehen, weil sie zu charakteristisch sind für die gesamte Lage.

bereits im Lande stand, aber was 30 Jahre später wider Karl den Kühnen von Burgund möglich war, das konnte auch damals von statten gehen. Zudem war die sonstige Lage keineswegs ungünstig; Frankreich war ausserordentlich friedensbedürftig, und die Missstimmung im Lande war gross über das Unternehmen des Königs, welches Frankreich in neue Verwicklungen stürzen konnte. Dazu kam die Spannung zwischen König Karl und Herzog Philipp von Burgund, die jeden Augenblick zum Kriege führen konnte, das Verhältnis zu England, das auf keine Weise einen gesicherten Frieden verhies. Diese Verhältnisse, die für eine thatkräftige Politik so günstig lagen, sie brachten in den Köpfen des Königs und seiner Ratgeber eine ganz andere Berechnung hervor, dass es sich doch nur um einen augenblicklichen Sturm handle, den man am besten ruhig austoben liess. Da sie nun einmal da waren, die Armagnaken, vom König selbst ins Elsass berufen, unaufgefordert in Lothringen eingedrungen, nun, so belies man sie, wo sie waren, und wartete ruhig, ob sie im nächsten Frühjahr nicht von selbst wieder abzogen. Wozu sich da noch anstrengen und gar Opfer bringen! So harmlos erschien diesen Fürsten das Treiben der Armagnaken, dass der Erzbischof von Köln sich selbst mit dem Gedanken trug, diese Banden wider die Stadt Soest in seine Dienste zu nehmen.<sup>1</sup> Wir müssen wahrlich unser günstiges Geschick preisen, dass einstweilen die Verhältnisse den König Karl zwangen, Wasser in seinen Wein zu giessen; König Friedrichs und seiner Ratgeber Schuld war es wahrhaftig nicht, dass nicht schon damals Elsass und Lothringen dem Reiche verloren gingen.

Mit jugendlichem Eifer hatte sich inzwischen Kurfürst Ludwig der schweren Aufgabe, das Reichsaufgebot ins Leben zu rufen, unterzogen; er ahnte nicht, welche Schwierigkeiten ihm von denjenigen gemacht werden würden, von denen er am ersten Hilfe erwarten durfte. Mit Recht war er der Ansicht,<sup>2</sup> dass es zunächst darauf ankam, eine ausreichende reisige Truppenmacht ins Feld zu stellen, um den Streifereien des Feindes ein Ende zu machen, und so hielt er an dem kleinen Anschlag fest; das Hauptheer sollte sich dann gemäss der letzten Bestimmung Mitte November um Speier sammeln. Welch bittere Enttäuschungen sollte er aber erleben! Alles ging einen Schnecken-gang; seine Bestallung als Feldhauptmann erhielt er überhaupt erst am 13. Oktober, und eher hatte er nicht die Befugnis, das Reichsbanner aufzuwerfen und zum Feldzuge aufzubieten. Am 17. Oktober gedachte er mit seiner reisigen Schar zu Germersheim zu sein, dort weiteren Zuzug abzuwarten; Strassburg sollte inzwischen die Mannschaften festhalten, die sich auf Geheiss

<sup>1</sup> Janssen II, 1 nr. 114.

<sup>2</sup> Schreiben an Strassburg vom 7. Oktober AA 181.

des Königs zur festgesetzten Zeit dort gesammelt hätten<sup>1</sup>. Es kam aber niemand, ausser den Reichsstädten, die grösstenteils, wie es scheint, die ihnen auferlegten Reisigen, wenn auch säumigen Strassburg sandten.<sup>2</sup> So beschied sich dann auch der Kurfürst, einstweilen zu warten, bis das Hauptheer zusammengetreten wäre. Zuvor aber sollte zu Speier am 29. Oktober ein Tag stattfinden, und hier sollte der Feldzugsplan wider die Armagnaken festgestellt werden.<sup>3</sup> Inzwischen aber hatte sich der Kurfürst zu Germersheim des Besuches der beiden geistlichen Herren von Trier und Köln zu erfreuen. Beide waren aus den deutsch-französischen Grenzlanden gebürtig, der eine Jakob Herr von Sierck, der andere Dietrich Graf von Mörs, und schon deshalb dem Herzschlag nationaler Empfindung wenig zugänglich; in ihrem Gefolge befand sich bezeichnenderweise eine französische Gesandtschaft.<sup>4</sup> Beide baten ihn, den Feldzug aufzugeben und sie mit der Krone Frankreich unterhandeln zu lassen, ob man nicht das fremde Volk «ohne gross Blutvergiessen und Abgang des Adels» aus dem Reiche bringen möchte. Der Kurfürst aber, der bereits ahnen mochte, was im Werke war, beharrte dabei, ins Feld zu ziehen, auf dass männiglich sehen möchte, dass es nicht seine Schuld wäre, wenn dem bösen Volke kein Widerstand geschähe.<sup>5</sup> Hier also abgewiesen, gedachten die beiden Erzbischöfe, die so eifrig für den König von Frankreich die Geschäfte machten, ihr Glück bei Strassburg zu suchen, und baten die Stadt von Germersheim aus am 25. Oktober um Geleit für sich und die französischen Gesandten, die sie mitbrächten.<sup>6</sup>

<sup>1</sup> Schreiben an Strassburg vom 14. Oktober.

<sup>2</sup> Der schwäbische Städtebund kündigte am 4. Oktober Sendung von 1200 oder 1300 halb reisigs gerittens gezügs, halb Büchsen- und Armbrustschützen an, die am 22. Oktober in Strassburg sein sollten. AA 189. — Frankfurt bittet am 16. Oktober Strassburg um Quartier für 40 Reisige; Speier kündigt am 15. Oktober an, dass es mit Pf. Ludwig an 40 Pferde senden werde unter Befehl des vesten knechtes Burckart Sturmfeder. AA 189. — Nürnberg sandte 50 Pferde unter Befehl Werners von Parssperg. Deutsche Städtechroniken III, p. 388. Vgl. auch Schreiben Augsburgs an Herzog Albr. von Bayern vom 2. November: Ein Diener der Stadt sei am 31. Oktober von Strassburg gekommen und habe gemeldet, wie von Fürsten und Herren niemand zu Strassburg sei, weder mit Reisigen noch mit Fussvolk und auch niemand kommen werde; es sei lediglich der Städte gezuig zu Strassburg. — Augsburger St.-A. IV<sup>b</sup> p. 34.

<sup>3</sup> Schilter 998. — AA 181.

<sup>4</sup> Woher sie kam, aus welchen Personen sie bestand, vermag ich nicht zu bestimmen. Möglicherweise war es die königliche Gesandtschaft, die nach der des Dauphin in Nürnberg eingetroffen war und nun unter dem Schutz der beiden Erzbischöfe zurückkehrte.

<sup>5</sup> Bericht der Strassburger Abgeordneten auf dem Speirer Tag bei Schilter 990.

<sup>6</sup> AA 183 or. ch.

Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man sieht, wie die kerndeutsche wackere Stadt sich zu den beiden halbweischen Geistlichen stellte. Für die französischen Gesandten schlug sie das Geleit rundweg ab, und so mussten die beiden Kurfürsten sich bequemen, allein nach Strassburg zu kommen.<sup>1</sup> Hier wiederholten sie ihre Bitte um Aufnahme der französischen Gesandten und stellten an die Stadt das gleiche Ansinnen wie an Kurfürst Ludwig, dass sie in Unterhandlungen einwilligen möchte, damit der Dauphin und das fremde Volk aus dem Reiche kämen. Das lehnte die Stadt aber in der schroffsten Weise ab; «denn sollte solche Unterhandlung bei oder von ihnen geschehen, das müsste der Stadt in deutschen Landen bösen Ruf erwecken». Gleichzeitig gab Strassburg der Hoffnung Ausdruck, dass beide Fürsten als zwei der höchsten Glieder des Reiches helfen würden, des Volkes Uebelthat und böse Sache mit dem Schwerte zu richten;<sup>2</sup> sobald man nur dem Nürnberger Anschläge nachginge, würde man binnen acht Tagen des unnützen Volkes ledig werden können. Dazu aber waren die beiden Kurfürsten nicht geneigt und fuhren zu Schiff rheinabwärts. Ebenso wacker hieß sich Strassburg vernehmen, als es um diese Zeit Nachricht erhielt, dass der Dauphin nächstens beabsichtige, eine Gesandtschaft an Strassburg, Colmar und Schlettstadt zu schicken, die mit diesen Städten verhandeln sollte, dass sie ihn und sein Volk während des Winters in den gewonnenen Plätzen ungestört liessen und ihm Proviant und Kriegsbedarf verkauften; es erklärte an Schlettstadt, dass es darüber keinerlei Rede hören oder überhaupt nur einen Abgesandten des Dauphin einlassen wollte; «dan an iren sachen weder gloube noch getruwen ist; was sie ouch versprechen, verbriefen oder versigeln, haltent sie nit».<sup>3</sup>

Bald musste sich zeigen, ob Strassburg allein stand mit seiner wackeren patriotischen Haltung oder ob sich wenigstens die benachbarten Fürsten und Städte wider den bösen Feind zusammenscharen würden.<sup>4</sup>

Der Tag von Speier stand unmittelbar bevor, auf dem nun die letzten Beratungen über den Feldzug, zu dem Kurfürst

<sup>1</sup> Cfr. namentlich das Schreiben Strassburgs an Schlettstadt vom 30. Oktober bei Hugot extraits (Manuskript auf der Hagenauer Stadtbibliothek). Fortsetzung des Königshofen bei Schilter 935 hat diesen Brief zum Teil wörtlich übernommen.

<sup>2</sup> Schilter p. 938.

<sup>3</sup> Damit verknüpfte Strassburg die Bitte, dass Schlettstadt sich ebenso halten und dies Schreiben auch an Colmar mitteilen möchte.

<sup>4</sup> Für das Folgende vgl. ausser dem citierten Bericht der Strassburger Abgeordneten auf dem Tag zu Speier das Schreiben von Mainz an Augsburg dat. quinta fer. p. omn. storum. (Nov. 5). — Augsburgur St.-A. Litteralien or. ch.; ebenso Schilter p. 938.

Ludwig schon allenthalben aufgehoben hatte, stattfinden sollten. Der Tag war im Verhältnis zu der Wichtigkeit des Gegenstandes nur schwach besucht, auffallend war besonders der geringe Besuch seitens der Elsässer Reichsstände. Zugegen waren der Kurfürst von Mainz, Kurfürst Ludwig, sein Onkel Pfalzgraf Otto, der Bischof von Speier, Graf Ludwig von Württemberg, der Graf von Katzenelnbogen nebst vielen anderen Grafen, Herren, Rittern und Knechten; an Städten waren vertreten ausser Strassburg Speier, Worms, Mainz, Frankfurt, Nürnberg, Wimpfen, dazu der schwäbische Bund durch zwei Abgeordnete. Die Versammlung wurde eröffnet im Namen des Kurfürsten Ludwig durch den Grafen Hesse von Leiningen mit einer Auseinandersetzung über die gegenwärtige Lage, wobei auch der Antwort des Kurfürsten Ludwig an die Erzbischöfe von Trier und Köln gedacht wurde. Während der Rede kamen Schreiben von Herzog Albrecht von Oesterreich und Kurfürst Albrecht von Brandenburg. Beide baten um Aufschub der Verhandlungen bis Freitag den 30. Oktober, indem der Herzog die bevorstehende Ankunft einer Botschaft, der Kurfürst sein persönliches Erscheinen in Aussicht stellte. Die Mehrheit der Versammelten wollte so lange warten; Kurfürst Ludwig aber setzte es durch, dass man trotzdem in die Beratungen einging. Es wurde darauf ein engerer Ausschuss von Räten der Fürsten gebildet, wozu etliche von den Herren und vier von den Städteboten hinzutraten. Jetzt wollten der Fürsten Räte wissen, was die Städte zu leisten gesonnen wären, so wollten auch die zu Speier anwesenden Herren nach ihrem Vermögen dazu thun, und danach sollte dann der «Anschlag» entworfen werden, wie man sich im Felde halten wollte. Da zeigte sich nun das alte Uebel bei den Städten, und die Aufstellung von zwei Anschlägen zu Nürnberg trug ihre bitteren Früchte.

Etliche der Städteboten wollten nicht mehr bewilligen, als in dem kleinen Anschlage vorgesehen war, einige waren wieder ohne ausreichende Vollmacht, andere vertrösteten den Kurfürsten damit, dass man sicherlich, wenn der Krieg nur erst im Gang wäre, noch eine grössere Truppenanzahl ins Feld stellen würde; vor allen andern Dingen aber war für die Städte massgebend, wie sich die Fürsten selbst zu dem grossen Anschlage stellen würden. So ging schon jetzt alles auseinander, und die Abgesandten Strassburgs in ihrer Besorgnis, der Feldzug könnte nicht zu stande kommen, baten den Kurfürsten, doch ja bei seiner Absicht zu verharren; Strassburg werde ihm mit allen Kräften Beistand leisten. Dieser, schon entmutigt, erbat sich Bedenkzeit bis zum Samstag, und an eben diesem Tage kam nun auch der Kurfürst Albrecht gen Speier, der nun seine Ueberredungskünste bei dem Pfalzgrafen versuchte. Anfangs verharrete der Kurfürst bei der Meinung Strassburgs, das

den Nürnberger Anschlag ausgeführt haben wollte. Wie nun aber Kurfürst Albrecht meinte, dass man vorher sollte die Güte vor die Hand nehmen, damit werde man mehr ausrichten als mit Gewalt, als dann der Erzbischof von Mainz und andere dem Kurfürsten Albrecht beistimmten und alle Hilfe abschlugen, wofern man nicht vorher die Güte versuchen würde,<sup>1</sup> da gab der Pfalzgraf kleinmütig nach, anstatt seine Macht mit der des waffengewaltigen Strassburg und der übrigen Reichsstädte, die so sehnsüchtig nach ihm als ihrem Oberlandvogt und Beschützer ausschauten, zu vereinigen und wider die Armagnaken zu Felde zu ziehen. Nur das machte er zur Bedingung, wenn die inzwischen einzuleitenden Verhandlungen mit dem Dauphin über seinen Abzug keinen Erfolg haben würden, dass dann der Feldzug gemäss dem grossen Anschlage anfangs Dezember unweigerlich von statten gehen sollte. Indessen kamen nun zahlreiche Mannschaften aus den anstossenden Landschaften gemäss dem Ausschreiben des Königs um Mitte November zu Speier zusammen, zogen von da nach Strassburg und warteten daselbst auf Kurfürst Ludwig, der ihr Hauptmann sein sollte;<sup>2</sup> als sie aber sahen, dass niemand begehrte, sich ihrer anzunehmen, da zogen sie wieder zurück; dessen die von Strassburg sehr unwillig wurden. Das war die erste Folge der traurigen Haltung, welche König Friedrich und seine Ratgeber beliebt hatten einzuschlagen.

Am 15. November trafen darauf Herzog Albrecht von Oesterreich, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Markgraf Jakob von Baden und Graf Ulrich von Württemberg in Strassburg ein; zu ihnen gesellten sich ausserdem noch Kurfürst Ludwig von der Pfalz und sein Oheim Pfalzgraf Otto, um, wie verabredet, zu Rosheim mit dem Dauphin zusammenzukommen. Ein Herold, den sie dorthin sandten um frei Geleit, fand nur den Marschall von Frankreich vor. Der Dauphin, hiess es, sei nach Mümpelgart zu abgereist; er hatte es nicht der Mühe wert gefunden, die Fürsten davon zu verständigen. Diese Missachtung machte auf die Fürsten aber ebensowenig Eindruck als die Kunde, welche der Bischof von Strassburg über den Ausgang seiner Mission an König Karl ihnen brachte. Der Bischof hatte sich bei dem Vater über den Sohn beschwerten

<sup>1</sup> Schilter 1007; die hier erwähnte Gegenwart des Markgrafen von Baden und des Grafen von Württemberg ist aber sonst nicht bezeugt. — Schreiben des Pf. Ludwig an Strassburg vom 1. November. AA 181.

<sup>2</sup> Ulm nahm aus dem Aufschub des Anschlages bis Niclas (Dec. 6) Veranlassung, sein reisig gezüg und Fussvolk sofort abzurufen; selbst die 50 Büchsen- und Armbrustschützen, die es im Anfang der Sachen da gehabt hatte, hätte es gern zurückberufen. Schreiben an Strassburg vom 6. November. AA 189.

sollen; er musste aber hören, dass der König das Verhalten seines Sohnes vollkommen billigte.<sup>1</sup> Ueberhaupt war die Missachtung, welche König Karl gegen die Person seines königlichen Bruders an den Tag legte, wo möglich noch grösser als die seines Sohnes gegenüber den erwähnten Fürsten. Noch auf dem Reichstage zu Nürnberg hatte sich König Friedrich zu einer grossen That aufgerafft und — König Karl energische Vorstellungen gemacht über sein Auftreten in Lothringen und ausserdem die Rückgabe von Epinal verlangt. Die Antwort des Königs darauf vom 14. Oktober ist barer Hohn.<sup>2</sup> Jedermann weiss, schreibt er, dass er seit seinem Einmarsche in jene Gegenden niemand ein Unrecht zugefügt und ebensoviel Milde als Mässigung an den Tag gelegt hat; er ist daher in hohem Grade erstaunt über die Klagen, welche die Schöffen von Toul gegen ihn bei König Friedrich erhoben haben, noch mehr aber, dass der König so leicht dem, was jene geschrieben, Glauben geschenkt hat. Um endgültig auf das Schreiben des Königs zu antworten, erklärt er, dass er in keiner Weise wider Recht und Gerechtigkeit gehandelt, sondern lediglich von seinem Rechte Gebrauch gemacht hat ohne Beeinträchtigung weder des Königs noch sonst irgend jemens. Die Bewohner von Epinal, welche seit unvordenklicher Zeit das Recht gehabt haben, ihren Herrn zu wählen, haben ihn in ihrer grenzenlosen Not, von aller Hilfe beraubt, um Beistand angefleht; den hat er ihnen nicht verweigern können. Auf ein stürmisches Meer geschleudert, im Begriffe unterzugehen, sind sie zu ihm gekommen, und er hat sie gnädig aufgenommen. Nennt König Friedrich das die Leute quälen und vergewaltigen? Kann man derartige Vorwürfe an ihn und die Seinen richten? Keineswegs. Es ist die Pflicht der Könige, die Unglücklichen zu schützen, die Unterdrückten emporzurichten. Auf solche Weise gedenkt er seinen Ruhm zu vermehren und seinen Namen berühmt zu machen.

Danach kann man ermassen, welche Aufnahme der Bischof am französischen Hofe gefunden haben mag. Noch von einer anderen Seite hören wir, welcher Wind dort wehte. Erzbischof Jakob von Trier hatte, wahrscheinlich nachdem der grosse Anschlag auf dem Tage zu Speier zum Scheitern gebracht war, einen Gesandten an König Karl geschickt, vermutlich um ihn davon zu benachrichtigen, das war Peter von Hasselt, Kanonikus von Xanten, zum Unterschiede von seinem Herrn ein kerndeutscher Mann. Der meldete am 9. November: König Karl habe gesagt, er wolle für deutsche Freiheit und deutschen

<sup>1</sup> Strassburg an Speier dat. 24. November bei Wülcker 53.

<sup>2</sup> Das Schreiben bei de Beaucourt IV, 62; auf beide Schreiben ist Bezug genommen in dem Briefe Friedrichs an König Karl von Ende Dezember bei Schilter 944.

Adel wider das Haus Oesterreich kämpfen. Da meint man wahrhaftig bereits die vielberühmte deutsche Libertät des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts im Munde französischer Gesandten an deutschen Fürstenhöfen zu vernehmen. Weiter heisst es dann, König Karl solle gesagt haben, er wolle dem Hause Oesterreich in Ungarn ein Spiel spielen, dessen es sich nicht versehen werde; ebenso soll der König gesagt haben: Frankreich müsse das Land bis an den Rhein haben, und er fürchte die deutschen Fürsten nicht, die wollte er alle schlagen, einen nach dem andern, aber er fürchte die Städte und Bauern. — Wir wollen diese letztere Aeusserung dahin stehen lassen; aber wohl thut es einem, wenn der Mann dann fortfährt: was, lieber Herr, die schändlichen Franzosen im Reiche zu thun haben, mag ich fürwahr nicht erkennen, und meinte, man sollte alle vertreiben aus dem Reiche.<sup>1</sup>

Leider war das nicht die Stimmung der Fürsten; ebenso wenig machte es auf sie Eindruck, dass die Sendung des Bischofs völlig gescheitert war. Das einzige, was der Gesandte erreicht hatte, war ein Schreiben König Karls, worin er in derselben Weise wie sein Sohn auf die Klagen des deutschen Herrschers in der Weise antwortete, dass er die Beschwerden wegen des Auftretens wider Metz, Toul und Verdun einfach überging und Friedrich dort festnagelte, wo er ihn festnageln konnte, dass er ja selbst die Schinder ins Elsass herbeigerufen und durch die Nichterfüllung der getroffenen Abmachungen an allen Uebeln Schuld trüge. Von Wichtigkeit aber war es, wenn nun der französische Herrscher König Friedrich anheimstellte, entweder durch seine und der Kurfürsten Gesandtschaft die bestehenden Zwistigkeiten zu beseitigen oder aber einen Tag «an den Rhein zu machen», zu dem er dann seine vollmächtige Botschaft senden wollte.<sup>2</sup>

Für jedermann musste es jetzt klar sein, was Frankreich bezweckte; dass der Dauphin persönlichen Unterhandlungen ausgewichen war, dass König Karl jetzt neue diplomatische Unterhandlungen vorschlug, die in der bekannten Weise der Reichstage endlos hingeschleppt werden konnten, hatte keinen anderen Zweck, als die Dinge so lange hinzuziehen, bis die Jahreszeit die Kriegführung völlig unmöglich machte; dann musste man wohl oder übel die Schinder in ihren Quartieren belassen. Man würde der Einsicht der Fürsten zu nahe treten, als ob

<sup>1</sup> Janssen, Frankreichs Rheingelüste p. 5.

<sup>2</sup> Das Schreiben selbst ist nicht weiter bekannt; König Friedrich giebt aber entsprechend dem damaligen Briefstil eine kurze Inhaltsangabe in seiner citierten Antwort an König Karl und in seinem Ausschreiben zu dem betreffenden Reichstag vom 1. Januar 1445 bei Schilter 946.

sie das nicht selbst gewusst hätten; noch war es Zeit, und Kurfürst Ludwig drang nun darauf, dass jetzt endlich mit dem Anschlage Ernst gemacht würde, aber die übrigen Fürsten dachten, wozu sich weiter anstrengen; es waren schliesslich ja nur Bürger und Bauern, die unter dem Treiben der Schinder litten. Wiederum wurde die Sache auf die lange Bank geschoben.<sup>1</sup> Zu dem Zwecke wurde zu dem niemals versagenden Hilfsmittel der Tage die Zuflucht genommen. Auf den 30. November war ein Tag zu Bruchsal durch den Pfalzgrafen anberaumt, der ausser von den Räten der Markgrafen von Brandenburg, Baden und der Grafen von Württemberg von den Städten Strassburg, Hagenau und Weissenburg besucht war; der Tag wurde dann nach Heidelberg verlegt, wo auch noch Botschafter aus Hessen, Sachsen und den schwäbischen Städten erwartet wurden.<sup>2</sup> Ueber die Beschlüsse verlautet nichts; das ist auch kein Unglück: gewiss waren sie wie die anderen. Und um alle Bedenken zu heben, wollte es der Zufall, dass, als nun der Zeitpunkt für das Reichsaufgebot herangekommen war, gleichzeitig der Winter mit solcher Macht hereinbrach, dass sich weder Leute noch Vieh im Felde erhalten konnten.<sup>3</sup> Damit wurde der Feldzug wider die Schinder endgültig zu Grabe getragen; der laut Reichstagsabschied von Nürnberg auf den 11. Dezember nach Frankfurt anberaumte Kurfürstentag gab ihm das Geläute. An sich ist es überflüssig, aber nachdem wir so viele sachliche Beschlüsse von Tagen kennen gelernt haben, wäre es doch schade, wenn wir nicht auch von dem erführen, was jetzt die Gesandten von Mainz, Köln, Trier, Pfalz und Sachsen von wegen des welschen Volkes beschlossen: da von einigen Kurfürsten ein Tag nach Mergentheim auf den 30. Dezember angesetzt ist und ferner ein Tag zu Trier in derselben Angelegenheit stattfinden soll, so haben sie bis zu denselben Tagen «ir furnemen offgeslagen». <sup>4</sup> Inzwischen hatte Erzbischof Jakob von Trier bereits die Geschäfte gemacht.

Es war alles nach Wunsch gegangen; die Reichsheerfahrt war gescheitert, keiner der Fürsten brauchte in seinen Säckel zu greifen und Aufwand machen. Jetzt war es an der Zeit, mit

<sup>1</sup> de Beaucourt IV, 44 lässt von hier den Bischof von Augsburg sich zum Dauphin nach Ensisheim begeben; die Quellen gewähren hierfür keinerlei Anhalt. Man wüsste auch nicht, was der Bischof nochmals beim Dauphin ausrichten sollte, und noch viel weniger, was bei König Karl zu suchen wäre, zu dem de Beaucourt einfach einen Teil der königlichen Gesandtschaft zurückreisen lässt.

<sup>2</sup> Bericht des Strassburger Abgesandten Lienhart Drachenfeils Altammeister an Strassburg vom 30. November. AA 190 or. ch.

<sup>3</sup> Schilter, p. 939.

<sup>4</sup> Schreiben des Nürnberger Abgeordneten Berthold Volkmer an Nürnberg vom 17. Dezember bei Janssen II, 1 nr. 119.

dem König in Unterhandlungen zu treten, dass mit Beginn des Frühlings wenigstens die Schinder das Land räumten. Zu dem Zwecke begab sich der Erzbischof zu König Karl nach Nancy. Die Verhandlungen waren glatt; es war ausserordentlich liebenswürdig, dass der König die Ausschreitungen seiner Truppen bedauerte, aber während des Winters könnten sie doch nirgend anders wohin kommen. Das war auch die Ansicht des Erzbischofs; es war selbstverständlich, dass die Armagnaken während des Winters im Lande blieben. Es wurde verabredet, dass am 21. Dezember Kurfürst Ludwig seine Botschaft zu Trier haben sollte, wo mit königlichen Gesandten die näheren Bedingungen des Abzuges festgestellt werden sollten. Wenn gleichzeitig vorgesehen wurde, dass Verabredungen getroffen werden sollten, damit die Armagnaken mit ihren Quartieren nicht weiter um sich griffen, auch keinen Schaden mehr anrichteten und beim Abzug sich aller Schädigung an Städten und Schlössern enthielten,<sup>1</sup> so hiess das bloss Sand in die Augen streuen; das Gericht, welches König und Fürsten dem Elsass bereitet hatten, sollte bloss etwas schmackhafter gemacht werden. König Karl wusste ebensowohl wie der Erzbischof, dass solches bei Banden, wie die Schinder waren, gar nicht durchführbar war.

Das Unglaubliche war also wirklich geschehen! Den ganzen Winter über sollte das unglückliche Land den furchtbaren Feind noch ertragen; niemand im weiten deutschen Reiche rührte sich, die durch Hunger und Kälte arg geschwächten Armagnaken aus dem Lande zu verjagen. Nur die Städte hatten sich innerhalb ihres beschränkten Gesichtskreises zur Hilfe bereit erklärt und dieselbe auch geleistet. Die Erbitterung gegen König und Fürsten musste noch steigen, als nun auch diese Mannschaften, nachdem die Reichsheerfahrt endgültig aufgegeben war, heimwärts zogen. Die, welche die Fahne des Widerstandes noch hoch trugen, waren also ganz allein auf ihre eigene Kraft angewiesen.

## KAPITEL IX.

### Das Treiben der Schinder im Elsass und der kleine Krieg wider sie. Der Friede zu Trier.

«Ich hörte und sah so grässliche und grausame Handlungen, wie sie niemals gehört und gesehen worden sind von irgend jemand, und nicht möchte ein Mensch es fertig bringen, jene Marterarten zu ersinnen, welche sie an den armen Leuten ausübten, die in ihre Hände fallen; wahrhaftig, ich zittere, so oft

<sup>1</sup> Hagenau an Strassburg. dat. 15. Dezember bei Schilter 959. — AA 192 or. ch.

ich nur daran denke.» So schildert uns der Präzeptor von Isenheim, jener gewiss unparteiische Berichterstatler, das Treiben der Armagnaken, nachdem er drei Tage lang mitten unter ihnen bei ihrem Einmarsch in die Grafschaft Mümpelgart verweilt hatte. Wenn der feinfühlende Mann davor zurückschreckte, das grässliche Schauspiel, das sich ihm darbot, näher zu beschreiben, so sind zwar unsere Chronisten aus härterem Stoffe, aber auch sie betonen, dass sie sich davor sträuben, alles das zu erzählen, was jene Scheusale gethan; und doch ist in ihren Erzählungen und in den sonstigen Berichten gar manches, was wir Bedenken tragen müssen dem Leser anzuvertrauen.

In dieser Zeit,<sup>1</sup> wird uns berichtet, gebahrten sich die Armagnaken, als ob das Land heidnisch und die Leute darin alle ungläubig, Mörder oder Ketzler wären; denn sie schonten niemand, weder in Kirchen, Klöstern, geweihten und gefreiten Orten, noch in Städten, Dörfern oder auf dem Felde. Wo sie die Leute antrafen, Geistliche oder Weltliche, Priester oder Laien, Männer und Frauen, Knaben und Töchter, Alt und Jung, da schlugen und stachen sie viele zu Tode; etlichen rissen sie die Kehle ab, andere schlugen und stachen sie übel wund und liessen sie für tot liegen. Selbst in den Kirchen stachen sie die Leute zu Tode und schütteten das heilige Sakrament aus und nahmen die Monstranz; ebenso verfahren sie mit dem heiligen Oel. Auch nahmen sie alle Kelche und Kleinodien und Heiltümer mit Silber beschlagen und fingen die Priester und schätzten sie um Geld; denn all ihr Sinnen und Trachten war auf Gut gerichtet. Frauen und Jungfrauen, Jung und Alt, das Kind in der Wiege musste sich freilösen. Selbst die Kinderbetterinnen waren nicht frei; sie warfen sie aus ihren Betten und begingen ihren Mutwillen mit ihnen. Manche fromme Frau und Jungfrau haben sie geschändet und mit ihnen gelebt nach ungewöhnlichen Dingen, dass sie tot und gestorben sind, und sie haben junge Töchter, die da unter ihren Jahren waren, übel behandelt, dass sie starben und Märtyrer wurden.<sup>2</sup> Die alten Weiber aber wurden zu Brunnenschwengeln gemacht. Die Gefangenen marterten und peinigten sie jämmerlich; etlichen banden sie Hände und Füsse zusammen und liessen sie also gebunden Tag und Nacht liegen, dass ihnen die Haut und das Fleisch über die Bande gross aufschwoll und grosse Blattern entstanden, und vielfach drangen die Bande durch das Fleisch bis auf das Gebein. Etlichen schlugen sie Hände

<sup>1</sup> Die folgende Darstellung beruht hauptsächlich auf den Erzählungen der Fortsetzungen des Königshofen bei Schilter und Mone und der Chronik des Maternus Berler im Code historique de Strasbourg II.

<sup>2</sup> Cfr. hierzu auch Wülcker.

und Füsse durch so enge Löcher in Hölzern und Dielen, dass die Glieder wund wurden, und so lagen einzelne so lange, dass sie der Marter halb starben; andere töteten sich selbst, da sie sahen, dass sie doch gelähmt waren. Oft auch schlossen sie die Leute in grosse Kisten; darin mussten sie liegen Tag und Nacht in grosser Pein und Marter, dass viele darin starben und erstickten. Da vielfach die Mühlen zerstört waren, so richteten sie viele Mühlen ein, die man herumzog wie einen Senfstein. Da mussten die Gefangenen tags die Mühlen herumziehen — wie das heutzutage vielfach von Pferden und in barbarischer Weise von Hunden zuweilen geschieht — und ihnen all ihr Korn mahlen. «Und wenn einer also den Tag über gezogen hatte, dass ihm der Blutschweiss über den ganzen Leib rann, so musste er des Nachts dann wieder in die Kiste; die war ihm dann aber zu eng und er konnte sich nicht darin strecken» und dazu gaben sie den Gefangenen nicht halb satt zu essen. Was man aber den Schindern eigentlich am meisten zum Vorwurf machte, war, dass sie von ihren Gefangenen ein Lösegeld forderten, welches dieselben in den meisten Fällen selbst mit Preisgebung ihres ganzen Vermögens nicht erschwingen konnten, und so sahen sie sich rettungslos der ärgsten Peinigung preisgegeben. Oft genug kam es auch vor, dass, wenn einer nun wirklich ausgelöst werden sollte, der Ueberbringer des Geldes von anderen Armagnaken ausgeplündert und ermordet wurde. In dem strengen Winter erstarrten auch einzelne Gefangene vor Frost, anderen froren Füsse und Zehen ab; denn sobald sie jemand gefangen hatten, zogen sie ihm seine Kleider, Hosen und Schuhe aus und legten ihn so nackt ins Gefängnis. Andere Unglückliche verbrannten in ihrem Kerker, wenn die Bösewichter bei ihrem Abzuge die Häuser anzündeten, ohne ihren Opfern vorher die Bande zu lösen. So waren diejenigen noch glücklich zu preisen, welchen es vergönt war, mit Weib und Kind aus den von den Feinden besetzten Orten das nackte Leben zu retten, aber wenn sie dann hilflos umherirrend an solche Plätze kamen, die sich wider den Feind gehalten hatten, so wurden sie vielfach schnöde zurückgewiesen, indem man sie des Verrates bezichtigte, weil sie die Armagnaken eingelassen hatten. Und so mussten sie dann den Wanderstab weiter setzen wie die elenden Wanderer, die man nennt die Heiden,<sup>1</sup> und weiter in fremde Lande ziehen, schreiend und weinend und sich von Almosen nährend, während sie doch Gut genug gehabt hatten, das jetzt die armen Gecken vergeudeten und verprassten.

So trieben es die Armagnaken an zwei Monate, ohne dass sie eigentlich irgend einen Widerstand ausser bei den Reichs-

<sup>1</sup> Zigeuner.

städten fanden; und man muss sich immerhin noch erstaunt fragen, wie es kam, dass die sonst so waffenfrohe Bevölkerung sich so willenlos unter dies Joch beugte. Da ist doch zu erwägen, dass nicht bloss der Adel die Armagnaken als seine Bundesgenossen betrachtete, sondern dass sie auch dem gemeinen Mann als Freunde und Verbündete wider die Schweizer erschienen. Als solche wurden sie begrüsst und im Sundgau und in den Waldstädten aufgenommen. Einiges wollte man gewiss gern von dieser wilden Soldateska hinnehmen, wenn man nur dadurch vor den Schweizern bewahrt blieb, die man ebenso sehr hasste wie fürchtete. Wie wären sonst die so ängstlichen Städte dazu gekommen, den Armagnaken die Thore zu öffnen! Man täuscht sich darüber oft und ist wohl geneigt, in der damaligen Zeit Zuneigung bei der Bevölkerung für die Eidgenossen zu vermuten. Liebe fanden diese wildtrotzigen, rohen, raubgierigen Gesellen nirgends. In den Reichsstädten wurde ihnen eine ängstliche Achtung gezollt; unter der oberländischen Bevölkerung fanden sie eine sehr kräftige und durchaus berechnete Abneigung. Nichts kann in dieser Hinsicht bezeichnender sein als jene Geschichte, die uns der Fortsetzer des Königshofen erzählt. Oben im Lande fing ein Geck einen Schweizer; der Geck konnte kein Deutsch und der Schweizer kein Welsch. Da kam ein Sundgauer hinzu, der konnte beide Sprachen. Als nun der Geck den Schweizer bei der Gurgel hatte und 100 Kronen begehrte, da war der Schweizer dessen zufrieden und hätte auch noch mehr gegeben. Der Welsche fragte nun den Sundgauer, was jener sagte, und dieser antwortete: der Schweizer sagt, dass er keinen Pfennig geben will, worauf der Geck dem Schweizer die Gurgel abstach. Als nun der Sundgauer gefragt wurde, warum er nicht die Wahrheit geredet, sagte er, er wäre gut österreichisch und daher beiden nicht hold gewesen; deshalb so gönnte ich dem Walen das Geld nicht, so gönnte ich auch dem Schweizer das Leben nicht.

In ähnlicher Weise war auch der Widerstand im übrigen Elsass gelähmt. Kurfürst Ludwig hatte allzu sehr gebaut auf die trügerischen Verheissungen des Dauphin; wohl hatte man sich darauf gefasst gemacht, dass einzelne Scharen Streifzüge ins Land unternehmen könnten; aber dass der Dauphin, der Freund des Königs, der für ihn die Schweizer besiegt hatte, das heilige römische Reich antasten und das Elsass besetzen könnte, an diese Möglichkeit konnte oder wollte man nicht glauben. Sonst lässt sich überhaupt nicht erklären, dass nichts geschehen war, um die Elemente des Widerstandes, die doch vorhanden waren, zu sammeln. Und als nun dennoch das Unerwartete geschah, war die Lage noch immer so unklar wie bisher. Niemand konnte wissen, welche Veränderung sich in dem Verhältnis zwischen König Friedrich und Dauphin Ludwig vollzogen hatte; erklärten

doch die Armagnaken selber, dass sie im Namen des Königs kämen, dass dieser ihnen das Land zum Quartier angewiesen hätte. Als sich die Lage dann klärte, war es zu spät. Der Adel hielt auch jetzt noch zum bei weitem grössten Teile zu den Armagnaken und erkaufte sich durch feige Unterwürfigkeit Schonung auf Kosten der übrigen Bevölkerung. Im Unterelsass war der Krieg immerhin noch leichter zu organisieren; hier bildete Strassburg den natürlichen Mittelpunkt alles Widerstandes; zudem konnten hier die Streitkräfte der Pfalz leicht eingreifen; ausserdem hielten die Herren von Lichtenberg zu der guten Sache, und auch die Grafen von Lützelstein hatten sich von den Armagnaken losgesagt, seitdem Herr Johann von Finstingen an der Spitze der Engländer so schonungslos ihre Grafschaft verwüstet hatte, während allerdings der leichtsinnige Bischof Ruprecht für die Verteidigung des Elsass vollständig fortfiel. Schlimm sah es dagegen im Oberland aus. Hier waren es lediglich die paar Reichsstädte, die das Banner des Reiches aufrecht hielten. Sehnsüchtig schauten sie aus nach Hilfe vom Landvogt. Alles stände auf dem Spiel, schrieb Colmar am 18. September an den Unterlandvogt Reinhart von Neiperg;<sup>1</sup> wenn nicht bald Hilfe käme, würde das gemeine Volk in Stadt und Land sich zur Selbsthilfe erheben. Die Erbitterung des Volkes sei unbeschreiblich. Es sage: wir haben Könige, Landvögte, Herren, die da gerne nehmen, aber wenn es gilt, uns zu schützen und zu schirmen, da will keiner helfen. Den Bauern leuchtete das Beispiel ihrer rechtsrheinischen Brüder vor, aber während sich dort der Adel an die Spitze der Bewegung gestellt hatte, war hier niemand, welcher die Elemente des Widerstandes sammelte und den Volkskrieg entfesselte. Der Landvogt wusste sich nicht anders zu helfen, als auf erneuten Tagen über Mittel der Abhilfe zu beraten, und schaute sehnsüchtig mit den Reichsstädten nach der Reichshilfe aus. Immer gefährdeter wurde ihre Lage, da sie nicht stark genug waren, ihrerseits zum Angriffe vorzugehen, und rat- und thatlos von ihren Mauern aus zusehen mussten, wie der Feind die Weinberge ablas und die reiche Ernte entweder einbrachte oder mutwillig zerstörte. Um so höher müssen wir es Colmar anrechnen, dass es einer schweren irdischen Versuchung manhaft widerstand und durch sein Beispiel auch die übrigen Reichsstädte ermutigte, dass sie ihr nicht unterlagen.

Die Herzöge von Lothringen hatten immer mit einem Fuss im Elsass gestanden, und Colmar und Schlettstadt hatten am 14. September 1399 mit Herzog Karl dem Kühnen von Lothringen einen Schutzvertrag auf zehn Jahre geschlossen, der bis zum Jahre 1420 in Kraft blieb und dann mit Herzog Karl am 25. Mai

<sup>1</sup> Mülhauser Urkundenbuch II, 128 nr. 613.

1431 auf zehn Jahre erneuert wurde, wobei auch Kaisersberg mit einbegriffen ward. Derselbe war somit im Jahre 1444 abgelaufen,<sup>1</sup> und jetzt liess Herzog René durch Herrn Maximin von Rappoltstein an Colmar den Vorschlag gelangen, jenen Schutzvertrag zu erneuern, wogegen er versprach, dass König Karl und der Dauphin denselben bestätigen und anerkennen würden. Augenscheinlich bedeutete dieser Vorschlag jetzt etwas anderes als in früherer Zeit; was die Stadt damals vorteilhaft gefunden, dem Herzog von Lothringen zu gewähren, musste ihr bedenklich erscheinen und Anstoss erregen, seitdem ein französischer Prinz Herzog von Lothringen geworden, der im engsten Bund mit König Karl und dem Dauphin stand. So war die Stadt denn entschlossen, den Vorschlag abzulehnen, hielt es aber für ratsam, zunächst mit der entscheidenden Antwort zurückzuhalten,<sup>2</sup> und riet dasselbe Verfahren auch Schlettstadt und Kaisersberg an,<sup>3</sup> die bereit gewesen waren, den Eröffnungen des Herrn von Rappoltstein Folge zu geben. Hingegen waren Colmar die Erbietungen des Lothringer Herzogs insofern willkommen, als es gegenüber dem Oberlandvogt Kurfürst Ludwig mit dem Anschluss an Lothringen drohen konnten, wenn nicht bald Hilfe käme.<sup>4</sup> Aber wenn auch fernerhin die Stadt auf sich allein angewiesen blieb, von jenen Vorschlägen wollte sie doch nichts wissen, und als nach dem endgültigen Scheitern der Reichsheerfahrt König René die Zeit für gekommen erachtete, dass die Städte sich willfährig beweisen würden, und sich nochmals durch den Herrn von Rappoltstein an jene drei Städte wandte, da beharrte Colmar trotz seiner Bedrängnis und Not auf dem bisherigen Standpunkte und wusste auch die beiden anderen Städte vor jener Anfechtung zu bewahren.<sup>5</sup>

Da die Hilferufe an die Herren der Welt vergebens erschollen, so wandte sich Colmar an den Herrn des Himmels um Hilfe, und wir dürfen wohl annehmen, dass jene Städte,

<sup>1</sup> Mülhauser Urkundenbuch II, 131, Note. In den Werken von Calmet und Digot findet man nichts hierüber.

<sup>2</sup> Antwort an den Herrn von Rappoltstein am 24. September. Mülhauser Urkb. II, nr. 614.

<sup>3</sup> Oktober 6. Mülhauser Urkb. II, nr. 616.

<sup>4</sup> Oktober 6. nr. 617.

<sup>5</sup> Auf das bei Schilter 999 veröffentlichte Schreiben von König René ohne Adresse vom 13 November bezieht sich Colmar in seiner Antwort an den von Rappoltstein am 23. November. Mülhauser Urkb. II, p. 139 nr. 620. Jenes Schreiben ist demnach nicht, wie aus Schilter hervorgehen könnte, an Strassburg gerichtet, sondern an eine jener drei Städte. Möglicherweise sollte der in dem Schreiben beglaubigte Herr Johann von Finstingen auch bei anderen Städten solche Schritte thun. — Im Strassburger St.-A. AA 183 befinden sich drei solcher Schreiben ineinander geheftet, mit Siegel, aber ohne Adresse.

die sich in ähnlicher Bedrängnis fanden, auch in derselben Weise zum Himmel ihre Zuflucht nahmen. Es konnte nicht anders sein, der Zorn Gottes musste auf der Stadt lasten, und ihn galt es zu besänftigen. Da hatten fromme Leute entdeckt, dass Gott vielleicht deshalb den Colmarern zürne, weil an so hohen Feiertagen, wie Christi Himmelfahrt, Fronleichnam und am Feste des Schutzpatrons der Stadt, des heiligen Martinus, Messen und Märkte abgehalten wurden. Diesen Missbrauch beschloss<sup>1</sup> der Stadtrat abzustellen, und zum ewigen Angedenken sollte dieser Beschluss in das Ratsbuch eingetragen werden. Als aber die Bedrängnis nur noch mehr wuchs, suchte der Stadtrat nach anderen Ursachen des göttlichen Zornes, der sich der Stadt so furchtbar erwies, und er glaubte, dass vielleicht jene unselige Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit, namentlich beim Spiel, bei Gott und seinen heiligen Gliedern zu schwören, die Ursache gewesen, weshalb der Allerhöchste solche Bedrängnis über die Stadt verhängt hätte. Daher wurde das Verbot erlassen, dass niemand weder bei den Gliedern Gottes, einerlei ob man das heilige Blut hinzufüge, noch bei der Gottesmutter oder den Heiligen schwöre.<sup>2</sup> Ein anderer Ratsbeschluss desselben Tages verbot alle Spiele, bei denen Geld zu gewinnen oder zu verlieren wäre, ausgenommen das Brett- und Kartenspiel, vorausgesetzt dass der Einsatz einen Heller nicht überstiege. Einschneidender war noch ein anderer Beschluss, wonach alle öffentlichen Dirnen, einerlei ob aus Colmar oder auswärtige, binnen 15 Tagen die Stadt zu verlassen hätten, in anbetracht dass das Laster der Unzucht immer weiter um sich griffe und vielleicht den Zorn Gottes heraufbeschworen hätte.

Leider beschränkt sich hierauf unsere Kenntnis; die Armagnaken beherrschten hier eben vollständig die Landschaft, und die wenigen Reichsstädte waren ausschliesslich auf die Defensive angewiesen. Viel schlimmer stand es aber noch im Sundgau, wo seitens der österreichischen Herrschaft auch nicht das Geringste geschah, um die arme Bevölkerung gegen die Schinder zu schützen. Das härteste Schicksal traf in dieser Hinsicht Ensisheim.<sup>3</sup> Wie die meisten österreichischen Städte hatte auch die Landeshauptstadt die Armagnaken auf Treu und Glauben eingelassen und mit offenen Armen empfangen; ja, es wurde

<sup>1</sup> Oktober 2. Rev. d'Alsace, Jahrgang 1887, p. 169 nr. 58.

<sup>2</sup> Am 19. Dezember. Revue d'Alsace l. c. p. 177 nr. 72. Es ist schade, dass Mossmann diese so interessanten Ratsbeschlüsse nur in der modernen französischen Uebersetzung mitgeteilt hat.

<sup>3</sup> Cfr. das bewegliche Klageschreiben der Stadt an Herzog Albrecht vom 11. Dezember bei Chmel, Materialien 1153; dazu die Chronik von Maternus Berler im Code historique de Strasbourg II, 59 und die Fortsetzung des Königshofen bei Mone III, 530.

den Bürgern sogar zum Vorwurf gemacht, dass sie an den Plünderungszügen der Armagnaken teilgenommen und ihnen geholfen hätten in den Dörfern Gundelsheim, Orschweiler, Westhalden und Sulzmatt sowie an etlichen Stellen im Rufacher Bann den Wein abzulesen. Ihr Zutrauen wurde ihnen übel genug gelohnt. Noch während der Dauphin sich in der Stadt aufhielt, wurde sie hart gehalten. Während der Landvogt Markgraf Wilhelm von Baden mit dem Dauphin abgemacht hatte, dass er mit nicht mehr als 400 Pferden und nicht länger als bis zur Rückkehr seiner Gesandtschaft von Nürnberg sich in Ensisheim einlagern und alle Bedürfnisse bezahlen sollte, hatte derselbe 3000 bis 4000 Pferde in die Stadt gelegt und nichts gezahlt. Als dann der Dauphin abzog, wurde es noch schlimmer; die beiden Häupter der Armagnaken, der Graf von Dammartin und Blancheflor, mit ihren Scharen wurden dahin verlegt, und jetzt sollte das Städtchen mehr als 6000 Pferde beherbergen. Die Bürger mussten ihre Häuser verlassen, und die Pferde wurden in Stuben und Kammern eingestellt, und schliesslich fasste die Bürgerschaft den Entschluss, lieber alles im Stich zu lassen, um sich nur den immer zunehmenden Quälereien zu entziehen. Gegen ein Geleitsgeld von 30 Gulden dafür, dass sie ihr nacktes Leben aus der halb verbrannten Stadt retten durften, zogen sie mit Weib und Kind, im ganzen 706 Menschen,<sup>1</sup> Mitte Dezember in grimmigem Winter ab und fanden Aufnahme in den Städten Freiburg, Breisach und Neuenburg.<sup>2</sup> Da waren die Bewohner der festen Plätze Thann, Masmünster und Belfort sowie von Gebweiler und Mülhausen noch glücklich zu preisen, die sich vom Feinde wenigstens freigehalten hatten, so sehr sie auch bedrängt wurden.

Ganz anders sah es im Unterelsass aus, und hier wurde den Armagnaken das Leben sauer genug gemacht. Zunächst hatte Strassburg sich selbst in stattlichen Verteidigungszustand gesetzt und einen ausgedehnten Wachdienst eingeführt, um

<sup>1</sup> Die Thanner Annalen von Tschamser p. 573 enthalten noch folgende wunderbare Erzählung: Den 1. Februar (das Datum ist auf alle Fälle falsch) nahm Ludowicus der Dauphin Ensisheim ein und machte aus der schönen neuen Lützler Kapelle, so der Mutter Gottes zu Ehren geweiht war, einen Rossstall. Um Mitternacht sahen die Stallknecht ein Weibsbild in einem schneeweissen Kleide und mit himmlischem Glanz schimmernd dahergehen und alle Pferde ablösen und fortjagen; diese wurden alle so wild und taub, dass sie in der Stadt herumliefen und die ganze Stadt in Schrecken setzten. Als dies Wunder auskommen, liess man die Kapell aussäubern und hierfür in grössern Ehren halten.

<sup>2</sup> Die Erzählung bei Berler weicht von dem Bericht der Bürgerschaft erheblich ab. Berler lässt sie alle ihre Barschaft mitnehmen und dann in der Hart von den Armagnaken überfallen und berauben.

vor jeder Ueberrumpelung, wovor man sich bei den Armagnaken am meisten hüten musste, sicher zu sein.<sup>1</sup> Dieser Wachdienst traf einen jeden ohne Unterschied der Person, Pfaffen, Ritter und Knechte, wohin er beschieden ward. Um Weihnachten trat einige Erleichterung ein, insofern jedermann, Edel und Uedel, Pfaffen und Laien, Huren und Buben, wöchentlich 6 Heller zahlen musste, wofür die Stadt Wächter an den Thoren besoldete mit 8 Schilling für die Woche. Wenn dann des heiligen Geistes Glocke zum Sturm ertönte, so sollte sich jedermann in den Harnisch werfen, Pfaffen und Laien, und so wie das einem jeden zugewiesen war, ein Teil an den Salzhof,<sup>2</sup> ein Teil vor das Münster, ein Teil auf den Weinmarkt ziehen. Es war überhaupt ein schönes Zeichen für die Einigkeit in der Stadt gegenüber der Gefahr von aussen, dass sowohl die Domherrn vom hohen Stift wie die Grafen von Helfenstein und Leiningen als auch die Mitglieder der anderen Stifter Lieb und Leid mit der Stadt erduldeten und auf das gegebene Zeichen mit der Menge vor den Salzhof zogen. Der Wachdienst an den Thoren verursachte auch sonst erhebliche Kosten, und so waren Meister, Rat und die Einundzwanzig übereingekommen, dass, wer im Dienste der Stadt Hengst und Pferde unterhielt, von jedem Hengst ein Ort eines Gulden und von jedem Pferde ebensoviel zahlen sollte; der Betrag für ein halbes Pferd war zwei Schilling; sonst musste ein jeder, Mann oder Frau, der ansässig war oder Eigengut hatte, einen Schilling geben; nur arme Bettler waren ausgenommen. Auch die Kirche wurde herangezogen; jedes Kloster hatte zwei, eine «samenung»<sup>3</sup> einen Gulden zu zahlen. Auf einen Domherrn kamen zwei Schilling, auf jede andere geweihte Person, die eine Pfründe hatte, ein Schilling. Die Beträge selbst wurden von dazu bestellten Bürgern, die von Haus zu Haus gingen, erhoben und in den Pfennigturm abgeliefert.<sup>4</sup>

Ein Hauptaugenmerk richtete die Stadt, die auf die Drangsale einer Belagerung gefasst sein musste, auf einen ausreichenden Vorrat von Lebensmitteln. Daher stellte der Rat genaue Erhebungen an, einerseits wie viel Personen in jedem Hause waren, dann aber

<sup>1</sup> Fortsetzung des Königshofen III, 531.

<sup>2</sup> Heute Kaufhausgasse; cfr. Schmidt, Strassburger Gassen- und Häusernamen, 2. Auflage, p. 148.

<sup>3</sup> Convent.

<sup>4</sup> Ratsbeschluss ohne Datum im Strassburger St.-A. AA 194. Es lässt sich daher auch nicht feststellen, in welchem Verhältnis diese Steuer zu der von der Fortsetzung des Königshofen erwähnten Leistung steht. Dass Strassburg finanzielle Schwierigkeiten hatte, beweist auch die Thatsache, dass Strassburg bei Duisburg eine Anleihe von 6000 Gulden zu machen suchte, was diese Stadt am 8. Dezember ablehnte. — AA 189 or. ch.

auch wie viel Frucht, gedroschen und ungedroschen, jedes Haus enthielt,<sup>1</sup> und die Folge war, dass viele Flüchtlinge, die sich nicht über ausreichenden Lebensvorrat ausweisen konnten, die Stadt verlassen mussten.<sup>2</sup> Trotzdem aber war die Stadt überfüllt, und es werden nicht weniger als 3000 Landleute angegeben, die in Strassburg ihre Zuflucht gefunden hatten. Die mussten alle der Stadt schwören, gehorsam zu sein, was immer ihnen befohlen sein mochte. Mangel aber trat trotz der Zusammenhäufung von Menschen nicht ein, sondern obwohl Strassburg sowohl wie den anderen Städten, die sich gegen die Schinderhielten, der Elsässer Markt versperrt war, blieben die Lebensmittel doch sehr niedrig im Preise; denn jenseits des Rheins wuchs auch gar viel Wein und Frucht, was zu Schiff gegen Strassburg geführt wurde, und man gab den Roggen um sieben Schilling das Viertel, den Weizen um 8 und 9 Schilling, während ein Mass guter Markgräfler zu 3 und 4 Pfennigen verkauft wurde.<sup>3</sup> Sonst ruhten natürlich die Geschäfte, und für die Dauer des ganzen Krieges konnte weder vor einem geistlichen noch weltlichen Gericht irgend eine Schuld eingeklagt werden.

Es erübrigt noch einen Blick auf die damalige Wehrkraft der Stadt zu werfen. Ein genaues Bild darüber zu erlangen ist allerdings schwierig; denn wenn auch das Stadtarchiv<sup>4</sup> ein ausserordentlich reiches Material über den vorliegenden Fall enthält, so ist doch die Natur desselben schwer zu erkennen; in den meisten Fällen ist nicht zu erfahren, zu welchem Zweck die zahlreichen Namensverzeichnisse aus jener Zeit dienen sollen.<sup>5</sup> Zunächst liegt eine Liste sämtlicher Constofeler<sup>6</sup> vor, deren Zahl danach mit Einrechnung von 21 Witwen und Jungfrauen, die ebenfalls als Erbhinnen zur Haltung von Diensthengsten und Dienstpferden verpflichtet waren, 124 betrug. Von bekannten Geschlechtern sind hier die Bock mit 7, die Mühlheim mit 6 männlichen Mitgliedern und einer Jungfrau

<sup>1</sup> Ratsbeschluss ohne Datum in Strbg. St.-A. AA 194.

<sup>2</sup> So viele Flüchtlinge aus Rosheim. Eine solche Untersuchung fand statt am 28. Oktober. — Strbg. St.-A. AA 194.

<sup>3</sup> Schilter 948 Königshofen bei Mone III, 531 u. 532.

<sup>4</sup> AA 194.

<sup>5</sup> Immerhin liegt hier für den Statistiker eine dankbare Aufgabe vor.

<sup>6</sup> Die Constofler bilden das Stadtpatriziat, das im 15. Jahrhundert sich aus den beiden Klassen der Edlen und Bürger, d. h. den reichen grundbesitzenden Geschlechtern gebildet hatte. Sie mussten der Stadt den Rossdienst leisten und durften weder Kaufmannschaft noch Gewerbe treiben. — Hegel, Chroniken der deutschen Städte II, 963.

Gertrud v. M. vertreten. Eine andere Liste enthält die Namen der Personen, die Hengste und Pferde ziehen «von gebotz wegen». Es erscheinen hier die Constofeler mit 60 Hengsten und 63 Pferden; am stärksten sind die Bock hier mit 14 Hengsten und 2 Pferden vertreten, während die Mülnheim 12 Hengste und 1 Pferd unterhalten. Die übrigen Genossenschaften und Zünfte unterhalten 39 Hengste und 202 (204) Pferde, so dass die Gesamtziffer der im Dienste der Stadt unterhaltenen Hengste 99 und der Pferde 265 (267) beträgt. Das würde etwa 100 Gfelen ausmachen, insofern auf jede Gfefe immer ein Streithengst kommt, während die Zahl der Pferde zwischen drei und vier schwankt.

Ueber die sonstige dienstpflichtige Bürgerschaft der Stadt giebt uns eine Zählung Auskunft, die am 24. Januar 1444 vorgenommen worden war. Sie umfasst wie bei den Constofelern ausser den sesshaften Bürgern und Gesellen auch die Witwen und Jungfern, die sich im Besitz eines selbständigen Hausstandes befinden, und hat als Gesamtziffer 6544, die Constofeler mit einbegriffen. Diese Ziffer würde also den männlichen Bestand und gleichzeitig die Wehrkraft der Stadt darstellen; Witwen und Jungfern mussten entweder entsprechende Mannschaft unterhalten oder entsprechende Steuer zahlen. Wie viel Söldner Strassburg sonst noch in Dienst hatte, lässt sich nicht bestimmen; wir wissen nur, dass es von Ulm 61, von Augsburg 42 und von Nürnberg 53 Mann, vorwiegend Büchsen-schützen hatte. Dazu kam nun der bewaffnete Zuzug der Herren, mit denen Strassburg Dienstvertrag hatte oder die Ausbürger der Stadt waren, wie die Grafen von Fürstenberg; ihre Zahl lässt sich überhaupt nicht feststellen, kann aber nicht sehr gross gewesen sein. Mit diesen Mannschaften hatte Strassburg nicht bloss sich selbst zu verteidigen und den fählichen Krieg wider die Schinder zu führen, sondern eine Reihe von Plätzen besetzt zu halten. Da sind besonders zu nennen Benfeld, Burg Wörth an der Ill, der Kochersberg, während auf dem rechten Rheinufer die Strassburg gehörigen Orte Kenzingen und Ettenheim Besatzungen hatten.

Der eigentliche Kampf nun wider die Armagnaken begann hier erst, als der Reichskrieg wider sie erklärt war und so König Friedrich sich scheinbar von aller Verbindung mit ihnen losgesagt hatte. Freilich konnte die Stadt nicht daran denken, mit ihren Kräften den Feind aus dem Lande zu jagen, aber in dem kleinen Krieg, der mit der äussersten Erbitterung geführt wurde, wurden den Schindern doch sehr erhebliche Verluste beigebracht. «Da ward ihnen Tag und Nacht Abbruch gethan; wo sie aber die Ihren tot fanden, da begruben sie dieselben; die redlichen Leute legten sie in geweihte Erde, die bübischen verscharften sie auf freiem Felde oder wo es sich gerade traf, oder

sie verbrannten sie oder warfen sie in tiefes Wasser, so dass man die Grösse ihrer Verluste nicht erfahren konnte. Etliche blieben auch auf dem Felde liegen, dass die Hunde sie frassen wie andere Schelme.» Strassburg richtete sein Hauptaugenmerk darauf, dem Feinde seinen täglichen Unterhalt zu erschweren, und wenn es nach der Stadt gegangen wäre, so hätte man durch eine planmässige Verwüstung des platten Landes es dem Feinde unmöglich gemacht, sich den Winter über im Elsass zu halten. Wenigstens hielt es aber unbarmherzig darauf, alle Dörfer, in denen Armagnaken sich eingenistet hatten, zu verbrennen, und es liess sich darin auch nicht beirren durch die Drohungen zweier Kapitäne, dass sie für jedes Haus, das verbrannt werden würde, ein Dorf in der Nähe Strassburgs in Asche legen wollten.<sup>1</sup> Hauptsächlich war es die Gegend zwischen Strassburg und Schlettstadt sowohl in der Ebene als nach dem Gebirge zu mit Benfeld als Mittelpunkt, wo der tägliche Krieg in den Monaten November und Dezember mit der grössten Erbitterung geführt wurde. Schonung gab es da nicht. Die Strassburger pflegten ihre Gefangenen, wenn es nicht Männer von Rang waren, von denen ein hohes Lösegeld zu erwarten stand, zu ertränken; wie ein Chronist sich drastisch ausdrückt, sie gaben den Schindern ein kaltes Bad im Rhein, während sie zu Basel in den warmen Bädern herumlagen. Den Schindern war es aber jetzt, wo ein ungewöhnlich harter Winter eintrat, weniger um Geld als um Nahrungsmittel und Gerätschaften zu thun, und so schätzten sie ihre Gefangenen um Schuhe, Tuch, Hufnägel, Rosseisen und um — Häringe. Es ist in der That psychologisch interessant, dass diese Banditen sich ängstlich an die kirchlichen Fasten hielten und unter Umständen ein Schaf für einen Häring hingaben.<sup>2</sup> Hochachtung aber muss man vor dem wahrhaft antiken Heldensinn jener wackeren Bürger haben, die lieber ihre Angehörigen den qualvollsten Tod erliden liessen, als durch eine Auslösung in jener Art dem Feinde die Mittel zum Unterhalte gewährten. Am weitesten ging in dieser Hinsicht Strassburg, das selbst die Auslösung um Geld nicht zulies. Um so erbitterter musste daher auch die Stimmung gegen Städte wie Basel und Breisach sein, die dem Feinde freien Markt bei sich gewährten. Während Colmar sich in dieser Hinsicht schwer durch Breisach benachteiligt fühlte, war Strassburg namentlich gegen Basel in hohem Grade erbittert. Dieses hatte anfangs seinen Frieden mit dem Dauphin überhaupt zu verheimlichen gesucht aus Besorgnis vor der üblen Nachrede, die der Stadt dadurch erwachsen würde. Natürlich

<sup>1</sup> Schreiben von Jan Fol und Amé de Valperga an Strassburg. datum 1. November bei Tultey I, 311.

<sup>2</sup> Schilter 948.

ging das auf die Dauer nicht. Dann aber hatte Basel auch kein Bedenken getragen, rege Handelsbeziehungen mit den Armagnaken anzuknüpfen; nicht bloss verkauften sie ihnen Kleidungsstücke für den Winter, natürlich meistens gegen Beutestücke, sondern sie führten ihnen auch Salz und Eisen zu und lieferten Bretter und Dielen den Schindlern zu Befestigungszwecken nach Markolsheim. Letzteres leugnete Basel zwar, Strassburg blieb aber bei dieser Behauptung. Es erhob allenthalb Klagen wider die Stadt und brach alle Handelsbeziehungen mit ihr ab; und gegen den Basler Oberzunftmeister Ospernell wurden Drohungen laut, wenn er sich in Strassburg sehen liesse, würde man ihn in Stücke hauen.<sup>1</sup>

Der erste glückliche Handstreich geschah am 18. Oktober; an 100 Fussknechte von Strassburg und Benfeld überfielen die Burg zu Stotzheim, verbrannten den Vorhof der Burg, wobei über 40 der «Mörder» in den Flammen den Tod fanden, töteten ausserdem noch an 16 Feinde und erbeuteten an 30 reisige Pferde. Bald darauf gelang den Bürgern von Schlettstadt ein glücklicher Fang; sie griffen unfern ihrer Stadt einen Haufen des Volkes, der gerade gefüttert und Frucht aufgeladen hatte, an, erschlugen 16 Gecken, nahmen 4 gefangen, die ertränkt wurden, und erbeuteten 400 Viertel Korn und viele Pferde. Allerheiligen Abend<sup>2</sup> überfielen dann gegen 70 Strassburger Reisige unter Anführung von Hans Fülle von Geispolzheim und Walter Riff die Gecken in Sermersheim beim Füttern, erstachen ihrer über 30, nahmen gegen 10 gefangen, die nachher zu Strassburg ertränkt wurden, und gewannen gegen 72 gute und böse Pferde. — Kurze Zeit vorher (17. Oktober) war den Gecken auch ein Handstreich auf Mutzig fehlgeschlagen. Sie hatten versucht, die Stadt in der Nacht zu ersteigen, waren auch bereits in das «Porthüsel» eingedrungen und hatten dort ihr Hauptbanner aufgepflanzt, als die Bürger noch rechtzeitig das Vorhaben merkten, den Feind vertrieben und das Banner in ihre Gewalt brachten. — Auch Kurfürst Ludwig muss um diese Zeit einen Streifzug gegen die Schinder im Oberelsass unternommen haben.<sup>3</sup>

Am 5. November glückte Strassburg ein anderes Unternehmen. Tags zuvor waren anderthalbhundert Fussknechte gen Geispolsheim gerückt und waren von den Herren Beger in ihr Schloss aufgenommen. Tags darauf kamen mehr als 800 Gecken von der Rosheimer Besatzung hergeritten, um zu füttern. Sie luden wohl 50 Wagen mit Weizen, Korn und Heu und sonstigen

<sup>1</sup> Der Briefwechsel Basels mit Strassburg hierüber bei Schilter 970 ff.

<sup>2</sup> Oktober 31.

<sup>3</sup> Revue d'Alsace l. c. p. 174.

Vorräten auf. Als nun mehr als die Hälfte der Leute abgezogen war, da fielen die Gesellen aus dem Schloss über den hintersten Haufen, schossen mit Handbüchsen und Armbrüsten unter sie, jagten sie in die Flucht, erschlugen eine ziemliche Anzahl und erbeuteten mehr als 200 Pferde, gute und böse, auch ziemlich viel Harnische und Kürasse und brachten das alles ins Schloss. Viele der Feinde gingen auch zu Grunde in dem Dorfgraben, über den sie mit Pferd und Harnisch zu setzen suchten; ein Teil verbarg sich in den Scheunen unter Heu und Stroh. Als nun aber auf das Geschrei und den Lärm der übrige Teil des Volkes umkehrte, zogen sich die Fussknechte in das Schloss zurück, und da sie besorgten, das Volk würde sich ins Dorf einlagern, schossen sie es mit Feuerpfeilen in Brand, wobei viele jener Gecken in den Scheunen umkamen. Der Feind zog sich nach Rosheim zurück, die Gesellen, von denen nur einer wund geworden, nach Strassburg; der Beuteanteil eines jeden aber betrug 4 Gulden. Weniger von Bedeutung war ein neuer Auszug, den etwa 800 Gesellen zu Fuss am 10. November gen Mutzig machten; die hatten auf ihrer Fahne unseres herren martel, unsere Frau und einen Bundschuh.<sup>1</sup> Auf dem Wege gedachten sie Sulz zu überfallen, wo lange Gecken gelegen hatten. Die waren aber Tags zuvor fortgezogen. Sie beschränkten sich daher darauf, die dort befindlichen beiden Mühlen zu verbrennen, und kehrten erst am dritten Abend wieder heim; was sie aber da aussen verzehrten, bezahlten die von Mutzig. — Einige Tage später gingen an 200 Gesellen zu Fuss von Strassburg mit 40 Feuerpfeilen gen Niederehnheim und schossen an sechs Enden in die Vorstadt; und der Wind wehte so stark, dass die Vorstadt fast ganz abbrannte, und dass grosse Not und Geschrei darin erscholl, so dass man glaubte, dass viele Leute, Pferde und Gut verbrannt wären. — Am Gebirg hielten den Kampf gegen die Engländer aufrecht die Grafen von Lützelstein und Herr Walther von Thann zu Wasselnheim. Während Graf Wilhelm von Lützelstein die Engländer zu Iugenheim am 10. November überfiel, über 40 erschlug und 183 Pferde erbeutete, hatte Herr Walther einer Schar derselben, die gerade von der Fütterung kamen, einen Hinterhalt gelegt und schlug sie in die Flucht; und dabei fand der allergrösste und geradeste Mann, der im Heere der Armagnaken war, den Tod; sein Hengst aber, auf dem er erstochen ward, wurde verkauft um 350 Gulden; sein Geselle, der gefangen wurde, musste sich lösen um 1200 Gulden. Auch von Schlettstadt aus wurde rüstig der Kampf wider das böse Volk fortgesetzt, und der Stadt gelang es, namhafte Erfolge davonzutragen. Am 18. November erstachen die

<sup>1</sup> Es ist merkwürdig, wie dieses spätere Abzeichen der aufständigen Bauern schon damals und auch im Jahre 1439 gebraucht wurde.

Bürger 83 Gecken und an 100 Pferde, mussten sich dann zwar vor dem Feinde, der Verstärkung erhalten hatte, zurückziehen, aber erst nachdem sie ihm 500 Stück Vieh abgenommen hatten. Ebenso trugen die Bürger am 2. Dezember einen erheblichen Vorteil davon; an 1000 Mann stark waren sie bis auf Armbrustschussweite gen St. Pilt gerückt, um zu versuchen, es durch einen Handstreich zu nehmen, als sie einen Zug der Feinde von Gemar heranrücken sahen. Denen rückten sie stracks entgegen; die aber wandten sich gleich zur Flucht und liessen über 400 Viertel Korn zurück.<sup>1</sup>

Der Hauptteil des Kampfes jedoch wurde nach wie vor von Strassburg getragen; und es ward keine Gelegenheit vorbeigelassen, um dem Feinde Abbruch zu thun. Zwar misslang ein Sturm auf Scharrachbergheim; dann aber räumten freiwillig die Engländer ihre Stellung und zogen nach Lothringen ab, wie es scheint, durch das Weilerthal,<sup>2</sup> wo sie von den Bauern des Herrn Ulrich von Ratsamhausen am 5. Dezember überfallen wurden und an 60 Pferde und 2 grosse Weidsäcke mit Silbergeschirr und vieler Barschaft verloren. Strassburg aber benutzte sofort die Gelegenheit, bevor die Franzosen die von den Engländern verlassenen Stellungen besetzt hatten, und schickte eine Schar von 1000 Mann mit dem Banner unserer Frau unter Anführung von Rudolf Barpfennig am 4. Dezember gen Wangen. Da fanden sie keine Engelschen mehr, und sie zündeten nun die Stadt an und brannten sie mehr als halber ab, damit das böse Volk kein Lager mehr darin finden konnte. Die armen Bauern aber, die kaum ihre ersten Peiniger losgeworden waren, hatten allen Grund, die Strassburger nicht minder zu fürchten, und flüchteten sich in das Schloss, worin sie sich gegen die Schar Barpfennigs hielten. — Das bedeutendste Unternehmen dieses Jahres aber war der Zug gegen Marlenheim, das durch Herrn Dietrich von Kageneck den Gecken übergeben worden war. Am 17. Dezember zogen an 100 Pferde wohlgezapfnet und wohl 1400 Gesellen zu Fuss vor das Schloss, liefen mit Leitern über das Eis des Schlossgrabens an die Mauer und begannen zu stürmen, so dass die Gecken gar bald um Frieden schrien und sich erboten, das Schloss zu übergeben. Indem ward Herr Hans

<sup>1</sup> Ulrich von Ratsamhausen an Oberehnheim. dat. Niclaus obend. Oberehnheimer St.-A EE 6 or. ch.

<sup>2</sup> Bischof Ru. meldete bereits am 28. November, dass die Engländer, welche zu Westhofen, Wangen, Balbronn, Marlen und Bergheim lagen, am 29. oder 30. November abziehen würden, und schlug einen Ueberfall vor, falls sie den Weg wieder über die Zaberner Steige nehmen würden. AA 182 or. ch. — Am folgenden Tage erhielt Strassburg eine ähnliche Meldung, dass die Engelschen in dieser Woche abrücken wollten und dass ein Teil der Rosheimer Besatzung deren verlassene Stellungen besetzen würde. AA 190 or. ch.

Meistersheim, Altammeister, mit einer Axt von der SturMLEITER geschlagen und fiel durch das Eis in den Graben, und bis man ihn wieder aus dem Wasser auf das Eis brachte, war er tot. So ward auch Herr Martin Zorn von einer Büchse durch den Schenkel geschossen, dass er bald starb. Danach ward aber gestürmt, das Schlossthor aufgeschossen und aufgebrochen, und von den bösen Leuten wurden 36 erschlagen, ihre Pferde, Harnisch, Hab und Gut sowie 1300 fl. in barem Gelde, auch Büchsen und Pulver erbeutet, dazu das Schloss verbrannt und viele Früchte, Wein und Hausrat darin verdorben. Der Schall der Büchsenschüsse hatte inzwischen die Gecken aus den benachbarten Schlössern herbeigelockt, die nun auf Marlenheim zogen; aber auch die Strassburger erhielten eine willkommene Verstärkung durch die beiden Grafen von Lützelstein, die mit 60 Pferden von Mauersmünster her zu ihnen stiessen. Vor den Angriffen der berittenen Gecken hielten sie nun enge zusammen, und da sie wohl 100 Wagen bei sich hatten, worauf sie Wein und Frucht hatten laden wollen, teilten sie dieselben zu beiden Seiten um die Fussknechte, die jetzt innerhalb dieser fahrenden Wagenburg weiter marschierten; und es ritt Junker Jakob von Lützelstein vor den Wagen und Herr Wilhelm hinten nach mit den Schützen, die sie geteilt hatten. Also scharmützelten sie mit Geschütz zusammen, und Herr Wilhelm wurde durch einen Arm geschossen, und sonst wurden viele Gesellen wund geschossen. Da wurden zwei Schüsse aus Klotzbüchsen unter die Gecken gethan, davon ging der eine fehl, der andere aber traf, dass ihrer fünf davon getötet wurden. Wie man aber in Strassburg von der Sachlage hörte, liess man sofort eine Abteilung zu Ross und über 3000 zu Fuss ausrücken; und als die Gecken ihrer an der Musach ansichtig wurden, trabten sie zurück.

Hingegen gewannen sie damals die Burg zu Breuschwickersheim, worauf viel Gut geflüchtet war; hier war es auch, wo die Schurken ein hochschwangeres Weib, das sich nicht loskaufen konnte, an einen Baum hingen, so dass die Leibesfrucht lebendig von ihr ging; da nahm einer der Gecken das Kind und schlug es an den Baum, das Weib aber liessen sie hängen. Auch an einer anderen Stelle erlangten damals die Gecken einen Vorteil. Es zogen am 30. Dezember an 630 Bauern vom Kaiserstuhl und anderen Gegenden des rechten Rheinufer über den Rhein, überfielen und verjagten die Gecken in einem Dorf, als sie gerade füttern wollten, und kamen dann in Sicherheit gen Schlettstadt. Ihnen zogen aber 100 Gesellen über den Rhein nach. Da kamen aber etwa 16 Gecken über sie und jagten sie in die Flucht; etliche andere Gecken ritten noch hinzu, so dass ihrer an 40 wurden; die erstachen viele Bauern auf der Flucht zu Tode, und ein Teil entfloh in solcher Hast, dass sie in den Rhein sprangen und sich ertränkten. Also wurden an

60 Mann getödet und 40 gefangen gen Markolsheim geführt. Die 630 aber zogen aus Schlettstadt wieder ab und hielten redlich zusammen, so dass ihnen nichts geschah. Hätten sich die 100 Gesellen auch zusammengehalten und zur Wehr gesetzt, so wären sie auch wohl davongekommen, denn der bösen Leute waren wenig, und wenn ihrer auch viele gewesen wären, so waren sie doch nicht alle gut beritten und gewaffnet. Kaum der vierte Teil hatte Harnische, und wo einer ordentlich gerüstet war, da waren drei oder vier ungerüstet, ein Teil ohne alle Waffen, ein Teil ohne Schuhe oder ohne Hose oder ohne Kugelhut,<sup>1</sup> in wüsten, losen Kleidern gleichwie andere öde verlorene Buben, die Sommer und Winter nackt und bloss sind und nichts anderes haben, als was sie durch Mord und Raub gewinnen. Von solchen Bösewichtern war auch unzählig viel unter dem Volk, und sie hängten manchen armen Mann, der ihnen nichts geben konnte; — denn Reiche wandelten um jene Zeit nicht. Und wenn die Dorfleute nun meinten, sie könnten wohl durch die Wälder gehen, heimliche Notdurft zu suchen, da hatten die Bösewichter um und um viele bissige Hunde; die waren gezogen, die Leute in den Wäldern und im tiefen Horst zu suchen; und die fielen über sie her und bellten und bissen sie, bis dass die Bösewichter herbeikamen, welche die Leute also in den Wäldern jagten wie das Wildpret. Wo aber redlich kühne Gesellen an diese Bösewichter kamen und sie kecklich angriffen, da flohen die Schälke und liessen sich niederschlagen ohne Gegenwehr wie eine gebundene Kuh.

Das sind die Hauptereignisse aus jenem erbitterten Kampfe, der von Oktober bis Dezember geführt wurde und täglich Opfer verlangte. Fast überall hatten sich die Waffen der Strassburger und ihrer Verbündeten denen der Armagnaken überlegen erwiesen;<sup>2</sup> um so ungeduldiger warteten die wackeren Leute auf die Hilfe des Reiches, um dem Feind mit ganzer Macht zu Leibe zu gehen. Ueberall war eine gehobene Stimmung: «Deutscher Kriegsgesang tönte durch die Gaue, die unter dem Druck der Fremden seufzten, und selbst die Frauen sangen Kriegslieder auf ihren Bittgängen nach den heiligen Orten, und bei den Bauern tauchten Erinnerungen auf,<sup>3</sup> die man

<sup>1</sup> Sturnhaube.

<sup>2</sup> Tuetey und namentlich de Beaucourt vertreten die Ansicht, dass ein deutsches Heer sich mit den Armagnaken überhaupt nicht hätte messen können und dass Deutschland sich eigentlich glücklich schätzen müsste, dass es nicht in die Lage gekommen wäre mit einem so furchtbaren Feind sich messen zu müssen. Dawider ist doch zu betonen, dass die Erfahrungen im Elsass in keiner Weise den Ruf der Armagnaken bestätigen. Ueberall wo sie mit regulären Truppen Strassburgs zusammentreffen, haben sie den kürzeren gezogen.

<sup>3</sup> Man denke dabei an die Volkserhebung am rechten Rheinufer und an die Befürchtungen Colmars.

längst entschwinden glaubte, an die alte Freiheit und an die alten Volkskaiser: sie wollen schlagen und frei sein und den Kaiser gen Rom führen.»<sup>1</sup> Wie gross musste da die Erbitterung sein, als auch diese Heerfahrt wieder wendig ward; notwendigerweise mussten die nachteiligsten Gerüchte über die Fürsten im Lande Umlauf finden. Strassburg nahm jetzt selbst die Sache in die Hand, ob es sich nicht wenigstens machen liesse, die Kräfte des Landes zu vereinigen, um die von den Armagnaken besetzten festen Plätze zu erobern und sie zunächst aus dem Unterelsass zu vertreiben. Zu dem Zwecke fanden Mitte Dezember in Strassburg Beratungen statt, die in der That dazu führten, dass die Aufstellung eines Truppenkorps zu diesem Zwecke beschlossen wurde. Colmar, obwohl ringsum vom Feinde bedrängt, erklärte am 23. Dezember sich bereit, 400 Mann zu stellen, und meinte, dass auch Kaisersberg, Türkheim und Münster wenigstens 200 Mann dazu aufbringen würden.<sup>2</sup> Gleichzeitig regte es sich auch im Oberland; der Graf von Lupfen, Herr von Hohenlandsberg, der bis dahin mit den Armagnaken gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, that seinerseits jetzt Schritte, um einen gemeinschaftlichen Widerstand gegen den Feind ins Leben zu rufen, und lud zu dem Zwecke den Kanonikus Konrad von Bussnang, als derzeitigen Besitzer des Obermundats Rufach, den Herrn von Rappoltstein sowie die oberelsässischen Reichsstädte zu einem Tag auf den 21. Dezember nach Kiensheim ein.<sup>3</sup>

Das waren Ansätze zum Bessern, aber das Gelingen dieser Pläne musste notwendig abhängen von dem Ausgang der Verhandlungen, die um eben diese Zeit, am 21. Dezember, zu Trier stattfanden.

Unter Vermittlung der Erzbischöfe von Köln und Trier war es zwischen den französischen und pfälzischen Räten auf Grundlage der zwischen König Karl und Erzbischof Jakob getroffenen Abmachungen zu einer vorläufigen Vereinbarung<sup>4</sup> gekommen, die dann auf einem neuen Tag zu Trier am 10. Februar endgültig beschlossen werden sollte.<sup>5</sup> Danach verpflichteten sich König Karl und der Dauphin, im Monat Februar das Gebiet des Kurfürsten und des Bischofs Ruprecht sowie ihrer Verbündeten

<sup>1</sup> Schreiben Peters v. Hasselt bei Janssen, Frankreichs Rheingelüste p. 5.

<sup>2</sup> Strbg. St.-A. AA 186 or. ch. — Rev. d'Als. l. c. p. 179 nr. 75.

<sup>3</sup> Rev. d'Als. l. c. p. 178 nr. 73, p. 179 nr. 74.

<sup>4</sup> Schilter p. 956.

<sup>5</sup> Schreiben des Erzbischofs von Trier an die Herzöge Friedrich und Wilhelm von Sachsen worin er sie ersucht, ihre Räte zu dieser Tagfahrt zu entsenden. Westfalen-Rheinland im 15. Jahrh. (Publikationen aus den Staatsarchiven Bd. 34). p. 125.

und Schutzbefohlenen zu räumen und sich aller ferneren Feindseligkeiten wider die Städte der Landvogtei von Elsass, Strassburg, Speier, Worms, Mainz und die Städte des schwäbischen Bundes zu enthalten. Dagegen sollen auch die genannten Fürsten, denen Schaden geschehen ist durch des Königs oder des Dauphins Volk, um des Königs willen, durch dessen Anordnung das nicht geschehen ist, auf jeden Anspruch auf Schadensersatz gegenüber König Karl, dem Dauphin und König René verzichten. — Bis zu dem Abzug sollen alle Feindseligkeiten seitens der Fürsten und Städte wider die Armagnaken unterbleiben. Jedermann soll ihnen Nahrung und Kleidung verkaufen dürfen; jedoch darf dabei keinerlei Zwang seitens der Armagnaken stattfinden, und niemand gezwungen sein, sie in Städte, Dörfer und Schlösser aufzunehmen und einzulassen. Sehr bedeutsam sind nun die Bestimmungen über die von den Armagnaken besetzten Territorien des Hauses Habsburg. Bei dem Abzug sollen diese Gebiete einem noch näher zu bestimmenden Fürsten in Verwahrung übergeben werden; derselbe soll die Schlösser « behalten » und keinen Herzog von Oesterreich einlassen ohne ausdrückliche Zustimmung vom König Karl. Wenn aber dessen Zwestigkeiten mit den Herzögen von Oesterreich binnen Jahresfrist nicht beglichen sind, so sollen die Städte und Schlösser dem König wieder eingeräumt werden, jedoch gegen Erstattung der Kosten, die dem betreffenden Fürsten inzwischen erwachsen sind. Letztere Verpflichtung trifft auch die Herzöge von Oesterreich, bevor ihnen ihre Plätze wieder übergeben werden. Eine Forderung des Kurfürsten war dann noch, dass in den Friedensvertrag mit einbegriffen werden sollten sein Vetter Pfalzgraf Stephan und die beiden Grafen von Württemberg, denen das als Besitzern der Grafschaft Mumpelgart sowie der Herrschaft Reichenweier wesentlich zu statten kommen musste.

Fasst man diese Vorbedingungen in ihrer Gesamtheit ins Auge, so lässt sich nicht leugnen, dass sie günstig genug ausgefallen waren. Wenn man den Feind nun einmal mit der Schärfe des Schwertes nicht angreifen wollte, so musste man sich schon zufrieden geben, dass er die harten Wintermonate über einsteilen noch im Lande blieb, und es war viel, dass die Armagnaken schon im Februar abrücken und die besetzten Plätze ohne weitere Kosten einfach räumen sollten. Es gehörte freilich ein starker Glaube dazu, um anzunehmen, dass sie während der Zeit des Waffenstillstandes aufhören würden, die Einwohner zu schädigen, und ihren Abzug in der vorgeschriebenen Weise bewerkstelligten. Das musste dann notwendig Vergeltungsmassregeln hervorrufen. Deren konnten aber die Armagnaken sich erwehren; für den König von Frankreich musste der Gesichtspunkt massgebend sein, dass jetzt doch grössere Unternehmungen gegen sein Heer unterblieben, dass dieses in Ruhe seine Winterquartiere ge-

niessen konnte und dann im kommenden Frühjahr um so besser verwendbar war. Auffällig sind die Bestimmungen bezüglich der habsburgischen Territorien. Da bricht der Unmut auf beiden Seiten hervor, bei den Franzosen über den Bundesgenossen, der sie erst gerufen und dann verleugnet hatte, bei dem Fürsten über den König, der all diesen Jammer über das Land gebracht. Deshalb aber dem Pfalzgrafen «Perfidie» gegen das Haus Oesterreich und Liebäugeln mit dem Erbfeind deutscher Nation vorzuwerfen, beruht auf völliger Verkennung der Sachlage.<sup>1</sup> Nicht Kurfürst Ludwig, sondern König Friedrich hatte die Franzosen ins Land gerufen; jener hatte alles Mögliche versucht, um den Reichskrieg in Gang zu bringen, dieser hingegen hatte ihn hintertrieben, und wenn jetzt der Kurfürst von König und Reich verlassen, Unterhandlungen pflog, so hatte er keine Veranlassung, auch noch für die Interessen des Hauses Oesterreich zu sorgen. Das war freilich Egoismus, aber ein berechtigter gegenüber der Haltung des deutschen Königs, der die Folgen seiner Handlung tragen mochte. Anders aber stand es mit den beiden geistlichen Herren. An ihnen wäre es gewesen, eine solche Bestimmung, die immerhin für das Reich in hohem Grade schädigend war, fernzuhalten; ausserdem täuschten sie das Vertrauen, welches König Friedrich ihnen bewiesen hatte, als er sie noch auf dem Nürnberger Reichstag mit jenen Verhandlungen, die wir leider kennen gelernt haben, betraute. Beide schwammen aber vollständig im französischen Fahrwasser, und Erzbischof Dietrich von Köln hatte es um so eiliger, ans Ziel zu kommen, weil er selbst die Armagnaken wider den Herzog von Kleve und die Stadt Soest zu verwenden gedachte.

Inzwischen regte sich auch König Friedrich wieder. Bis dahin hatte er dem Gang der Dinge in unwandelbarer Ruhe zugehört, und es dauerte geraume Zeit, bis er Musse fand, König Karl zu antworten. Erst gegen Ende Dezember erwiderte er ihm nicht ohne Würde, ohne dass neue Gesichtspunkte in seinem Schreiben hervortreten, und bestimmte endlich auf seinen Wunsch einen Tag auf *reminiscere* (21. Februar) zu Mainz, zu welchem auch König René Gesandte schicken möchte.<sup>2</sup> Bald darauf, am 1. Januar, erliess er dann ein allgemeines Ausschreiben<sup>3</sup> ins Reich, in welchem er zu obigem Tage einlud, um das Beste und Nützlichste deutscher Lande gegenüber den Franzosen vorzunehmen, wobei er zugleich gegen den König von Frankreich und den König von Sicilien die Anklage erhob, dass

<sup>1</sup> Wie dies von Janssen in seiner sonst ja wohlgemeinten Schrift, Frankreichs Rheingelüste geschieht.

<sup>2</sup> dat. nach Thome bei Schilter 944-45 (ausserdem l. c. noch zwei Abdrücke), ebenso Fugger-Birken 557, Müller 269.

<sup>3</sup> Schilter 946. — AA 183 or. ch.

der Bischof von Augsburg von ihnen Antworten gebracht habe, wobei er «nicht Grundes noch Endes» verstehe; daher habe er es auch nicht für ziemlich gehalten, nochmals den König mit einer Botschaft zu besuchen, nachdem er das bisher mit-samt den Kurfürsten freundlich genug gethan habe. Falls es aber auf diesem Tage nicht zu einem guten Ende käme, sollten die Reichsstände sich mit seinen Bevollmächtigten, als welche er die Bischöfe von Augsburg und Würzburg und den Markgrafen Jakob von Baden beglaubigte,<sup>1</sup> aufs neue beraten, welche Massregeln in diesem Falle zu ergreifen wären, damit das Reich «solichs überlasts hinfür vertragen werde».<sup>2</sup>

Dieses Schreiben zugleich mit der Abschrift des Briefes an König Karl muss etwa um dieselbe Zeit in Strassburg angekommen sein, als auch Kurfürst Ludwig die Trierer Abmachungen wie an Strassburg so auch an die Elsässer Reichsstädte übersandte zugleich mit der Einladung, über die einzelnen Artikel auf einem Tage zu Strassburg am 21. Januar zu beraten.<sup>3</sup> Hier<sup>4</sup> waren eben die Räte des Kurfürsten, des Bischofs Ruprecht, der Graf Jakob von Lützelstein, die Bevollmächtigten von Colmar, Hagenau und Weissenburg und für die Ritterschaft Herr Siegfried von Oberkirch und Ulrich von Rathsamhausen versammelt gewesen, um ihre Beratungen über die gemeinschaftlich wider die Schinder zu ergreifenden Massregeln fortzusetzen; sie hatten dann aber ihre Beschlussfassung ausgesetzt, um zuvor den Abschied jenes Tages zu erfahren, den Kurfürsten und schwäbische Reichsstädte ebenfalls betreffs der Armagnaken am 6. Januar zu Mergentheim abhielten. Man kann sich daher wahrlich nicht wundern, wenn den biedern Strassburgern ob dieser schönen Beratungsaussichten nun doch endlich die Geduld ausging; zumal zu befürchten stand, dass die Sache, wenn sie auf einem Reichstag zur Beratung kam, sich endlos hinziehen würde. Die Stadt richtete daher an Kurfürst Ludwig ein in sehr deutlichen Ausdrücken gehaltenes, geharnischtes Schreiben. Nachdem man das Volk, wie auch abgeredet, um Martini wohl aus dem Lande hätte bringen können, liesse sich doch niemand das zu Herzen gehen, dieweil das Feuer sie nicht berühre. Um Gottes Willen möge man ihnen Beistand leisten, damit solcher Mutwille abgestellt würde, denn es seien schon 20,000 Personen im Lande ungekommen; wenn aber niemand mit ihnen Mitleid haben

<sup>1</sup> Chmel Reg. I, 190 nr. 1886.

<sup>2</sup> Der König beschwert sich ausserdem über die mannigfaltigen üblen Nachreden, die über ihn im Umlauf sind.

<sup>3</sup> Do. p. circumcis (Jan. 3). Schreiben von Pf. Ludwig an Strassburg bei Schilter 958.

<sup>4</sup> Am 2. Januar. Schreiben Colmars an Schlettstadt vom 5. Januar in Mülhauser Urkundenbuch II, nr. 625.

wollte, müssten sie die Schweizer zur Hilfe herbeirufen; was dann dem Reich und dem Hause Oesterreich daraus entstehen würde, das möge man ihnen nicht zumessen. Wenn dem Kaiser oder einem Kurfürsten im Reich etwas Leides widerfahre, müsste man in kürzester Frist zu Hilfe kommen oder man würde mit der Acht bedroht; jetzt aber, da die Stadt und das Land Not litten, achte es niemand.<sup>1</sup>

Als Kurfürst Ludwig dieses Schreiben erhielt, hielt er es nicht für ratsam, bis reminiscere auf den Tag zu Mainz und «auf des Kaisers Langsamkeit» zu warten. Strassburg hatte eben mit dem gedroht, was den Fürsten stets als ein drohendes Schreckgespenst vor Augen stand. Wenn Strassburg sich den Eidgenossen zuwandte, würden alle Städte im Elsass und Breisgau und die Reichsstädte nachfolgen. Dann würden zwar die Armagnaken verjagt werden, aber für das heilige Reich und das Haus Oesterreich würde ein zu mächtiger Bund entstehen. Und Bischof Ruprecht eilte zu dem Pfalzgrafen und drückte seine Befürchtung aus, dass, wenn ein solcher Bund zu stande käme, das ganze Land in andere Hände und nimmermehr zum heiligen Reich kommen würde; er würde sich dann auch dem Bunde anschliessen müssen oder den Verlust seines Bistums zu erwarten haben.

Unter diesen Umständen hielt es der Kurfürst nicht für ratsam, auf den Tag zu Mainz warten, der nur neue Verzögerungen in Aussicht stellte, sondern beschloss an der ursprünglichen Abmachung festzuhalten, dass am 10. Februar ein neuer Tag zu Trier behufs endgültiger Beschlussfassung stattfinden sollte. Dahin konnten die französischen Bevollmächtigten, unter denen Herr Pierre von Brézé und der unvermeidliche Finstingen zu nennen sind, ungefährdet gelangen, während ihnen der Weg zum Reichstag nach Mainz ausserdem auch versperrt war: denn die Erbitterung in den Städten war so gross, dass sie weder Geleit noch Sicherheit, sei es von König Friedrich noch von den andern Fürsten achteten, sondern unerbittlich einen jeden, der französisch redete, wenn sie seiner habhaft wurden, zum Tode brachten. So fand sich nicht einmal ein einziger Bote, welcher wagte, nach Mainz zu gehen, um dort um Verschiebung des Tages nachzusuchen.<sup>2</sup> Der Reichstag wartete daher vergeblich auf die Ankunft der angekündigten

<sup>1</sup> Schilter 1015 ohne Datum, aber mit ausdrücklicher Beziehung auf die beiden Schreiben des Königs. Ich würde das Schreiben sonst lieber in den Anfang Dezember rücken, als die Heerfahrt wiederum gescheitert war, wenn es nicht unmittelbar in Beziehung zu den beiden Schreiben König Friedrichs stünde.

<sup>2</sup> Remontrances faites par les ambassadeurs de Charles VII aux électeurs de l'empire assemblés à Bopart bei Tuetey II p. 149.

französischen Bevollmächtigten.<sup>1</sup> Hingegen kam es nun zu Trier<sup>2</sup> zum endgültigen Abschluss, nicht ohne dass wichtige Abänderungen an den vorläufigen Abmachungen getroffen worden waren. Es waren Kurfürst Ludwig und Bischof Ruprecht, die mit König Karl und dem Dauphin am 13. Februar übereinkamen, dass die Franzosen nicht mehr im Februar, sondern erst bis zum 20. März alles im Elsass eingenommene Gebiet, mochte es nun dem Reich, den Fürsten oder dem Hause Oesterreich angehören, räumen sollten. Jene für das Haus Oesterreich so nachtheilige Bedingung war also jetzt fortgefallen, die übrigen Abmachungen waren in den Vertrag aufgenommen worden.<sup>3</sup> Ausserdem war es Gegenstand einer besonderen Verabredung, dass die zuletzt gemachten Gefangenen gegenseitig ohne Lösegeld freigelassen werden sollten; jedoch sollten die gefangenen «Walen» erst beim Abzug ledig gelassen werden.

Kurfürst Ludwig aber schloss an demselben Tage, an dem er noch für einen weiteren Monat dem ihm zum Schutz befohlenen Elsass eine unerträgliche Last aufgebürdet hatte, ein Bündnis mit König Karl von Frankreich. Mit ihm thaten denselben Schritt die beiden Erzbischöfe und der Kurfürst von Sachsen. Es waren zum Teil Beweggründe kirchlicher Natur, indem diese Kurfürsten als Anhänger des Basler Konzils bei König Karl, dem Beschützer desselben, eine Stütze suchten gegenüber König Friedrich, der sich allmählich mehr auf Seite des Papstes Eugen neigte. Der Kurfürst von Sachsen wurde zudem noch bestimmt durch das Interesse seines Bruders Herzog Wilhelm, der mit französischer Hilfe das ihm gebührende Herzogtum Luxemburg dem Herzog von Burgund zu entreissen hoffte. Der Graf von Blankenheim machte dem sächsischen Abgeordneten Aussicht, wenn die Armagnaken das Elsass am 20. März geräumt hätten, würden sie binnen acht Wochen, spätestens binnen drei Monaten das ganze Land Luxemburg für Herzog Wilhelm erobern. Der Sachse war aber gewitzigt durch die Ereignisse im Elsass und fragte, wie es mit den eroberten Städten gehalten werden solle, ob die alle in der Weise beschädigt und Frauen und Jungfrauen «gesmeht» werden sollten wie bisher geschehen; solches würde seinem Herrn sehr schwer

<sup>1</sup> de Beaucourt l. c. p. 72.

<sup>2</sup> Ueber den Tag giebt wertvolle Nachrichten der Bericht des sächsischen Abgesandten Heinrich Engelhard bei Hansen l. c. p. 127 ff., wo übrigens p. 131 durch falsche Interpunktion der Sinn vollständig entstellt ist im fünften Absatz. Es soll hier heissen, dass die Freundschaft mit König Laslo beschlossen, alle Städte und Schlösser im Elsass geräumt, dem König von Frankreich die Gerechtigkeit König Laslos von Brabant etc. gegeben.

<sup>3</sup> Schilter p. 940; die Ausfertigung von König Karl bei Fugger-Birken 561, Müller 273.

fallen. Der Unterhändler meinte dann, bei erstürmten Städten könnte man wohl die Ausplünderung nicht hindern, dagegen solche, die sich ohne Sturm ergäben, sollten dem Herzog unberaubt eingegeben werden. Gleichzeitig that auch der Erzbischof von Köln Schritte, um sich endgültig des Beistandes der Armagnaken zu versichern.<sup>1</sup> Zum Glück unterblieben diese menschenfreundlichen Absichten, ohne dass uns der Grund bekannt wäre.<sup>2</sup>

Wenn der Vertrag von Trier nun zwar jene ungünstige Bedingung für das Haus Oesterreich nicht mehr enthielt, so beharrte der König von Frankreich doch noch in seiner feindseligen Haltung. Das zeigte sich auf dem Kurfürstentag von Boppard, auf dem nun sowohl der Trierer Vertrag als auch seitens der beiden Erzbischöfe der Bund mit Frankreich vollzogen wurde. Nur tritt hier ein ganz neuer Gesichtspunkt hervor: zarteste Rücksicht für alle diejenigen, welche während des Aufenthaltes der Armagnaken im Elsass irgendwelche Schädigung erlitten hatten. Allen denen sollte der römische König und die Herzöge von Oesterreich vollen Schadenersatz leisten. Ausserdem forderten die Gesandten — es war wiederum der von Finstingen und de Bussières — für König Karl und den Dauphin die Kleinigkeit von 600,000 Gulden als Ersatz für den Verlust von so vielen tüchtigen Leuten, sowie die Zurückgabe des Geschützes, welches die Franzosen bei ihrem Rückzug aus dem Elsass im Leberthal verloren hatten.<sup>3</sup> Die übrigen Beschwerden waren lediglich Wiederholungen der früheren. Schlimm war es nun aber, dass die Kurfürsten auf die Forderung der Gesandten diese Beschwerde entgegennahmen und sich bereit erklärten, dieselben beim König Friedrich zu unterstützen, anstatt sie in gebührender Weise zurückzuweisen und ein deutsches Wort darüber zu sagen.<sup>4</sup> Es waren wieder die beiden dienstfertigen Erzbischöfe, welche die französische Beschwerdeschrift an König Friedrich gelangen liessen, welcher seinerseits darauf am 11. August antwortete, dass nach seiner Meinung nicht Frankreich, sondern Deutschland Grund zur Klage hätte; binnen kurzem gedächte er, wenn die Geschäfte

<sup>1</sup> Hansen l. c. p. 78.

<sup>2</sup> Die Gräuel der Armagnaken bei ihrem Abzug, wie Hansen meint, können den Erzbischof nicht abgehalten haben; die waren nicht grösser als vordem, und der Erzbischof kannte sie schon früher aus eigener Anschauung; eher schon die Furcht vor dem allgemeinen Unwillen ob eines solchen Unternehmens und den Folgen, die daraus entstehen konnten.

<sup>3</sup> Cf. das folgende Kapitel.

<sup>4</sup> Bei Tuetey II, 138 ff.; cf. ausserdem den Auszug dieser Beschwerden bei Hansen 133.

ihm Zeit liessen, auf alle Stücke des Klagezettels gründlich zu antworten.<sup>1</sup> König Friedrich aber hütete sich wohlweislich, dies zu thun, und der Kunstgriff des französischen Königs, sich als Anwalt der im Kriege Geschädigten hinzustellen, war doch zu plump, als dass irgend jemand darauf hereingefallen wäre. So versuchte es König Karl im Jahre 1447 nochmals mit einer Gesandtschaft auf den Reichstag zu Nürnberg, deren Instruktion die alten schon bekannten Beschwerden wieder enthielt.<sup>2</sup> Die Gesandtschaft<sup>3</sup> kam aber nicht zu ihrem Bestimmungsort; denn der Reichstag zu Nürnberg, der wesentlich über kirchliche Fragen beraten sollte, löste sich auf infolge des plötzlichen Todes des Papstes Eugen. Damit hatte der diplomatische Feldzug des französischen Herrschers gegen König Friedrich ein Ende; von den Beschwerden verlautete nichts mehr; die Sache verlief sich in den Sand. König Friedrich hatte wieder einmal sein bewährtes Hilfsmittel, unangenehme Dinge zu verschleppen, mit Erfolg angewandt.

Auch in Lothringen hatten die Dinge einen verhältnismässig günstigen Verlauf genommen. Zwar hatten die Fürsten vergebens auf dem Tag zu Trier versucht, auch Metz die Wohlthaten des Friedens zuzuwenden, aber diese Stadt hatte selbständig Unterhandlungen mit dem König Karl begonnen, die den Abschluss des Friedens am 28. Februar zur Folge hatten. Da der König die Stadt nicht hatte erobern können, so musste er naturgemäss auch auf seine hochfliegenden Pläne verzichten, und so lief der Feldzug, der mit so vielem Geräusch unternommen worden war, in einen ganz gewöhnlichen Raub- und Plünderungszug aus, der wohl für einen Kapitän der Armagnaken, aber wenig für einen König von Frankreich passte. Metz behielt seine Zugehörigkeit zum Reich, die der König der Stadt nicht verwehren konnte, weil sie dieselbe nicht durch Hilfe des deutschen Reichs, sondern durch eigene Kraft gegen die Macht Frankreichs behauptet hatte, aber es musste viel, sehr viel zahlen. König Karl erhielt 84,000 Gulden, und durch ihre Forderungen an König René, die sich auf 100,000 Gulden beliefen, mussten die guten Metzler einen Strich machen und ihm ausserdem noch ebenfalls 20,000 Gulden zahlen:<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Hansen p. 156 nr. 170.

<sup>2</sup> Instructions de Charles VII à Gérard de Loss, comte de Blankenheim, à Miles d'Illiers, doyen de Chartres, et autres (Werry de Fléville, Landvogt von Deutsch-Lothringen, und Jaquemin de Bussières).

<sup>3</sup> Beglaubigungsschreiben für die genannten Gesandten mit Ausnahme des Grafen von Blankenheim vom 1. März an den Erzbischof von Trier, damit dieser die Gesandten unterstütze in ihrer Sendung, deren Inhalt das genannte Schreiben ebenfalls angiebt. Tuetey II, 150—168.

<sup>4</sup> Digot l. c. III, 79 ff.; de Beaucourt IV, 57 ff.

König Karl fand Gefallen an diesem Geschäft und fuhr fort, seine Koffer auf Kosten der Lothringer Reichsstädte zu füllen, und man kann wirklich zweifelhaft sein, wer damals weniger Ehre davontrug, der deutsche König, der ausser einigen ohnmächtigen Protesten kein Glied rührte, diesen Städten zu Hilfe zu eilen, oder der König von Frankreich, der einen Feldzug in pomphafter Weise mit einem grossartigen Manifest eröffnete und ihn in eine ganz gewöhnliche Brandschatzung auslaufen liess. Toul musste 5500 Gulden zahlen und sich ausserdem zu einer jährlichen Rente von 400 Gulden an König Karl verstehen, Verdun in ähnlicher Weise 3000 Gulden zahlen und sich zu einer Rente von 500 Livres an die französische Krone verpflichten; ausserdem mussten beide Städte unter den Schutz der französischen Krone treten, vorbehaltlich jedoch ihrer Stellung zu Kaiser und Reich. Nur Epinal blieb eine französische Stadt, aber nicht für lange Dauer; die Stadt erscheint später wieder dem Metzger Bistum einverleibt.

Wenn sich nun auch der thatsächliche Erfolg des Feldzuges, den König Karl unternommen hatte, auf die Brandschatzung der drei Reichsstädte beschränkte, so hatte derselbe doch in anderer Hinsicht ein bedeutungsvolles Ergebnis. Jene Vorposten im äussersten Westen waren ohnehin schon längst halb vergessen; jetzt waren sie dem gallischen Nachbar vollends preisgegeben. Wenn das stolze Metz seine Selbständigkeit behauptet hatte, so verdankte es diese Errungenschaft seiner einigen wehrhaften Bürgerschaft, die seit Jahrhunderten für Haus und Herd Wache gehalten hatte gegenüber den lüsternen Herzögen von Lothringen; und diese Bürgerschaft mochte sich, vom Reich im Stich gelassen, wohl vermessen, auch ohne Reich etwas zu bedeuten; erst als religiöser Hader die sonst so fest geschlossenen Reihen der Bürgerschaft zerriss, trat ein trauriger Wandel ein. Ungleich ungünstiger stand es mit den viel weiter vorgeschobenen Posten Toul und Verdun, die ohnehin schon seit langer Zeit Anfechtungen von Frankreich erfahren hatten. Die letzten traurigen Erfahrungen, dass das Reich nicht in der Lage war, seine Angehörigen zu schützen, musste die ohnehin schon in Fluss begriffene Entwicklung noch beschleunigen: dass es besser wäre, Frankreich einverleibt als der französischen Krone zinspflichtig und gleichzeitig schutzlos zu sein.

KAPITEL X.

**Die Feindseligkeiten während des Waffenstillstandes und der Abzug der Armagnaken. Neue Befürchtungen. Bündnis zwischen Kurfürst Ludwig und den Elsässer Reichsstädten.**

Während der Verhandlungen, die zu Trier gepflogen wurden, nahm der Krieg im Elsass ungestört seinen Fortgang. Am 8. Januar gelang es, den Armagnaken einen empfindlichen Verlust beizubringen. Nach wie vor war die Hauptmacht der Armagnaken unter der persönlichen Führung des Marschalls von Frankreich zu Rosheim konzentriert. Diese Zusammenhäufung von Menschen und Tieren zwang den Feind, in weitem Umkreis Unterhalt zu suchen, und so streiften die Schinder bis gen Illkirch und Grafenstaden in der Nähe von Strassburg. Daraufhin wurde der Plan gefasst, dem Feind an einer seiner gewöhnlichen Futterstellen einen Hinterhalt zu legen, und am 8. Januar rückte eine Schar von 700 Reisigen, wozu die Pfalz 400 und Strassburg 200 Mann gestellt hatten, während der Rest auf die in Strassburg weilenden Grafen von Fürstenberg und Lützelstein, sowie die Herren von Lichtenberg und Bitsch kam, morgens früh vor Tag aus und verbarg sich bei Illkirch in der Richtung nach Grafenstaden zu in den Büschen. Die Schinder waren mit 2000 Pferden von Rosheim ausgerückt, um zu Bläheim und in der Umgegend zu füttern. So kamen die Schinder nun auch in dieser Absicht mit mehr als 800 Pferden nach Geispolsheim; da setzten sich Graf Wilhelm von Lützelstein und die übrigen genannten Herren an die Spitze ihrer Schar und jagten in einem Rennen von Grafenstaden nach Geispolsheim,<sup>1</sup> obwohl es «gar vast wüste und tief in dem velde» war. Die Feinde ergriffen sofort die Flucht und liessen fallen und warfen von sich, was sie aufgeladen hatten. Die Reisigen aber verfolgten sie bis an das Gutleuthaus zu Rosheim, töteten an 300, erbeuteten eine beträchtliche Anzahl schöner Pferde<sup>2</sup> und fingen 12 ihrer Anführer, wovon die vornehmsten waren Mathelin de Lescouet, Amé de Valperga und Aufleret de

<sup>1</sup> Schilter p. 1013 nennt Plobsheim; ein solcher Ritt wäre aber undenkbar.

<sup>2</sup> Die Fortsetzung des Königshofen bei Mone III, 529 nennt 180, die zweite Fortsetzung bei Schilter p. 1013 nennt 100 Pferde und lässt nachträglich noch 10 Pferde erbeuten. Der eingehendste Bericht bei Schilter 933 spricht allgemein von vielen Pferden.

Leprafo.<sup>1</sup> Gleichzeitig hatten auch die Burgmannen zu Geispolsheim einen Ausfall gemacht, zehn Gecken erschlagen und neun derselben, die auf der Flucht begriffen waren, gefangen. Als nun aber die Reisigen in die Nähe von Rosheim gekommen waren, kam der Feind mit grosser Macht heraus und den Seinen zu Hilfe. Die Reisigen gaben jetzt die Verfolgung auf, machten kehrt und trabten wieder ihre Strasse gen Strassburg zu; die Gecken eilten ihnen nach, und die, welche am besten beritten und bewaffnet waren, folgten unmittelbar hinter den Reisigen und kamen oft auf Schussweite ihnen nahe; wenn diese sich aber wandten, kehrten sie um und suchten auf diese Weise die Schar aufzuhalten, bis ihr bester Haufe, der an 4000 Pferde zählte, zur Stelle war. Das merkten aber die Reisigen und ritten nun ohne weiteren Aufenthalt nach Strassburg. Verluste hatten sie überhaupt nicht erlitten, ausser dass ein Knecht, der dem Feinde zu weit nachgeeilt war, gefangen genommen und gen Rosheim geführt wurde. Von den gefangenen Anführern wurden die drei vornehmsten Mathelin de Lescouet um 15,000 fl., Amé de Valperga um 4000 fl. und endlich Aufferet de Leprafo um 2000 fl. geschätzt; bis zur Erlegung dieser Summen wurden sie in harter Haft gehalten; das Geld aber wurde zu gleichen Teilen zwischen Kurfürst Ludwig, Bischof Ruprecht und der Stadt Strassburg geteilt.<sup>2</sup> Die übrigen Gefangenen hingegen wurden ertränkt.

Damit nahmen die grösseren Unternehmungen, soweit sie bisher von Strassburg ausgegangen waren, ein Ende; es fehlte zwar nicht an einzelnen Streifzügen, wie denn 400 Strassburger Gesellen am 8. Februar bei Westhofen die Gecken überfielen, sie in die Flucht jagten und an 20 zu Tode brachten; aber sonst wollte die Stadt augenscheinlich den Ausgang der Verhandlungen abwarten, ehe sie wieder losschlug. Hingegen dauerten im übrigen Lande die Feindseligkeiten ungestört weiter fort. Am Neujahrstag hatten die Gecken St. Pilt geräumt, nachdem sie es vorher zum Teil niedergebrannt hatten. Nach ihrer Gewohnheit legten sie sich dann in der Nähe in einen Hinterhalt, um abzuwarten, ob sich nicht Leute aus der Um-

<sup>1</sup> Dessen Persönlichkeit ist nicht genauer zu bestimmen; Mathelin de Lescouet ist in dem Verzeichnis der Anführer bei Schilter 914 angeführt als Führer der Bretonen; Amé Valperga war mit Bonifaz de Valperga Anführer der Lombarden.

<sup>2</sup> Die Nachricht bei Schilter p. 1013, dass die Beute zur Hälfte zwischen Strassburg und den «Herren» geteilt wäre, braucht sich nicht auf diese Summen, die erst erheblich später eingingen, beziehen. In dieser Beziehung ist die Mitteilung falsch, wie aus der Korrespondenz zwischen Kurfürst Ludwig und Bischof Ruprecht mit Strassburg über diesen Punkt hervorgeht.

gend in die verlassene Stadt begeben würden. In der That besetzten etliche aus Bergheim nebst anderen das Städtlein; sofort kamen die Gecken herbeigerannt, erstachen gar manchen und jagten die übrigen in die Flucht. Die erhielten nun aber Hilfe aus Bergheim und Rappoltsweiler, so dass jetzt die Gecken wieder flüchtig wurden und die von Bergheim und Rappoltsweiler St. Pilt aufs neue besetzten. Was noch von Korn und Hausrat darin war, führten die eigenen Landsleute fort, und wenn sie ein Haus geleert hatten, brannten sie es nieder. Ebenso machten es die Gecken an demselben Tage zu Kestenhölz. Das Schloss räumten sie, das Dorf zündeten sie an. Gleich kamen Bewohner von Kestenhölz und andere aus Schlettstadt herbei und legten sich in das Schloss; sogleich kamen aber auch die Gecken wieder, nahmen das Schloss, erschlugen einen Teil der Leute, machten die anderen flüchtig und ritten darauf von hinnen und liessen das Schloss öde stehen; denn sie hatten nichts mehr darin zu essen, und es war zudem vollständig verwüstet. Um Lichtmess versuchten die Gecken einen Handstreich auf Ebersheimmünster. Nachts zogen nämlich an 800 Gecken zu Ross von Dambach aus dahin und gelangten um die Zeit zwischen zwei und drei Uhr durch das Wasser in die Vorstadt, erschlugen gleich drei Leute zu Tode und machten zehn gefangen. Erst jetzt wurden sie bemerkt, und es erhob sich der Schrei: «vigende do»; da fing aber auch der welsche Trompeter an zu blasen, und es huben die Bösewichter «in welschen grüselich» an zu schreien. Die Strassburger Büchenschützen, welche auf Bitten des Abtes in dem Orte lagerten, liessen sich aber nicht schrecken, sondern machten einen Ausfall und schossen zehn tot; unter ihnen befand sich aber auch ein Kapitän der Schinder, der Schotte Montgomery, «gar ein werder, hoher man». Da klagten die Gecken gar sehr und schnitten allen Gefangenen die Gurgel ab. Den toten Obersten aber führten sie gen Dambach, schnitten ihm die Eingeweide aus und sotten den Leichnam in einem grossen Kessel in Wein und Oel, «um ihn seinen Freunden nach heimischer Sitte wohlschmeckend» heimzuschicken.

Aus dem Oberelsass verläutet aus dieser Zeit sehr wenig. Ihre Quartiere scheinen die Gecken nicht verlassen zu haben, und nach Lage der Dinge konnten sie nur wenig belästigt werden. Mangel litten sie auch hier gleichwohl, und um so bitterer war die Klage, dass die Gecken nach wie vor in Breisach und Basel Unterschlupf fänden, da ihre Beutestücke verkauften und das, was sie bedurften, dafür einhandelten. Colmar hingegen schärfte am 16. Januar das Verbot ein, dass niemand Angehörige von den Armagnaken gegen Naturalien und Kleidungsstücke und anders als gegen bar auslösen dürfe; hinzugefügt wurde noch, dass auch Pferde zur Auslösung nicht

dürften verwandt werden.<sup>1</sup> Kriegerische Ereignisse geschahen hier nur wenige. Der Plan, gegen die Armagnaken gemeinsam vorzugehen, war jetzt bei der veränderten Sachlage fallen gelassen. Colmar selbst hatte am 4. Januar eine empfindliche Niederlage zu verzeichnen.<sup>2</sup> Dorfbewohner von Andolsheim, die in Colmar Zuflucht gefunden hatten, hatten den Plan gefasst, das ungedroschene Korn, das sie daheim hatten lassen müssen, nach Colmar zu holen, und so zogen sie mit einer grossen Anzahl Wagen unter Bedeckung von 200 Bürgern aus. Die Armagnaken zu Heilig-Kreuz hatten jedoch Kunde von dieser Absicht erhalten und überfielen die Colmarer mit überlegenen Streitkräften. Die Bürger liessen sich trotzdem nicht entmutigen, sondern widerstanden tapfer, bis man in der Stadt von ihrer Not vernahm. Eiligst kam man ihnen zu Hilfe, und jetzt entspann sich das Gefecht aufs neue und dauerte über drei Stunden, bis die Bürgerschaft in voller Ordnung den Rückzug antrat. Der Verlust an Toten und Verwundeten war im Verhältnis zu der Dauer des Gefechts nur gering: von den Bürgern fielen nur 3, von den Andolsheimern 8 oder 9, während 8 oder 10 gefangen genommen wurden. Dagegen hatten die Armagnaken, wie die Colmarer meinten, erheblich stärkere Verluste erlitten.

Im Sundgau war die Lage unverändert dieselbe. Die Bemühungen, den Ensisheimern die Rückkehr und die Räumung ihrer Stadt zu erwirken, waren erfolglos geblieben. Schlimm war die Lage von Masmünster und Thann. Beide festen Plätze waren überfüllt mit Leuten aus allen Altersklassen, die ihre Habe verloren, nichts zu «beissen und zu brechen» hatten und doch zur Verteidigung nicht zu brauchen waren; Masmünster allein zählte 4000 solcher Flüchtlinge. Jetzt aber, da es wieder begann wärmer zu werden und die Jahreszeit kriegerische Unternehmungen begünstigte, herrschte die Furcht, dass die Armagnaken sich vor beide Festen legen könnten, was um so bedenklicher war, als beide höchst unzureichend mit Lebensmitteln und mit Mannschaft versehen waren. So richteten denn sowohl Masmünster als Thann am 8. und 9. Februar recht bewegliche Klageschreiben<sup>3</sup> an Herzog Albrecht von Oesterreich und baten ihn, in anbetracht dessen, dass sie zwei Gebirgsschlösser wären und deutsche und welsche Lande beschlössen, sie doch mit Geld und Mannschaft zu versehen. Nichts ist aber bezeichnender für die Verhältnisse hier im Lande, als dass die «armen, einfältigen Leute» aus Thann noch immer nicht wussten,

<sup>1</sup> Revue d'Alsace I. c. p. 184.

<sup>2</sup> Schreiben Colmars an Münster vom 9. Januar. Revue d'Alsace I. c. p. 184.

<sup>3</sup> Chmel Mater. I, 156—158.

wie sie denn überhaupt die Armagnaken zu behandeln hätten, als Freund oder als Feind und ob sie ihnen überhaupt nur Abbruch thun dürften. Vergebens hatten die beiden Städte den Herzog darüber um Auskunft gebeten, sie waren bis dahin ohne Antwort geblieben.

Sonst aber waren die Schinder unbestritten Herren im Habsburger Lande. Jetzt sollte auch Gebweiler,<sup>1</sup> das Städtchen des Murbacher Fürstabtes, «an den Tanz», und zwar erschienen die Schinder in der Nacht vom 11. auf den 12. Februar, vor dem Feste des heiligen Valentin, um 3 Uhr urplötzlich vor der Stadt, um sie nach ihrer Gewohnheit zu überrumpeln. Schon hatten sie mittelst Leitern die Ringmauer erstiegen, da wo an dieselbe eine Badstube sich anlehnte, als einige Steine, womit die Mauer belegt war, auf ein innenwärts anstehendes Gerüst fielen. Dadurch entstand ein solches Gepolter, dass die Wächter, die sich vor der Nachtkälte in die warme Badstube geflüchtet hatten, darüber erwachten, zu schreien anfangen und einen solchen Lärm machten, dass die Bürger erwachten und dem Geschrei zuliefen. Die wären aber doch wohl zu spät gekommen, wenn nicht ein wackeres Weib, namens Bridt Schickhin, herbeigeeilt wäre, etliche Wellen Stroh rasch angezündet und mit grossem Geschrei über die Mauern geworfen hätte. Darauf entstand ein so panischer Schrecken unter den Feinden, dass sie schleunigst zurückwichen. Als es nun aber Tag ward und man die Thore aufthat, wurden noch etliche Leitern von sonderbarer Erfindung, theils von Stricken, theils von Holz gemacht, die man zusammenlegen konnte, an der Mauer hängen gefunden, die nun zum ewigen Gedächtnis in der Pfarrkirche aufgehängt wurden.<sup>2</sup> Es gingen auch etliche Männer hinaus auf Schenkens-Wüst, wo sich der Feind gelagert hatte; der aber war geflohen mit Hinterlassung vieler Pferde und anderer Sachen, wovon die Bürger gross Gut gewannen.

Das ganze Ereignis erschien aber den guten Gebweiler Bürgern zu wunderbar, als dass es mit rechten Dingen hätte zugegangen sein können. Und in der That wollten viele Leute gesehen haben, wie «die glorwürdigste Mutter Gottes und der

<sup>1</sup> Gebweiler Chronik ed. Mossmann p. 63. Die Erzählung ist wörtlich entnommen aus «gelobt aus einem alten zerrissenen brief», geschrieben durch Johann Melchior Nussbaumer, Stadtschreiber zu Gebweiler, abgedruckt ebenfalls l. c. p. 423—424. Diese Vorlage der Gebweiler Chronik enthält zwar sagenhafte Bestandteile, insofern sie den Dauphin Ludwig in Person mit 40,000 Mann vor die Stadt rücken lässt, aber die Thatsache selbst ist festgestellt durch die sich unmittelbar anschliessende Verordnung des Fürstabtes.

<sup>2</sup> Mossmann bemerkt in seiner Ausgabe vom Jahre 1844, dass er in der Pfarrkirche noch solche Leiter gesehen.

heilige Bischof und Martyrer Valentin<sup>1</sup> mit grossem Glanz umgeben auf der Ringmauer hin und her spazierten, um anzuzeigen, dass sie die Stadt in ihren besonderen Schutz und Schirm genommen». Und auch die Feinde bekannten öffentlich, dass ihnen nicht anders war, als wenn eine grosse Schar ihnen nacheilte. «Ohne Zweifel wird ihnen die heiligste Mutter Gottes eine übernatürliche Furcht und Schrecken eingejagt haben.»

Daher berief denn der Fürstabt Dietrich vom Haus alsbald am 14. Februar den Rat der Stadt und die sieben Zunftmeister, und sie gingen zu den Dominikanern in das Refektorium, allwo beschlossen wurde, dass man zu ewigen Zeiten St. Valentintag sollte verehren und hochfeierlich halten als wie den heiligen Weihnachtstag selber. «Die Frühmesse soll von St. Valentin gesungen werden, und wenn das Amt beginnt, soll Jung und Alt mit brennenden Kerzen um die Kirche gehen; das Hochamt soll unserer lieben Frau gesungen werden, und es sollen die vom Adel, die Ratsherren und die Zunftmeister wie auch ihre Weiber zum Opfer gehen, dass auch fernerhin durch Fürbitte Marias und des heiligen Bischofs Valentin die Stadt samt allen Einwohnern von allem feindlichen Unfall und allem Uebel gnädiglich behütet werde.<sup>2</sup>

Damit hätten nun die Feindseligkeiten ihr Ende nehmen müssen, denn am 13. Februar war Friede geschlossen; aber wie nicht anders zu erwarten stand, blieben die Dinge wie sie waren. Gleichsam um es aller Welt zu zeigen, dass König Karl und die deutschen Fürsten so viel beschliessen möchten, wie sie wollten, brach das böse Volk am 19. Februar von Rosheim und anderen Quartieren wohl mit 4000 Pferden auf und zogen über den Kochersberg und die Zorn in das Land der Herren von Lichtenberg, denen sie an acht Dörfer verbrannten, darunter Dettweiler, Lütolzhause<sup>3</sup> und Gottesheim. In den beiden ersten Dörfern verbrannten sie an 40 Personen, Männer, Frauen und Kinder, die sich auf den Kirchturm geflüchtet hatten und sich nicht ergeben wollten. Zu Gottesheim verbrannten sie ebenfalls die Kirche mit allem, was darin war; nur das Bild des heiligen Oswald trugen sie vorher heraus, wie sie denn auch in Lütolzhause vor der Verbrennung der Kirche das Bild des heiligen Nabor herausgetragen hatten. Auch in

<sup>1</sup> St. Valentins Haupt wurde zu Rufach verehrt.

<sup>2</sup> Diese Erzählung ist auch in die Thanner Annalen von Tschamser p. 570 übergegangen, wo ebenfalls von der wunderbaren Heilung einer durch einen Armagnaken schwer verletzten hochschwangeren Frau erzählt wird, die auf Fürbitte des heiligen Diebolt geschehen wäre.

<sup>3</sup> Der Ort scheint unter Lütolzhause zu sein; Lützelhausen im Breuschthal, wie Strobel meint, ist nicht sein.

Gottesheim verbrannten sechs Menschen in der Kirche, während vier sich durch einen Sprung vom Kirchturm vor dem Tod in den Flammen retteten, aber an den Brandwunden und vom Falle starben.<sup>1</sup> Natürlich raubten die Schinder auf diesem Zuge alles, was sie fanden; ausserdem fingen sie mehr als 200 Personen, Pfaffen und Laien, zum grössten Teil arme Leute, die sie mit sich gen Rosheim und nach ihren sonstigen Quartieren führten; die sich aber nicht auslösen konnten, die töteten sie, indem sie dieselben aufhingen oder ihnen die Gurgel abrissen; andere stiessen sie ins Feuer, so dass ihnen Haut und Haar abgesengt wurde und das Antlitz verbrannte; anderen thaten sie grosse Marter an mit Schlagen, Stossen, Treten, Werfen und mannigfacher Härte. Im Unterlande aber entstand grosser Schrecken, dass die Gecken ihren Raubzug noch weiter ausdehnen könnten, und Hagenau hatte nichts Eiligeres zu thun, als alle Bäume in seiner nächsten Umgebung abzuhausen. Diese Befürchtungen erwiesen sich dann aber gar bald als grundlos, die Gecken kehrten in ihre Quartiere zurück, und man möchte fast vermuten, dass es sich hier um einen letzten Gruss handelte, den der von Finstingen den Lichtenbergern ins Land schickte.

Um die Wiederkehr ähnlicher Raubzüge zu verhüten, zog der Landvogt von Neiperg und die Landherren dann am 25. Februar mit jener reisigen Schar, die vordem zu Geispolsheim einen so schönen Erfolg davongetragen hatte, nach Zabern, aber die Gecken kamen nicht wieder. Anderswo trieben sie es nicht besser, und so war es natürlich, dass auch Herren und Städte sich nicht an den Waffenstillstand kehrten, sondern den Feind nach Kräften schädigten, allerdings nicht immer mit Erfolg. Eine ähnliche Plage wie Rosheim war auch Markolsheim für die Illgegend. Als nun am 5. März das böse Volk wieder zum Füttern auszog und grossen Schaden anrichtete zu Hilzenheim und anderen Dörfern, da zogen wohl über 400 Gesellen aus Benfeld, Ebersheimmünster, Wörth, Ehenweier und Umgegend nach dem genannten Dorf. Sobald die Gecken ihrer ansichtig wurden, schickten sie nach Markolsheim um Verstärkung und kamen dann mit starker Macht an die Gesellen. Die wurden nun flüchtig gemacht, ihrer 30 auf der Flucht erschlagen und wohl 50 gefangen, darunter Bechtold, ein Sohn des Ritters Hans Manss, Hans Heinrich Bussener<sup>2</sup> und Peter der Orgeler zum Münster in Strassburg. Die schätzten sie um so hohes Geld,

<sup>1</sup> Strassburg stellte später eine Untersuchung an über die Exzesse, welche die Schinder auf diesem Zuge begingen. — Strassburger St.-A AA 186.

<sup>2</sup> Schreiben von den beiden an ihre Väter, worin sie bitten, bis Sonntag eine Summe Geldes zu ihrer Auslösung zu senden, oder sie müssten beide sterben — ohne Datum — AA 190 or. ch.

dass sie es nicht zahlen konnten, und so schlepten sie dieselben später mit nach Welschland und sprachen, sie wollten sie an die Juden in Frankreich verkaufen. Die anderen aber wurden grösstenteils ausgelöst um viele Gulden; die Schinder hatten nämlich einen Gesellen beauftragt, zu den Angehörigen der Gefangenen zu gehen, um für dieselben Geld und Schatzung zu bringen. Das hatte er auch schon mehrfach gethan, bis er zuletzt 60 Gulden von Ehenweier nach Markolsheim tragen sollte. Da lauerten ihm unterwegs zwei Gecken auf, die keinen Anspruch auf das Geld hatten, beraubten ihn und stachen ihm die Gurgel ab. Natürlich wurden diese Feindseligkeiten erwidert. So waren bereits alle Vorbereitungen getroffen, um einen Haringstransport abzufangen, der von Baccarat über die Markkircher Steige kommen und dem Fastenbedürfnis der Gecken Rechnung tragen sollte. Leider blieb derselbe aber aus. Auch eine gemeinschaftliche Unternehmung auf Dambach kam nicht zur Ausführung.<sup>1</sup> Selbstverständlich wurde unter den obwaltenden Verhältnissen auch jene Bestimmung bezüglich der Auswechslung der Gefangenen nicht beobachtet. Bischof Ruprecht drang am 25. Februar bei Strassburg darauf, die Gefangenen nicht ohne Lösegeld freizugeben, und wenn sie dasselbe nicht zu dem festgesetzten Termine bezahlten, sie um so härter zu halten, damit sie baldigst das Geld zahlten.<sup>2</sup> Einer solchen Mahnung bedurfte es jedoch schwerlich bei Strassburg weder von Seiten des Bischofs noch Colmars, welches am 5. März den Unterlandvogt von Neiperg um seine Verwendung bei Strassburg ersuchte, damit es die Gefangenen nicht eher herausgäbe, als bis auch Colmars Bürger von den Armagnaken zu Markolsheim und Heilig-Kreuz freigelassen wären.<sup>3</sup>

Inzwischen rückte der Termin heran, dass die Armagnaken abziehen sollten, die nun von den Herrschaften noch möglichst viel herauszupressen suchten dafür, dass sie ihnen ihre Städte und Schlösser nicht niederbrannten. Blancheflor, der zu Westhofen lag, verlangte für seinen Abzug 700 Gulden, oder er wollte die Stadt so kahl niederbrennen, wie es Bergbietenheim bereits geschehen wäre. Durch Dazwischenkunft des Junkers Walther von Thanu wurde die Summe auf 415 Gulden ermässigt. Ausserdem mussten die Bürger eine Armbrust, eine Winde dazu, sowie zehn Fuder Wein und ein Bett geben, welches die Schinder dem Junker für seine Vermittlung schenkten. Trotzdem legten sie bei ihrem Abzug in vielen Häusern Feuer an, so dass die Stadt in Flammen aufgegangen wäre, wenn nicht

<sup>1</sup> Ulrich von Ratsamhausen an Schlettstadt. Datum donnerstag n. Veltin (Februar 18). Oberehnheimer St.-A. EE 6 or. ch.

<sup>2</sup> Strassburger St.-A. 1492 or. ch.

<sup>3</sup> Mülhauser Urk. 627.

die Bürger zeitig eingeschritten wären.<sup>1</sup> Auch der Marschall von Frankreich, der zu Rosheim lag, verschmähte dies saubere Geschäft nicht. Er bediente sich dazu der Vermittlung eines verlorenen Strassburger Kindes, Klaus Zorn, den man nennet Lappe. So verlangte er von den Herren von Landsberg 1000 Gulden für ihr Städtlein Niederehnheim und warnte sie ausserdem, ja nicht mit irgend einem anderen Kapitän in der genannten Stadt ein Abkommen zu treffen, da er dasselbe nicht beachten würde.<sup>2</sup> Auch Oberehnheim sollte das Dort Bernhardsweiler auslösen und desgleichen Strassburg etliche Häuser zu Rosheim, die Bürgern der Stadt gehörten. Die Drohungen aber, sonst die Orte oder Häuser niederzubrennen, verfangen nicht, und der Marschall muss sich doch wohl gescheut haben, sie auszuführen. «Hätten sie ihm aber das Geld geschickt, er hätte es ihnen nicht wieder gesandt.» Hingegen schenkte der Bischof für die Schonung von Dambach zwei Hengste, und das Pfirter Amt musste gar 5000 Gulden zahlen. Vor ihrem Abzuge begingen sie auch noch ein anderes Bubenstück. Während sie sonst aus den Städten und Schlössern, die sie eingenommen, die Bewohner grösstenteils vertrieben, hatten sie doch zu ihrem eigenen Vorteil manche Handwerker zurückbehalten, wie Müller, Bäcker, Schmiede, Zimmerleute und Maurer, derer Dienste sie bedurften; jetzt, da sie abziehen wollten, lohnten und dankten sie diesen Handwerksleuten ihre Arbeit damit, dass sie dieselben fingen, einen Teil hoch schätzten, einige jämmerlich marterten und töteten, andere mit sich fortschleppten und verdarben.

Die Vorbereitungen zum Abzug begannen am 16. März. Um Mittagszeit brachen die Gecken von Westhofen auf in der Richtung auf Molsheim, um sich mit ihren Genossen zu Rosheim und Niederehnheim zu vereinigen; am folgenden Tage zogen sie nach Bliensweiler und den benachbarten Dörfern am Eingange des Leberthales, wo sie die Nacht über lagen; hier reichten sie die Hand den Schindern in Dambach und trafen am 18. März den Rückweg durch das Leberthal<sup>3</sup> nach Frankreich an, nachdem sie vorher alles, was auf ihrem Wege lag, niedergebrannt hatten. Sie zählten an 8000 Pferde und teilten sich in drei Haufen; der letzte Haufe enthielt auserlesene Mannschaft, die vornehmsten Herren und Edelleute, während in den beiden voranziehenden Haufen, deren Stärke auf 6000 angegeben

<sup>1</sup> Strassburger A AA 186. Schilters Angabe p. 942 ist ungenau.

<sup>2</sup> Schreiben des Claus Zorn an Herrn Heinrich von Landsberg und seine Vettern vom 12. März. Strbg. St.-A. AA 183.

<sup>3</sup> Ueber den folgenden Ueberfall im Leberthal berichten die erste und zweite Fortsetzung von Königshofen bei Schilter p. 935 und 1018 sowie bei Mone III 529. Alle drei enthalten in der Hauptsache übereinstimmende, in Einzelheiten aber auseinandergehende Nachrichten.

wird, die schlecht Bewaffneten und Kranken waren. Inzwischen hatten sich an 500 Gesellen von Bergheim, Schlettstadt, Strassburg, sowie aus dem Weiler- und Leberthal zusammengefunden, an deren Spitze vier Hauptleute standen, einer von Strassburg, einer von Schlettstadt, welcher Konrad Lang hiess, einer vom Weiler und einer vom Stein; die legten sich bei St. Kreuz, da wo der Pass am engsten war, so dass nicht zwei neben einander reiten konnten, in den Hinterhalt. Die beiden vordersten Haufen liessen sie ruhig vorbeiziehen; als aber der hinterste Haufen kam, da liessen sie gefällte Bäume und Steine von oben auf den dichten Haufen herabfallen, schossen mit Handbüchsen und Armbrüsten unter sie, stürmten dann herunter und schlugen über 300 tot; darunter befand sich einer der obersten Kapitäne,<sup>1</sup> der zu Dambach gelegen, und noch sonst zwei Hauptleute, ausserdem viele andere treffliche Leute, Edle und Unedle, aus welschen Landen.<sup>2</sup> Hätten die Gesellen aber ebenso eifrig auf die Gecken gefahndet wie auf das Gut, das sie mit sich führten, sie hätten 1000 Mann mehr erstochen. Die Beute war allerdings höchst beträchtlich: 416 Hengste und Pferde, an 80 vollständige Kürasse und ausserdem sehr viele gute Harnische und Schwerter, dazu neun grosse Büchsen, die auf Rädern fuhren, drei Tonnen Pulver und viele Wagen mit Kriegsgerät und Sturmzeug beladen. Ganz besonders wertvoll aber war der Inhalt der zahlreichen Kleidersäcke und Taschen, die erbeutet waren, in denen der ganze Raub aus dem Unterelsass stak; nicht bloss fand sich dort sehr viel Silbergeschirr vor im Wert von vielen tausend Gulden, sondern auch an 60,000 Gulden baren Geldes. Ruhmvoll waren auch die Trophäen, die gewonnen wurden: drei fliegende Banner, ausserdem viele Standarten, die in Säcken verpackt waren, darunter eins, welches die Schweizer vor Basel verloren hatten, und König Karls Hauptbanner, welches «gross schatz» wert war. Zum ewigen Angedenken wurden sie zu Schlettstadt in der Kirche aufgehängt.<sup>3</sup> Auffallend ist, dass so wenig Gefangene gemacht wurden, von denen unter Umständen doch reiches Lösegeld zu erpressen gewesen wäre; nur ein Mann und zwei Frauen wurden lebend nach Schlettstadt gebracht. Wunderbarerweise erlitten die Elsässer gar keine Verluste,

<sup>1</sup> Die erste Fortsetzung nennt allein den Namen des einen Obersten: Robin Petitlo, während Tuetey I, 331 denselben noch im Jahre 1448 als lebend nachweist.

<sup>2</sup> Hier heisst es übertrieben in der zweiten Fortsetzung bei Schilter 1019 von den Gesellen: eitel vornehme Herren und drei Obristen, darunter über 30 Fürsten, Herzoge und Grafen und der beste Kern von Rittern und Edelleuten.

<sup>3</sup> Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Dr. Knod zu Schlettstadt sind sie aber spurlos verschwunden, und es fehlt jeglicher Nachweis, wo sie geblieben.

ausser dass etliche ungefährliche Wunden davon trugen; « das ist ein Zeichen, dass ihnen unser Herr Gott selbst half, die wohlgewappneten streitbaren Reisige zu überwinden; denn die Knechte waren meistens arme nackte, schlecht ausgerüstete Leute ». <sup>1</sup> Unmittelbar an diesen Sieg schloss sich noch ein neuer Erfolg. Der Dauphin hatte nämlich seine Artillerie in das dem Markgrafen Karl von Baden gehörige Schloss St. Kreuz eingestellt, nachdem der markgräfliche Vogt versichert hatte, dass dieselbe hier ebenso sicher wäre wie in Nancy. <sup>2</sup> Daran kehrte sich aber nicht die siegreiche Schar, sie führte die französische Artillerie als gute Beute im Triumph nach Schlettstadt.

Auf die Kunde von diesem gelungenen Ueberfall fuhr ein gewaltiger Schrecken in die Armagnaken. Die zu Markolsheim lagen, gaben es auf, durch das Leberthal zu ziehen, sondern ritten am Palmsonntag, dem 21. März, landaufwärts, indem sie die Stadt als eine Ruine zurückliessen. Bereits am 25. Februar war ein grosser Teil der Stadt ein Raub der Flammen geworden, zum grossen Verdruss der Armagnaken, die damals einen guten Teil ihrer Beute eingebüsst hatten. Jetzt hatten sie eine Scheuer niedergebrannt, an der 30 tote Gefangene aufgehängt waren, die durch den Leichengeruch lästig wurden; das Feuer griff aber um sich und legte fast die ganze Stadt in Asche. Für ihr Treiben empfingen sie jedoch die gebührende Strafe. Auf ihrem Marsch durch den Nonnenbruch wurden sie von Bürgern der benachbarten Städte Thann, Sennheim, Sulz und Wattweiler überfallen und verloren an 400 Mann, während die Bürger nur 22 Mann zu beklagen hatten und mit reicher Beute zurückkehrten. <sup>3</sup> Am folgenden

<sup>1</sup> Vielleicht ist die Siegesfreude noch durch argen Missklang gestört worden, insofern Streitigkeiten sich über die Beute erhoben. In der Fortsetzung des Königshofen bei Mone heisst es, dass Schlettstadt jedem Gesellen 6 Gulden von der Beute geben wollte. Das hielten diese aber für zu gering und kündigten Schlettstadt Fehde an. Bei Schilter 1019 steht eigentlich das Gegenteil, dass die Gesellen von der Beute sehr reich wurden, ausserdem noch allen früheren Eigentümern, die sich darüber ausweisen konnten, das Ihrige zurückgaben.

<sup>2</sup> Diese Thatsache wirft wieder ein eigentümliches Streiflicht auf die Haltung der deutschen Fürsten. Markgraf Karl von Baden, der Sohn von Markgraf Jakob, beteuerte dann bei König Karl seine Unschuld an der Wegnahme des Geschützes (de Beaucourt IV, 74); darauf wandte sich König Karl mit Beschwerden über diesen Ueberfall 1445 an die Kurfürsten zu Boppard und 1447 an den Reichstag zu Nürnberg; sein Geschütz hat er aber schwerlich wiederbekommen.

<sup>3</sup> Eine ungedruckte Chronik des Beatus Rhenanus enthält nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Knodt eine auf diesen Ueberfall bezügliche Stelle, die, wie es scheint, auf mündlicher Ueberlieferung beruht, jedoch bereits einen sagenhaften Charakter trägt.

Tage verliessen die Mannschaften zu Heilig-Kreuz, Herlisheim und Egisheim ihre Quartiere und lagerten sich in der Umgegend von Ensisheim; die Besatzung von Heiligkreuz kehrte jedoch nochmals zurück und besetzte den Ort, um ihn erst am Ostermontag, dem 29. März, endgültig zu verlassen, wobei sie alles, was sie nicht mitschleppen konnten, mutwillig dem Verderben preisgaben: das Korn wurde auf die Gassen und ins Wasser geschüttet, Betten und Leintücher wurden zerschnitten, Kühe, Kälber und Schweine abgestochen, damit niemand mehr davon Nutzen ziehen konnte.<sup>1</sup> Am Osterdienstag fand der allgemeine Abmarsch der Schinder statt aus allen Orten, die sie besetzt gehalten, wobei wiederum namenlose Greuel verübt wurden: «zuletzt nagelten sie die Leute mit Händ' und Füßen an die Wand und verbrannten viele hundert Personen».

Mit sich führten sie noch viele Gefangene, die jetzt zu Mümpelgart ein grauenvolles Gefängnis fanden. Wir sind hier ausnahmsweise in der Lage, ein bis in die Einzelheiten genaues Bild geben zu können über die Art und Weise, wie die Schinder von ihren Opfern das höchste Lösegeld herauschanden. Es waren nicht bloss körperliche Martern, sondern solche teuflische Veranstaltungen, die den ganzen Organismus des Menschen, Körper und Seele, in namenloser Weise peinigen, welche sie dabei anwandten. Der Mülhauser Stadtschreiber Hans Schad war auf einer amtlichen Reise den Schindern in die Hände gefallen, und diese seine amtliche Stellung<sup>2</sup> war für sie Veranlassung, ein Lösegeld von ihm zu verlangen, welches seine Verhältnisse weit überstieg. Der arme Kerl musste wohl oder übel darauf eingehen, oder er musste «straks sterben». Die Schatzung betrug 400 Gulden, 10 Fuder Weins auf 10 Wagen, 10 Muth Weizen Mümpelgartner Masses, 10 Muth Hafer und 10 Pariser Ellen des besten schwarzen Tuches,<sup>3</sup> während der ganze Besitz des Stadtschreibers, liegende und fahrende Habe, nicht einmal 100 Gulden betrug; dazu hatte er eine arg sieche Frau und vier kleine unerzogene Kinder. Der Schreiber aber meinte ein gewisses Anrecht auf Auslösung seitens der Stadt zu haben, da er auf einer amtlichen Reise gefangen genommen wäre. Davon wollte Mülhausen aber nichts hören; es wollte höchstens 150 Gulden aufwenden und war augenscheinlich der Ansicht, wenn der Mann auch Misshandlungen ertragen müsste, mit der Zeit würden die Schinder doch mit dem Lösegeld heruntergehen. Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, den recht unerquicklichen Briefwechsel zwischen Mülhausen und

<sup>1</sup> Thanner Annalen von Tschamser, p. 571.

<sup>2</sup> Hans Förster an Junker Heinrich Meiger dat. März 29. Strbg. St.-A. AA 242.

<sup>3</sup> Schreiben vom 30. Mai 1445. Mülhauser Urkb. II p. 148 nr. 629.

dem Stadtschreiber weiter zu verfolgen; er wirft auf den Krämergeist der Stadt ein hässliches Licht. Schliesslich waren es 400 Gulden, worum Mülhausen und die Angehörigen und Freunde des Schads denselben nebst dem mit ihm gefangen genommenen Knecht auslösen wollten; der Schinderhauptmann wollte aber nicht von seinem Preise ablassen und die Stadt nicht mehr zahlen. Vergebens wandte sich der arme Schreiber, der nun schon beinahe zwei Monate im Stock gefesselt gelegen hatte, am 19. Juli an die Stadt, ihn doch um Gottes Willen auszulösen, damit die Schuld von seinem Tode nicht auf ihr Haupt käme; bezahlten sie doch Ersatz für ein Pferd, wenn es im Dienste der Stadt fiel; wie wollten sie denn seinen Kindern den Vater bezahlen, den sie doch befreien könnten!<sup>1</sup> Vergebens; Mülhausen glaubte damit genug für seinen Stadtschreiber gethan zu haben. Inzwischen hatten die Schinder von der ursprünglichen Forderung von Naturalleistungen abgelassen und die gesamte Lösungssumme festgesetzt auf rund 600 Gulden. Um die fehlenden 200 Gulden drehte sich das fernere Feilschen. Den Schindern ging aber jetzt die Geduld aus, und der Stadtschreiber musste am 31. Juli und den 1. August Streiche erleiden, es möchte einen Stein erbarmen; ausserdem wurde der 5. August als äusserster Zeitpunkt für das Lösegeld bestimmt oder aber er müsste sterben.<sup>2</sup> Damit nahmen die Schinder es nun zwar nicht so genau. Dagegen ergriffen sie ein anderes Mittel, um Mülhausen und Schads Angehörige mühe zu machen, und was sie jetzt mit dem armen Manne machten, ist allerdings so schmutziger Art, dass man Bedenken trägt, es niederzuschreiben. Sie führten ihn nach einem Turm, auswendig gar schön zu schauen, aber als die Thüre geöffnet war, kam ein solcher Gestank und Geruch heraus, dass seine Führer selbst sich nicht hinein getrauten. Das war auch kein Wunder; denn oben auf dem Gewölbe lagen über 12 gefangen und unten im Erdgeschoss 6; wenn die oben aber ein Naturbedürfnis zu verrichten hatten, das thaten sie alles durch ein Loch in das Erdgeschoss hinab, auf und neben die, so da lagen. Und da unten war so viel Unrat, dass nirgends eine trockene oder saubere Stelle und es in der Mitte gar mannstief war. In diesem Loche musste der Unglückliche nun von 2 Uhr mittags bis zum anderen Tag, dem 7. August 8 Uhr morgens bleiben, «in sollichem unlust, bitterm gesmack», während «die obern nützit anders, nachdem si übel essen, wasser trinken und siech sind, tünd denn eins über das ander herabe uff, an und neben mich und die andern so da

<sup>1</sup> Mülhauser Urkb. II, 187 nr. 673.

<sup>2</sup> l. c. p. 192 nr. 678.

lagen, tün was inen not ist». <sup>1</sup> Schliesslich empfanden die Bewohner von Mümpelgart ein menschlich Rühren, und sie kamen mit Schads Schergen auf 500 Gulden Lösegeld überein, <sup>2</sup> und diese Summe verstand sich Mülhausen zu zahlen. <sup>3</sup>

Es erübrigt jetzt noch die Frage zu stellen, welche Verluste die Schinder während ihres Aufenthaltes im Elsass erlitten hatten, wie viel Menschenleben durch sie umgekommen war. Strassburg selbst schätzte im Anfange des Jahres 1445 deren Zahl auf 20,000. So erheblich war die Einbusse, welche die Schinder erlitten hatten, keineswegs. Feste Anhaltspunkte besitzen wir überhaupt nicht, aber wenn wir einer Angabe Schilters <sup>4</sup> trauen dürfen, so überschlugen die Kapitäne, als sie gen Lothringen gekommen waren, dass sie mehr als 10,000 Mann auf diesem Zuge verloren hätten; darunter waren mehr als 1000 Herren, Ritter und Knechte gewesen.

Für das Oberelsass aber hatte jetzt endlich die Stunde der Befreiung geschlagen. Das Land atmete erleichtert auf, und die Bewohner sandten Dankgebete zum Himmel. In Strassburg wurde verordnet, dass alle Samstag und Sonntag das *Salve Regina* gesungen werden sollte, Gott und unserer lieben Frau zu danken, <sup>5</sup> und Colmar beschloss für den 5. April Abhaltung einer allgemeinen Prozession nebst Absingung des *Tedeum*. <sup>6</sup> Dennoch war die Gefahr noch nicht ganz vorüber. Der Dauphin hatte bei seiner Abreise aus dem Elsass eine starke Besatzung zu Mümpelgart zurückgelassen, die von den abziehenden Armagnaken noch erheblich verstärkt worden war, und es war vorauszusehen, dass von diesem festen Platze aus die Schinder Plünderungszüge in den Sundgau und das Oberelsass unternehmen würden, während für das Unterelsass die Gefahr nahe lag, dass in den fortdauernden Fehden <sup>7</sup> zwischen den Grafen

<sup>1</sup> Ich habe Bedenken getragen, diese ekelhafte Sache aufzunehmen, aber sie ist doch so bezeichnend, dass sie nicht wohl zu umgehen ist.

<sup>2</sup> Schreiben Schads vom 7. August (fer. sexta an. Laurenc.; von Mossmann falsch datiert auf 6. August). l. c. 197 nr. 681.

<sup>3</sup> Auch ein Schreiben Ersteins an Oberehnheim wirft ein interessantes Streiflicht über die Art und Weise, wie die Schinder mit ihren Gefangenen umsprangen. Drei Bewohner von Kogenheim waren gefangen genommen; einer von ihnen, Ulrich Hochstrass, wurde vor die «leube» geführt und verkauft für 60 fl. Darauf wurde derselbe von dem Käufer an ein Thürgestell gehenkt und «swerlich getümelt», bis er 100 Gulden zu geben verhiess. Oberehn. St.-A. EE 6 or. ch.

<sup>4</sup> p. 926.

<sup>5</sup> Schilter 1020.

<sup>6</sup> Revue d'Alsace l. c.

<sup>7</sup> Bezüglich dieser Fehden verweise ich auf einen demnächst in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins von mir erscheinenden Aufsatz.

von Leiningen und den Herren von Lichtenberg die lothringischen Landherren die wilden Scharen wieder ins Land führten. Einstweilen aber fühlte man sich sicher im Vertrauen auf die zu Trier getroffenen Abmachungen, die ja insofern pünktlich gehalten worden waren, als die Armagnaken zur rechten Zeit abgezogen waren. So vergassen die sonst so ängstlichen Städte die Vorsicht, um rechtzeitig Streifzügen von Mumpelgart vorzubeugen. Dagegen schien jetzt die Zeit gekommen, an denen, welche die Armagnaken herbeigerufen und ihr Treiben begünstigt hatten, die Strafe zu vollziehen. Am schlimmsten fuhren die Sundgauer Edelleute, die jetzt bitter entgelten mussten, was sie gethan. Hier war es Basel, welches das Strafamt übernahm.<sup>1</sup> Der Krieg wurde wider alle diejenigen beschlossen, die den Dauphin hergerufen oder unterstützt hatten. Wie immer musste das arme Landvolk die Sünden seiner Herren entgelten; was der Dauphin im Sundgau unverheert gelassen, das wurde jetzt vollends verdorben und verbrannt. Es würde uns jedoch zu weit führen, auf die einzelnen Züge, welche die Stadt wider die Burgen der Sundgauer Herren unternahm, einzugehen; es genügt, dass eine ganze Reihe von Schlössern des Adels erobert und auch zum Teil gebrochen wurde; und dadurch ist dieser Rachekrieg Basels für den Wohlstand des Sundgauer Adels geradezu vernichtend geworden. Zugleich wurde sämtlichen Edlen, von denen die Stadt in Erfahrung gebracht hatte, dass sie auf seiten der Armagnaken gestanden, auf Lebenszeit der Aufenthalt in der Stadt untersagt. Gern hätte Basel auch die Elsässer Reichsstädte zu ähnlichen Massregeln bewogen, und es fehlte anfangs auch nicht an Neigung dazu. Noch während des Krieges mussten die Herren von Hattstadt schwere Vorwürfe von Colmar hören, dass sie ohne Not dem Feinde die Thore von Herlisheim geöffnet hätten;<sup>2</sup> und unmittelbar nach dem Abzuge des Feindes kam es zu mehrfachen Gewaltakten gegen Breisach und andere Orte, denen man Schuld gab, den Feind begünstigt zu haben. Am 17. April war Colmar dann in der Lage, Basel zu antworten, dass es augenblicklich mit den anderen Reichsstädten über gemeinschaftliche Massregeln gegen die Schuldigen unterhandelte.<sup>3</sup> Es erfolgte jedoch nichts, und man wird nicht fehlgehen in der Annahme, dass die Städte sich scheuten, etwas zu unternehmen, aus Furcht, mit der österreichischen Herrschaft und dadurch mit König Friedrich in Widerstreit zu geraten; sie wollten eben jeden Anschein vermeiden, als ob sie irgendwie die Unternehmungen der Eid-

<sup>1</sup> Ochs, Geschichte der Stadt Basel 3, 430 ff.

<sup>2</sup> Schreiben Colmars an Anton von Hattstadt vom 22. März. *Revue d'Alsace* l. c. p. 187 u. 188.

<sup>3</sup> *Revue d'Alsace* l. c. p. 416.

genossen und Basels begünstigten. Nur Mülhausen schloss sich dem feindlichen Vorgehen Basels an, und stiess nicht nur die Edelleute aus seinem Rate aus, sondern wies sie und die Achtbürger auch mit Horst und Nest aus der Stadt. Damit hatte sich die Stadt mit der Linken den rechten Arm abgeschlagen, und es hatte noch lange an dieser in der ersten Hitze getroffenen Massregel zu tragen.<sup>1</sup>

Der einzige im Lande, den sonst noch Strafe traf,<sup>2</sup> war der Graf von Lupfen, der den Gecken in Kiensheim Unterschlupf gewährt hatte. Strassburg, der Graf von Lützelstein und der Herr von Lichtenberg, zu denen sich merkwürdigerweise auch der Markgraf von Röteln mit 800 Mann gesellte, zogen über den Rhein und suchten ihn in seiner Grafschaft im Kletgau auf. Hier eroberten sie seine Stadt Engen und nahmen ihn selbst gefangen. Dagegen der Hauptschuldige, Herr Johann von Finstingen, musste einstweilen noch unbestraft bleiben; ihn deckte zunächst noch der mächtige Schutz des Königs von Frankreich, dessen Unterhändler er bei den Kurfürsten war. Später traf ihn dann allerdings auch empfindliche Strafe, aber nicht ohne dass auch Strassburg in dem sogenannten Wasselnheimer Krieg erhebliche Einbusse erlitt.<sup>3</sup>

Während nun der Sundgau von den rachedürstenden Scharen der Basler heimgesucht wurde, drohte gleichzeitig wieder ein neuer Einfall der Schinder. Die Garnison, die zu Mümpelgart lag, hatte eine namhafte Verstärkung erhalten: der Kapitän, der früher zu Markolsheim gelegen hatte, war mit 1200 Pferden in Mümpelgart eingerückt; darunter waren 800 gute, wohl ausgerüstete Leute, während die übrigen nacktes Volk waren. Sofort begannen sie auch ihr altes Treiben; ihre Streifzüge, wobei auch das Städtlein Pfirt in ihre Hände geriet, dehnten sie bis vor die Thore von Basel aus. Ausserdem verlautete, dass auch ein mächtig Volk von Schindern «danidenan» von Lothringer Landherren ins Elsass sollte geführt werden.<sup>4</sup> Die Gefahr für das Unterelsass erwies sich zunächst noch als unbegründet; dagegen war sie im Oberlande drohend genug; und diesmal waren die Stände im Oberelsass so gewitzigt, dass sie

<sup>1</sup> Der Stadt Mülhausen Geschichten von Petri p. 125.

<sup>2</sup> Die einzige Nachricht hierüber bei Schilter p. 1020.

<sup>3</sup> Ich gestatte mir hierüber ebenfalls auf einen demnächst in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins erscheinenden Aufsatz zu verweisen.

<sup>4</sup> Strassburg an Burckart von Mülnheim dat. Juni 15 bei Schilter p. 968. Die hier gemeldete Nachricht von dem Abzug der bisherigen Garnison muss auf einem Missverständnis des Berichterstatters beruhen. — Basel an Strassburg dat. Juni 25. — Schilter p. 969. Zu Markolsheim hatten übrigens zwei Anführer gelegen: Gaston de Lerigot und L'Espinasse.

sich zusammenschlossen. Es waren Herr Conrad von Bussnang als zeitweiliger Besitzer des Obermundats, Herr Dietrich vom Haus, Fürstabt zu Murbach, der Graf von Lupfen, der Herr von Rappoltstein, Herr Ulrich von Ratsamhausen zum Stein als pfälzischer Vogt zu Heilig-Kreuz, Herr Stephan von Vogtsburg als württembergischer Vogt zu Reichenweier, zwei Herren von Hattstadt, sowie Colmar und Schlettstadt mit den verbündeten Städten Kaisersberg, Türkheim, Münster, Ammerschweier und Oberbergheim, welche sich am 24. Juni zu Colmar zur Aufstellung einer Truppenmacht wider die Armagnaken verbanden,<sup>1</sup> um die Einbringung namentlich der Weinlese zu sichern und nötigenfalls einen Zug wider die Armagnaken in Mümpelgart zu unternehmen. Das Bündnis sollte auf fünf Jahre Gültigkeit haben, und alle Herren und Städte, welche demselben beitreten<sup>2</sup> wollten, sollten den Bund beschwören. Das geschah seitens Colmars am 27. Juni, seitens Schlettstadts am 2. Juli.<sup>3</sup> Besonders feierlich machte dies der Fürstabt von Murbach. Am 27. Juni versammelte er alle Zugehörigen von Gebweiler, Reich und Arm, gab ihnen vom Bunde Kenntnis und bestellte ihnen zugleich den Edlen Hans Stoer als ihren Hauptmann, der dann im Vereine mit den Bürgern feierlichen Eidschwur leistete, sich allen Verpflichtungen des Bundes zu unterwerfen. In derselben Weise liess der Abt auch die Vögte und Räte von Wattwiler, Uffholz, St. Amarin, Bühl und Bergholz ihren Beitritt erklären und verpflichtete sich gleichzeitig persönlich, den Vertrag fünf Jahre lang zu halten.

Nicht so glücklich war der Bund in dem Bestreben, sich Beistand und Hilfe zu verschaffen. Am zuvorkommendsten bewies sich Strassburg, das sich gerne bereit erklärte,<sup>4</sup> dem Bunde mit Truppen und Lebensmitteln zu Hilfe zu kommen, falls dessen Truppen bei Verfolgung des Feindes der Stadt Gebiet betreten würden.<sup>5</sup> Bischof Ruprecht meinte hingegen auf die Bitte der Verbündeten um Beistand, wenn sie bei der Verfolgung des Feindes das bischöfliche Gebiet berührten, dass er sich doch zuvor genauer mit ihnen beraten müsste, ehe er sich

<sup>1</sup> Die entsprechenden Aktenstücke im Mülhauser Urkb. 2, 161 ff.

<sup>2</sup> Leider ist die Bundesurkunde nicht bekannt.

<sup>3</sup> Mülhausen erklärte seinen Beitritt am 9. Juli. (nr. 668) Münster am 12. Juli, die den Vettern Hans Oswald und Wigelis von Hattstadt gehörigen Ortschaften Herlisheim, Hattstadt und Sulzbach beschworen den Bund am 17. Juli (nr. 671).

<sup>4</sup> Juni 28. nr. 646.

<sup>5</sup> Dabei ist allerdings zu bemerken, dass diese Möglichkeit eigentlich ausgeschlossen war. Lieber wäre es dem Bund schon gewesen, wenn die Stadt sich zu einer bestimmten Leistung verpflichtet hätte.

in einer so wichtigen Sache entschliessen könnte — und lud zu einem Tag nach Molsheim auf den 19. Juni ein.<sup>1</sup>

Auch an die österreichischen Landstädte, wie Altkirch, Ensisheim, Masmünster, Thann und Sennheim, hatten sich die Verbündeten um Beistand gewandt. Bekannt ist die Antwort von Altkirch vom 30. Juni, dass sie nicht ihre eigenen Herren wären und nichts beschliessen könnten ohne Zustimmung ihres augenblicklich abwesenden Vogtes Heinrich von Ramstein.<sup>2</sup> Der österreichische Landvogt Gräf Hans von Tierstein beschränkte sich dann darauf, den verbündeten Städten — an sie ist sowohl sein als auch der übrigen Eingeladenen Schreiben gerichtet, und sie sind das treibende Element — die Erlaubnis zu gewähren, den Feind auf österreichischem Gebiete zu verfolgen und dort Lebensmittel zu kaufen; ihnen dagegen Einlass in die österreichischen Festungen zu gewähren, hielt er sich nicht befugt; dazu müsste er erst die Erlaubnis von Herzog Albrecht einholen.<sup>3</sup> — Rätselhaft war aber die Haltung von Mülhausen. Man hätte meinen sollen, diese Stadt, die rings umgeben von den Gebieten der österreichischen Herrschaft und in nächster Nähe von Mümpelgart lag, hätte diesen Bund doppelt freudig begrüsst; statt dessen macht die Stadt die merkwürdigsten und widersprechendsten Ausflüchte, und es scheint sie bei ihrer feindlichen Stellung zur österreichischen Herrschaft verschnupft zu haben, dass Versuche gemacht waren, auch diese zum Eintritte in den Bund zu bewegen. Später aber überwand die Stadt ihre Bedenken und trat am 9. Juli dem Bunde bei.

Die Streifereien der Armagnaken hatten inzwischen fortgedauert; sie hatten sich bei Wuenheim und Sulz sehen lassen und waren gar am 3. Juli bis in die Aue bei Colmar gekommen. Jedes Mal war Colmarer Mannschaft ausgerückt, jedoch ohne den Feind erreicht zu haben. Jetzt schwang sich der Bund zu dem Entschlusse auf, dem Feinde auf den Leib zu gehen und einen Zug vor Mümpelgart zu unternehmen. Zu diesem Zwecke fand am 6. Juli ein Bundestag<sup>4</sup> zu Colmar statt, auf welchem nun in der That beschlossen wurde, in den nächsten acht Tagen einen Zug gegen Mümpelgart zu unternehmen. Viel konnte allerdings nicht dabei herauskommen, denn der Bund wollte sich nicht auf eine regelrechte Belagerung einlassen, sondern es sollte lediglich ein Streifzug sein, bei dem man versuchen wollte, den Feind aus der Stadt in einen Hinterhalt zu locken. Die weiteren Beschlüsse sind wieder so recht bezeichnend für die Schwerfälligkeit aller solchen Unternehmungen, wodurch ein schlag-

<sup>1</sup> Juli 1, nr. 650.

<sup>2</sup> 30. Juni, nr. 648.

<sup>3</sup> 4. Juli, nr. 656.

<sup>4</sup> Der Abschied im Mülhauser Urkundenbuch II, nr. 660.

fertiges Handeln geradezu unmöglich wird. Jedes selbständige Bundesmitglied beansprucht Führung seines Truppenteils unter Führung eines eigenen Hauptmanns; erst wenn der Zug von statten geht, sollen diese Hauptleute zusammentreten und aus ihrer Mitte zwei, drei oder vier Männer kiesen, denen das ganze Heer zu folgen hat. Um die notwendigen Vorbereitungen zum Krieg zu treffen, soll ausserdem noch ein Fünferausschuss zusammentreten, zu dem der Herr von Bussnang und der Abt von Murbach, ebenso die Herren von Lupfen und Rappoltstein, sowie Colmar und Schlettstadt und endlich Kaisersberg, Münster und Türkheim zusammen je ein Mitglied stellen. Vernünftig war es dagegen, dass beschlossen wurde, dass jedermann im Heere eine weisse Binde als Abzeichen tragen sollte, und dass beim Zusammentritt des Heeres alle besonderen Banner und Fähnlein eingezogen werden mussten; das Heer sollte dann ein «gemeines» Banner, nämlich St. Wilhelms Banner führen. — Bis aber jener Zug zustande kam, sollte ein Streifkorps von 400 Mann zu Ross und zu Fuss aufgestellt werden, um den Plünderungszügen der Schinder zu begegnen.<sup>1</sup>

Das waren nun ganz tapfere Beschlüsse, die aber leider nicht zur Ausführung gelangten; denn als nun die Abgeordneten heimkamen, hatte der eine Herr dieses, die andere Stadt jenes auszusetzen. So wollte Mülhausen<sup>2</sup> von einem Streifzug vor Mümpelgart und der Verwüstung der Umgegend nichts hören; das würde zu nichts führen, als dass die Armagnaken an allen denen, die nicht hinter festen Mauern sässen, Vergeltung übten; lieber sollte der Bund eine regelrechte Belagerung unternehmen. Schlettstadt erklärte sich zwar bereit, an dem Feldzug teilzunehmen, bemerkte aber, dass der Bundestag mit diesem Beschlüsse seine Befugnis überschritten hätte; vom Fünferausschuss wollte es hingegen nichts wissen, da der Bundesvertrag bereits genügende Vorkehrungen in dieser Hinsicht getroffen hätte. Vor allem musste man sich des Beistandes der übrigen selbständigen Reichsstädte versichern, um ein Heer von solcher Höhe, wie es beabsichtigt war, zusammenzubringen. Da zeigte sich nun aber wieder die ganze Kläglichkeit der Verhältnisse, und Colmar, das die Sache in die Hand genommen

<sup>1</sup> Der Anschlag scheint uns in dem Aktenstück des Mülhauser Urkundenbuch II, nr. 624 — ohne Datum, von Mossmann in den Anfang des Jahres 1445 gesetzt — erhalten zu sein. Das Aktenstück enthält keine Namen, aber alle Beziehungen stimmen. Danach sollte eine Truppenmacht von 400 Pferden und 1000 Mann zu Fuss sich in der Nähe von Mümpelgart in einem Hinterhalt legen, und am anderen Morgen sollte eine möglichst starke Macht nachrücken, vermutlich um die Besatzung nach der Seite, wo der Hinterhalt war, zu einem Ausfall zu verlocken.

<sup>2</sup> 9. Juli. nr. 662.

hatte, musste die bittersten Enttäuschungen erfahren. Nicht einmal die österreichischen Stände zu Ensisheim waren zum Anschluss zu bewegen, obwohl es doch ihr nächstes Interesse war, während der Landvogt Graf Hans von Tierstein nicht ganz abgeneigt war. Ebenso erfolglos waren die Bemühungen, ein Truppenkorps zu erhalten, bei Strassburg, Hagenau, dem Bischof Ruprecht und dem Oberlandvogt Kurfürst Ludwig, obwohl dieser allen Grund hatte, seine lässige Haltung während des Krieges in Vergessenheit zu bringen. Die Monate Juli und August waren unter diesen vergeblichen Bemühungen verstrichen, und so waren die Aussichten, unter denen der Bundestag am 2. September wieder zusammentrat,<sup>1</sup> nicht sehr günstig. In der That zeigen auch die Verhandlungen, wie herabgestimmt die Hoffnungen waren. Nicht einmal die Aufstellung jener kleinen Truppenmacht, welche die Streifereien der Schinder verhüten sollte, war zustande gekommen. Der Bundestag beschränkte sich darauf, aufs neue die Aufstellung eines kleinen Trupps von Reisingen zu beschliessen, ging aber in der Zahl ganz erheblich herunter; nur 60 Reisinge sollten zur «Landwehr» wider die Schinder aufgestellt werden, bis «der rechte Zug» wider den Feind zustande käme. Den Befehl sollte der edle Hans Stoer führen; die einzelnen Mannschaften, so viel von den Bundesmitgliedern gestellt wurden, sollten am 4. September zu Sulz zusammentreten. Der Plan zu einem Feldzuge vor Mümpelgart war jedoch nicht aufgegeben; ein neuer Tag sollte darüber beraten, wenn inzwischen der österreichische Landvogt Graf Hans von Tierstein und der edle Hans Kappeler die Absichten der österreichischen Herrschaft über etwaige Beteiligung an dem Zuge erfahren hätten. Herzog Albrecht hatte aber genug mit den Schweizern zu thun, und schliesslich warteten die Armagnaken auch nicht so lange.

Sie kamen in der That wieder.<sup>2</sup> Am 15. September zogen sie mit 400 Pferden von Mümpelgart das Land herab und kamen über Ruffach hinaus bis in die Nähe von Herlisheim. Hier gingen die Dörfer Pfaffenheim und Gebersweiler in Flammen auf. Während etliche der Schinder das letztere Dorf plünderten, Wein und Korn aufluden und fröhlich waren, tränkte ihr Kapitän mit etlichen anderen die Rosse. Da thaten sich etliche Bürger zusammen und erschlugen den Kapitän mit denen, die bei ihm waren. Als der Kapitän nun mit ganzem Harnisch angethan, ohne sich rühren zu können, am Boden lag, bot er vergebens eine grosse Summe für sein Leben. Die Bauern wollten nicht sein Geld, sondern sein Leben, und töteten ihn, indem sie durch den After des gepanzerten Mannes stachen.

<sup>1</sup> Der Abschied Mülhauser Urkb. nr. 685.

<sup>2</sup> Mone III, 533.

Inzwischen versammelten sich aber die Walen, so dass die Bauern nur mit knapper Not nach Münster entrannen, wo sie den Raub verprassten. Mutiger waren hingegen die Weiber, welche die Burg verteidigten, bis der Sturm vorüber war.<sup>1</sup> Die Armagnaken fingen aber über 100 Menschen, jung und alt, die sie mit dem erbeuteten Gute fortschleppten. Inzwischen wurde ihr Zug ruchbar, alle Glocken stürmten, und nun zeigte sich, dass man doch etwas aus den Ereignissen gelernt hatte. Eine grosse Menge Volkes zu Ross und zu Fuss kamen zusammen und zog den Schindern nach. Als diese aber merkten, dass sie verfolgt wurden, da flohen sie, was sie konnten, und liessen Menschen und Vieh stehen. Die Reisigen aber holten sie ein, während die Fussgänger nicht folgen konnten, da es «wüste» war und regnete. Jene aber erstachen mehr als 200 der Schinder und gewannen über 200 Pferde. Wären aber die Bauern rechtzeitig herbeigekommen, so wären ihrer noch viel mehr erstochen worden, denn die Schinder hatten grossen Schaden gethan im Oberelsass mit Mord und Brand. Und darum waren ihnen die Bauern auch gar feind, und wo sie an die Schinder kamen, da nahmen sie keine gefangen, sondern erstachen alle, Edle und Uedle.

Das war der letzte Zug, den die Schinder auf elsässisches Gebiet unternahmen, und wir dürfen wohl annehmen, dass dieser Misserfolg sie von weiteren Unternehmungen abschreckte. Bald war das Land jeglicher Gefahr überhoben. Am 28. Oktober schieden die Armagnaken aus Mümpelgart, nachdem die Bürger ihnen noch 2000 Gulden für Räumung des Schlosses hatten zahlen müssen.

Damit war für das Oberland die Gefahr beseitigt; endgültig war das Land von der schrecklichsten aller Plagen befreit. Nicht so günstig stand die Sache für das Unterland, wo die Gefahr eines erneuten Einbruches der Schinder nahe gerückt war. Die Fehden der Grafen von Leiningen mit den Herren von Lichtenberg wollten noch immer kein Ende nehmen, und so bestand auch die Gefahr eines Einfalles der Schinder, die im Dienste jener Herren standen, fort. Namentlich im Anfange des Jahres 1446 kamen in der Hinsicht sehr bedrohliche Nachrichten aus Lothringen herüber. Zum Glücke handelte es sich aber jetzt nicht mehr um den Einfall einer vollständigen Armee, sondern um einzelne Räuberscharen, und mit

<sup>1</sup> Berler in Code historique de Strasbourg II, 65. Man würde dies Ereignis, da äussere Daten fehlen, in den Beginn des Krieges setzen können, wenn nicht der Zusammenhang, in dem Berler erzählt, und der Umstand, dass die Weiber die Burg doch nur vorübergehend halten konnten, dem widerspräche; es wird demnach unser Ansatz richtig sein.

etwas Energie und gutem Willen musste man dieser Banden doch Herr werden können. Schlimmer schon stand es mit den Verwicklungen, die wegen des Herrn von Finstingen drohten. Strassburg hatte im Mai des Jahres 1446 genaue Ermittlungen anstellen lassen, welche dessen Teilnahme an den Ausschreitungen der Armagnaken unzweifelhaft machten. Jetzt gedachte es ihn zur Rechenschaft zu ziehen im Vereine mit den Grafen von Lützelstein, die ja ebenfalls aufs schwerste geschädigt waren. Die Gefahr war aber da, dass man dadurch auch die lothringische Macht auf sich ziehen würde. Kurz, das Land befand sich in schweren Befürchtungen, die ja auch durch die späteren Ereignisse, namentlich durch den Wasselnheimer Krieg gerechtfertigt sind, und so wurden aufs neue Verhandlungen geführt behufs Abschlusses eines Bundes, welcher sich namentlich gegen alle diejenigen richten sollte, welche diese Scharen ins Land führen würden.

Ueber die Vorverhandlungen sind wir nicht genauer unterrichtet;<sup>1</sup> nur waren sie auch jetzt recht langwierig, was wir aus dem Hin- und Herreisen der Colmarer Abgeordneten zu diesem Zwecke ersehen können.<sup>2</sup> Das Bündnis<sup>3</sup> wurde am 11. November abgeschlossen und umfasste ausser dem Kurfürsten als Oberlandvogt und dem Herrn von Bussnang sowie Strassburg lediglich die Reichsstädte Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weissenburg, Mülhausen und Oberehnheim und sollte auf drei Jahre Gültigkeit haben; es richtete sich ausdrücklich gegen solche, die das fremde Volk in das Land brächten oder denselben im Lande Beistand leisteten; sie wollten die Verbündeten nach Kräften an ihren Schlössern, Städten, ihrem Leibe und Gut schädigen.

Der Bund brauchte keine Probe seiner Leistungsfähigkeit mehr zu bestehen: denn inzwischen hatte König Karl in seinem Lande jene grosse Armeereform vollzogen, wodurch er der Wohlthäter Frankreichs geworden ist. Die Armagnaken hatten aufgehört zu sein; aus den besseren Teilen wurden jene Compagnien geschaffen, welche die ersten Anfänge des stehenden Heeres von Frankreich bildeten. Das war ja schliesslich der grosse Erfolg des Feldzuges für Frankreich gewesen, dass die Armagnaken zeitweise aus dem Lande waren; inzwischen konnten

<sup>1</sup> Hierher gehört der Abschied eines Tages zu Oberehnheim ohne Jahresdatum von Dienstag nach St. Adolf (September 6), den Schilter p. 995 unter Aktenstücken des Jahres 1444 abdruckt, der aber seinem Inhalt nach sich auf das Bündnis zwischen Pfalzgraf Ludwig und genannten Reichsstädten bezieht.

<sup>2</sup> Die Ausgaben der Stadt dafür sind in der Revue d'Alsace l. c. notiert.

<sup>3</sup> Schilter p. 953.

alle Massregeln vorbereitet werden, welche dazu dienen sollten, aus der bisherigen Geißel des Landes eine Schutzwehr zu schaffen. Es handelte<sup>1</sup> sich besonders darum, die Zahl der Truppen herabzumindern, jene «coquainaille» auszuschneiden und für pünktliche Soldzahlung und feste Garnisonen zu sorgen, damit das Streifen im Lande, die eigentliche Quelle aller Unordnung, ein Ende nahm. Die beabsichtigten Massregeln mussten jedoch im geheimen vorbereitet werden, um eine Wiederkehr solcher Zustände wie nach dem Frieden von Arras zu verhüten. Zu dem Zwecke wurden die namhafteren Kapitäne ins Interesse gezogen. Ihnen theilte man im Vertrauen von den beabsichtigten Massregeln so viel mit, als nötig war, dass sie auserlesen wären, mit ihrer besten Mannschaft in die ständigen Dienste des Königs zu treten. So ihres Beistandes versichert, konnte der König es wagen, den Hauptschlag zu führen. Nach der Rückkehr der Armagnaken fand vor dem Connétable Artus de Richemont grosse Truppenschau statt, und er bestimmte, wer nun in die neu zu bildenden fünfzehn Compagnien aufgenommen werden sollte. Die übrigen sollten in einzelnen Trupps in ihre Heimat zurückgeleitet werden, wo sie ihre frühere Beschäftigung, bevor sie das Kriegshandwerk ergriffen hatten, wieder aufnehmen mussten. Selbstverständlich konnte die letztere Bestimmung in ihrem ganzen Umfange nicht durchgeführt werden; namentlich in Lothringen hielt sich noch zahlreiches Gesindel in Diensten der an der Elsässer Grenze ansässigen Landherren, und ihre Scharen sind es, die noch einige Jahre das Elsass beunruhigen, um dann auch zu verschwinden.

Wir sind zu Ende; es ist eines der traurigsten Kapitel deutscher Geschichte, das hier aufgerollt ist; scheint es doch, als ob den Häuptern des Reiches jeglicher Sinn für des Reiches Ehre und Wohlfahrt abhanden gekommen war. Einen Lichtblick gewährt allein das Verhalten des elsässischen Bürgertums, und da ist es Strassburg vor allem, dessen Wappenschild hell und strahlend erglänzt. Es giebt keine Stadt in Süddeutschland, die das ganze 15. Jahrhundert hindurch in allen Fährlichkeiten eine gleich mannhafte Haltung beobachtet wie diese Freistadt des deutschen Reiches, nicht einmal das mächtige Ulm, das Haupt des schwäbischen Bundes. Auf seine eigene Kraft angewiesen, hat es den Kampf wider den gewaltigen Feind aufgenommen, und meist mit Erfolg, immer mit Ehren gestritten. Und wenn der deutsche Name bei diesen gallischen Kriegsknechten noch einigen Ruf behielt, so ist es die Faust der wackeren Strassburger Bürger gewesen, die ihnen diese Achtung abgezwungen hat. Wie steht sie doch da, diese Stadt, die stolz jede Unterhandlung mit dem Feinde abweist, so lange er auf

<sup>1</sup> de Beaucourt III, 391 ff.

dem Boden des Reiches steht, im Vergleiche zu dem Herrscher des Reiches und dessen «Säulen», den Kurfürsten! Für die Geschichte des deutschen Reiches möchte man wohl wünschen, dass es keinen Armengeckenkrieg zu verzeichnen gäbe; in dem schimmernden Ruhmeskranze Strassburgs hingegen bedeutet er einen der glänzendsten Edelsteine. Vielleicht ebenso tüchtig und ehrenhaft war das Verhalten des übrigen elsässischen Bürgertums; und wenn es weniger in den Vordergrund tritt, so liegt die Ursache davon in der Geringfügigkeit der Mittel, welche diesen Städten zu Gebote standen. Es will schon etwas bedeuten, dass auch die kleinsten Reichsstädte mutig dem Feinde stand hielten, dass nur eine einzige Reichsstadt vom Reiche abfiel, trotz aller lockenden Verführung. Und wenn wir dann erwägen, wie sehr den armen Rosheimern dies verdacht wurde, wie sie überall als Abtrünnige von der guten Sache verachtet waren, wenn wir ferner sehen, wie scharf diese Reichsstädte auch das Verhalten der übrigen Landstädte tadelten, die in allzu grosser Verzagttheit dem Feinde die Thore geöffnet hatten, wie sie sich selbst den Pflichten des Mitleids gegenüber verhärteten und unbarmherzig solche von Haus und Hof Vertriebene abwiesen, wie sie selbst ihre eigenen Bürger, die sich hatten gefangen nehmen lassen, lieber elend umkommen liessen, als dem Feinde durch ihre Auslösung Mittel zum Unterhalt zu gewähren, da muss man sagen, es war ein wetterhartes, kernfestes Geschlecht, dieses Bürgertum in den elsässischen Reichsstädten, welches das Banner der nationalen Sache aufrecht erhielt. Traurig war es, dass diesen wackeren Scharen der Führer fehlte, der sie vereint gegen den Feind geführt hätte. Freilich kamen wieder bessere Zeiten, und unter einem Maximilian I. wäre nicht möglich gewesen, was der Vater straflos geschehen liess.



SB

~~~~~  
**Strassburg**  
**Buchdruckerei von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).**  
~~~~~

CO 4700-89\*  
20-1  
CO



DC 109 .W5  
Die Armagnaken im Elsass, 1439  
Stanford University Libraries



3 6105 041 384 293

DC  
109  
W5

**Stanford University Libraries  
Stanford, California**

---

**Return this book on or before date due.**

--	--	--



